D 29
LW
1992
Inv. N.
3941

Geschenk des K. Gymn.-Professors
V. Roos 1909

D 290

# Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche.

Characteristiken

von

Hermann Marggraff.

Bibliothek des kgl. bay. Real-Gymnasiums Augsburg.

Leipzig, 1839.
Wilhelm Engelmann.

St 67.69

# Zu Schutz und Trutz!

Wäre das Buch, was ich hier den Kritikern in die Hände und dem Publikum in die Taschen spiele, eine freie Produkzion, etwa ein Roman, Epos oder Drama, so würde ich mich wohl hüten, mit der nackten Prosa einer Vorrede den Leser zu ängstigen und ihn auf eine Weise zu ernüchtern, daß es schwer hielte, ihn wieder trunken zu machen. Eine künstlerische Produkzion kommt auf eigenen Füßen am besten fort; sie beruht auf sich selbst, auf ihrem eigenen Nennwerthe, sie lobt und tadelt sich selbst, sie entschuldigt und verurtheilt sich selbst. Nicht in gleichem Maße ein kritisches Buch, dessen Schwerpunkt und Axe außer ihm liegen, das nicht egoistisch von sich selbst ausgeht und sich wieder auf sich selbst zurückzieht, sondern sich in aller Bescheidenheit der

Selbstverleugnung an auswärtige Zustände anschmiegt und nicht dadurch stark ist, daß es überhaupt raisonnirt und bespricht, sondern durch das, worüber es raisonnirt und was es bespricht. Einem fliehenden Feinde, heißt es, soll man eine silberne Brücke bauen, aber auch ein andringender Feind bedarf ihrer. Eine solche silberne Brücke baue ich meiner Schrift in dieser Vorrede, damit sie darüber hinwegstürme und ein halbgewonnenes Spiel habe, noch ehe sie ihre Trümpfe eingesetzt und Blut und Leben in die Schanze geschlagen hat.

Man hat in der jüngsten Zeit die Fäden der Literatur, so weit sie der Kritik angehört und so weit sie der Produkzion anzugehören prätendirt, so verwirrt, verwickelt und verzupft, daß die Fäden des Gewebes bunt und wirr durch einander liegen. Ich war der Meinung, daß es einmal der Mühe werth und zur Lösung der Literaturfragen nöthig sei, den Einschlagsfaden zu suchen. Ich suchte ihn, indem ich einen weiten Anlauf nahm, die Hauptfäden unserer früheren Literaturperiode nachwies, und darlegte, was des Volkes Character und Wesen sei, wie seine Geschichte verlief, wie sich Geschichte, Cultur und Literatur an einander aufbildeten, in Mißformen und Kunstformen, je nachdem die Lage der

Dinge und der Geschmack des Publikums zu jenen verführten oder diese begünstigten. Man erwarte daher keine eigentliche Cultur= und Literaturgeschichte, sondern eine Darstellung ihrer Coincidenzpunkte, einen Nachweis ihres gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisses, von der Dumpfheit früherer Jahrhunderte an bis zur gegenwärtigen, aus Schwäche gutmüthigen, aus Ueberreife skeptischen, aus Selbstsucht verderbten Civilisation, doch in der Art, daß die Literatur in der Darstellung das Uebergewicht behauptet und zuletzt, wo die literarischen Characteristiken an Breite wachsen, fast allein den ganzen Raum in Besitz nimmt. Manche werden meinen, daß ich zu vieles nicht hierher Gehöriges eingemischt habe, und doch sind hier nur die Grundfäden zu einer künftigen umfassenden Darstellung gelegt. Diese kann aber erst dann geschrieben werden, wenn sich das gegenwärtige weniger in Produkzionen und Thaten, als in Reflexionen und Ideen fortgährende Chaos beruhigt und gelichtet haben wird.

Viele in dieser Schrift betheiligte Autoren werden meinen, daß es nicht recht sei, die von ihnen selbst veranlaßten Literaturstreitigkeiten dem Publikum vorzuführen; sie werden meinen, daß dadurch der Mißcredit, in welchem die Literaten zum Theil

ständen, so noch vermehrt werde. Damit hat man indeß viel zugegeben; wenn man Sünden begangen hat, so ist es für den Unbefangenen Pflicht, sie im weitesten Umfange aufzudecken und historisch zu behandeln. Ist man sich erst über die Symptome, den Sitz, die Ursach und den Verlauf einer Krankheit klar, so ist die Heilung schon halb vollbracht. Prätensionen allerlei Art zu bekämpfen, war Hauptzweck. Vielleicht trägt meine Schrift dazu bei, die darin Getroffenen zu vermögen, sich über ihre Absichten, Gesinnungen und Zwecke und was im Umfange ihres Strebens und Wollens liegt, klar und begrenzt auszusprechen. Nachdem man so viele diplomatisirende Bücher und Aufsätze verfaßt hat und trotz aller Diplomatie göttlich grob gewesen ist, habe ich es über mich genommen, ein ehrliches Buch zu schreiben, ohne, trotz der Ehrlichkeit, grob zu sein, ein ehrliches Buch, selbst auf die Gefahr hin, von W. Alexis unter diejenigen seiner jüngern Freunde gerechnet zu werden, die er in die Literatur einführte, die sich jetzt emancipirt haben, und deren Namen er, um ihre Undankbarkeit aufzudecken, zu sammeln versprochen hat. Was an unsern Schriftstellern wahr und ein geschichtliches Moment in der Entwickelung der Literatur geworden ist, wird um so zuversichtli-

cher hervortreten, je ungescheuter ihre Irrthümer besprochen und enthüllt worden sind. Auch vergiebt man einem Schriftsteller um einer Wahrheit willen, die er festgestellt hat, gern doppelt so viele Irrthümer, wenn sie nur aus einem an sich wahren und treuen Gemüthe kommen. Denn der Irrthum kann und wird widerlegt werden und widerlegt sich durch sich selbst, die Wahrheit ist unwiderlegbar und wird, wo und wann sie sich auch erzeugt, sogleich Eigenthum der Geschichte und der Menschheit. — Da übrigens Mundt und Gutzkow ebenfalls skizzirte Darstellungen der jüngsten Literaturperiode versprochen haben und Laube, wie es heißt, an einer großen Literaturgeschichte dichtet, so ist zu hoffen, daß sich aus diesen verschiedenen Auffassungen doch etwas Positives ergeben wird.

Die Operationsbasis dieser Schrift liegt außerhalb eines philosophischen Systems, ja sogar auf einem dem hegel'schen Systeme durchaus fremden und feindlichen Gebiete; meine Polemik richtet sich aber nicht gegen den Meister des Systems, noch gegen die Hegelianer erster Generation, die durch Rosenkranz, Gans, Hotho und viele andere würdig vertreten wird, sondern gegen die Hegelianer zweiter und dritter Generation, welche sich, je oberfläch-

licher, desto anmaßender, je abhängiger vom System, desto herrischer zu gestalten droht. Ein philosophisches System hilft regeln, ordnen und die gährenden geistigen Elemente abklären; ehe aber Schiller Kantianer war, war er Produzent und Dichter, und nie hätte Göthe seinen Faust und jene berühmte Scene zwischen Mephistopheles und dem Schüler gedichtet, wenn er seine Selbstständigkeit einem Systeme geopfert hätte. Die Schule, das System, das bloße Spekuliren, Rubriciren und Classificiren pflegt, wenn auch nicht am Ende aller Tage, doch am Ende der poetischen Tage eines Volkes einzutreten. Wenn aber das System in die Hände der geschwätzigen Müßiggängerei, der Unreife und Unbärtigkeit fällt und von Leuten gehandhabt wird, deren Kenntnisse wenig über das System und höchstens in die Kreise der Belletristik hinausreichen, deren Erfahrungen sich mit den Erfahrungen von Schule und Universität abschließen, deren natürliches Gefühl gebrochen, deren produktives Vermögen gering oder doch höchst zweifelhaft, deren Eitelkeit aber in hohem Grade unzweifelhaft ist, dann wird das System zu einem Blasen ziehenden spanischen Fliegenpflaster des absprechenden Raisonnements; was Beruf hat, seine Selbstständigkeit außerhalb

des Systems aufrecht zu erhalten, wird urkundlich untertreten, jede Produkzion bemäkelt und bekrittelt, was rein aus dem Gemüthe kommt, einfach, gesund, liebevoll, natürlich und herzlich ist, verdächtigt und mißachtet, und kein Individuum, kein Kunstwerk aus sich heraus erklärt, sondern Alles und Jedes, das Größte wie das Kleinste, unter eine und dieselbe Lupe des philosophischen Systems genommen. Das heißt Literatur und Leben nicht entwirren, sondern verwickeln, nicht die Theorie mit der Praxis versöhnen, sondern bis zur Unvereinbarkeit aus einander zerren. Hierüber ist noch Vieles zu sagen und mit Thatsachen zu belegen, wenn die Umstände dringender dazu auffordern sollten.

Diese philosophische Schulrichtung ist eins von jenen krankhaften Zeitsymptomen, die ich in meiner Schrift namhaft mache. Man sage nicht, daß ich Wunden schlage, sondern die Wunden sind schon da, ich betaste nur die Maale und schlage den Mantel zurück, der sie verhüllt. Wenn ich Leben und Literatur ernsthaft nehme, so haben mich Leben und Literatur auch ernsthaft genommen. Und um von mir selbst zu sprechen, was eben nur in der Vorrede möglich ist, so habe ich von früh auf innere und äußere Revolutionen erlitten und Schicksale sich um

mich entfalten sehen, welche allerdings das Gemüth zur ernsten Auffassung der Dinge und menschlichen Angelegenheiten stimmen. Ich habe keine freundliche Schule der Erfahrung durchlebt, sie hat sich nicht auf das bloße Universitätsleben, auf ein Paar Weltspazierfahrten oder ein Paar diplomatische Sopha= und Divans=Verhandlungen beschränkt; ich habe mich durch das Leben hindurchgepreßt und in Verhältnissen getummelt, die meiner Neigung und Gemüthsrichtung bis zum Extrem entgegengesetzt, ja feindlich waren. Unter solchen Erfahrungen geschieht es, daß man die Mächte des Himmels und die Gewalten des irdischen Daseins erkennen lernt. Ich war während meiner Universitätsjahre mit ganz andern Dingen beschäftigt, als wie die Herren Studenten von jetzt, die in den Conditoreien Belletristik und Welterfahrung studiren und wenn sie einer Universität entronnen sind, auf der andern Gelegenheit suchen, ihre ehemaligen Universitätslehrer zu recensiren und zu schmähen, ein liebenswürdiges Geschäft, wobei sie von berühmten und vielbelobten Männern geheim unterstützt und aufgemuntert werden. Ich kenne sie und mag sie nicht namhaft machen. Der ruhigen Produkzion geneigt, ergriff mich das Verhängniß und stürzte mich in die stürmische Tagesde=

hatte, in die Wirren der Literatur, welche wenig mit meinen Idealen von einem vernünftigen, männlichen und glücklichen Literaturzustande übereinstimmten. So kann ich wohl sagen, daß mich meine Erfahrungen älter gemacht haben als meine Jahre, obgleich ich doch auch bereits in einem Alter stehe, wo ein rechter Staatsbürger seinen Hausstand hat und ein Paar kleine lebendige Fortsetzer und Fortsetzerinnen seines Namens und Geschlechts um seine ehrwürdigen Vaterkniee spielen sieht. Dies zur Entschuldigung, wenn ich wirklich die Dinge hier und da zu ernst genommen haben sollte. Ich war immer gewohnt, die ernsten Betrachtungen von meinen innern Gemüthszuständen und äußeren Umgebungen auf die Betrachtung der Menschenschicksale und des allgemeinen Looses der Dinge abzuleiten. „Unsere Zeit," sagt der gutmeinende Diesterweg, „kommt mir wie eine ungeheure Zeit vor, ungeheuer wegen ihrer Wichtigkeit für die nächsten Jahrhunderte, weil sie an dem Fundament für dieselben arbeitet; ungeheuer wegen der Kräfte, die ihr zu Gebote stehen, wenn man sie für die Grundlegung und die Anbahnung einer wirklich neuen Zeit zu benutzen verstehen möchte. — — — Es kommt mir vor, als wäre jeder Tag, jede Stunde von schwerem Gewicht. Die-

ses Gefühl beherrscht mich oft in solchem Grade, daß mir der Leichtsinn der Zeitgenossen wie eine ungeheure Ironie des Schicksals erscheint. Wir sollten nur den schweren Ernst auf der Stirn, die Gediegenheit auf der Zunge, die Gewissenhaftigkeit im Herzen haben, aber der Leichtsinn ist den Zeitgenossen auf die Stirn geschrieben" u. s. f.

Während der Zeit, die mich an meine hier dargebotene Schrift fesselte, bin ich sogar durch Zuschriften aus der Fremde, geschweige durch mündliche Zumuthungen, bestürmt worden, diese oder jene Angelegenheit, diese oder jene Persönlichkeit in so oder so einem Lichte zu sehen, wie sie nicht ich, sondern der Briefsteller sah. Ich habe von alledem keinen Gebrauch machen können. Nur einem guten Münchner, der für Viele gesprochen haben will, ein Paar Worte zur Entgegnung. Er wünscht, daß ich in meiner Schrift den Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland nicht berühren möchte, weil das der Mißstimmung zwischen beiden Theilen nnr neuen Nahrungsstoff geben hieße. Indeß ist dieser Gegensatz, da er nicht abzuleugnen ist, doch berührt worden, aber gewiß auf keine den Süddeutschen unerfreuliche Weise. Ich wünsche nicht, daß München je aufhörte zu tanzen, baierisch Bier zu

trinken und gegen Fremde gastlich zu sein. Jener brave besorgte Münchner wird sich wohl mit der Erklärung zufrieden gestellt finden, daß ich die in München verlebten Tage zu den glücklicheren meines Lebens rechne. Behaltet eure Biederkeit, euer natürliches Urtheil, und laßt uns unser Geistreichsein, unsere Kritik und Philosophie, die euch nichts nütze wären und die volle Lebenskraft absorbiren. Gebildeten und verständigen Männern wird es immer möglich sein, jenen Gegensatz zu überwinden. Männer wie der wackre patriarchalische Professor Söltl, der auch, wie so viele Dinge in der Welt, quiescirt ist, und viele Andere haben ihn zu überwinden gewußt.

Was meine Ansichten über die jetzt gangbar gewordene religiöse Skepsis betrifft, so weiß ich, daß ich damit den Zeitgemäßen, welche dem Christenthum eine freiere, d. h. losere und unkirchliche Verfassung geben möchten, schroff gegenüber trete. Man wird indeß nicht verkennen, daß sie auf einer ganz andern Grundlage ruhen, als Menzel's kritisches Verfahren, womit er abermals, statt für die Sache und seine Herzensmeinung allein zu eifern und die Personen aus dem Spiele zu lassen, die Skeptiker und die Hegelianer insgesammt denuncirt, indem er es dem Staate selbst offenbar zur Pflicht macht, sich

mit Bann und Interdict in das Mittel zu legen und auf dieselbe Weise gegen sie einzuschreiten, wie vordem gegen das junge Deutschland eingeschritten worden ist. Es geschah dies von Menzel bei Gelegenheit einer Besprechung der Leo'schen Schrift „die Hegelingen," die er nur, wie die Kannibalen und Karaiben, als Gift benutzt, um seine tödtlichen Recensirpfeile damit zu betüpfen. Ich klage nicht an, ich schreibe nur eine Elegie, eine Nachklage, eine Klage über eine Zeit, die, wie man fast glauben möchte, in sich selbst zusammensinkt.

Nach einer Stelle meiner Schrift zu urtheilen, könnte es fast scheinen, als ob ich mich zu einem Gegner der Humanistik aufwürfe. Auch dagegen muß ich mich verwahren. Ich wüßte nicht, aus welcher Quelle unsere Jünglinge Ernst, Gediegenheit, Festigkeit der Gesinnung, Ruhe des Gemüths, und da die neue Politik auf der Schule nicht geübt wird, auch die politische Gesinnung, die Theilnahme an Staatsinteressen schöpfen sollten, als aus den Schriften der Alten. Aber wie man sie auf Schulen zu lesen pflegt, scheint mir nicht die rechte Art zu sein und oft dahin abzuzwecken, den Sinn für das Alterthum zu tödten und die Autoren dem jungen Volke zu verleiden, wie zugleich auf der andern

Seite das Aufleben deutscher Gesinnung zu hindern und der zeitgemäßeren Geistesrichtung und der Fähigkeit, echt deutsch zu schreiben und zu denken, Abbruch zu thun. — Ob in den Kreis der Unterrichtsgegenstände auf Schulen auch das Altdeutsche gezogen werden sollte, ist freilich eine Frage, die ich in der Schrift selbst zu wenig als Frage hingestellt habe. Gervinus und Andere haben sich dagegen ausgesprochen. Wenn mir die Wahl freigestellt wäre, so würde ich allerdings eine größere Ausdehnung des Unterrichts auf die Naturwissenschaften vorziehen. Wie viel bleibt uns auf diesem Felde unser Lebelang dunkel, weil der Unterricht meist in so hohem Grade dürftig und mangelhaft zu sein pflegt! Und doch liegt in diesem Studium etwas so Stärkendes, Erfrischendes, Liebevolles, Erhebendes und Beruhigendes, daß es gerade in unserer geistig zersetzten und zerfetzten Zeit nicht genug anzuempfehlen ist. So würde auch dem gänzlichen Abgewandtsein von aller Natur überhaupt unter den jungen Leuten vorgebeugt werden und das „Grauen vor der Natur" ein Ende nehmen. Die Naturwissenschaften und die auf ihrem Gebiete gemachten Entdeckungen und gesammelten Erfahrungen haben mehr als alles Andere zur Ausrottung der dumpfen Wahngläubig-

keit des Mittelalters beigetragen; sie würden, pflegte man sie, auch beitragen, die geistige Trockenheit und Starrheit und den Egoismus, der so offenbar überhand nimmt, auszurotten. Die Zersetzungswissenschaft, die Chemie, scheint ohnehin für unsre zersetzungssüchtige Zeit passend und angemessen.

Um meinen Recensenten, die sich größtentheils in meiner Schrift recensirt finden werden, ihr Geschäft zu erleichtern, schlage ich ihnen Folgendes vor. Jeder wird in meiner Arbeit, wie es bei einer solchen Schrift nicht anders möglich ist, etwas finden, was mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt; diese einzelnen Momente fasse man auf, reiße sie aus ihrem Zusammenhange, widerlege sie vom eigenen individuellen Standpunkte aus, und man wird ein leichtes gewonnenes Spiel haben. Die Gesinnung und Grundstimmung, die durch das Ganze durchgehen, thun dabei nichts zur Sache. Sonst etwas Gutes herausfinden und mir auch auf der andern Seite gerecht werden zu wollen, ist dem gegenwärtigen würdigen Zustande der Kritik nicht gemäß und widerspräche unsern Ansichten von Unparteilichkeit und Billigkeit. Der Eine bezeichne mich daher als einen Vaterlandsfeind, obgleich ich so gut ein deutscher Patriot bin, vielleicht zu engherzig für unsre

Kosmopoliten, wie ein Franzose, der seinen Landsleuten ihre vielen Nationalschwächen vorhalten wollte, ein französischer Patriot sein würde; ein Andrer rechne mich zu dem jungen, ein Andrer zu dem alten Deutschland, ein Andrer zu den religiösen Fanatikern, ein Andrer zu den Revolutionären, ein Andrer zu den Stabilen, ein Andrer zu den Allzumilden, ein Andrer zu den Allzuscharfen, ein Andrer zu den Allzuhalben, ein Andrer zu den Allzuganzen u. s. f. Was ist einem klugen Kopfe nicht möglich in eine Schrift hinein oder aus ihr herauszulesen? — Auch dürfte wohl ein zu gewagter Ausspruch, oder gar eine Vernachlässigung im Styl, oder ein dreistes Bild oder eine kecke Antithese Veranlassung geben, die Schrift in aller Kürze abzuthun. Andern schlage ich ein Paar unbedeutende Druckfehler vor, die überall nicht zu vermeiden sind, wie einmal S. 134 „Lieben" statt „Leiber" (wo übrigens der Sinn merkwürdigerweise derselbe bleibt) oder einmal „sclaverisch" statt „sclavisch." S. 307 möge man „Wissenschaftslehre" für „Wissenschaft" als ein Schreibeversehen entschuldigen. Auch einige Inconsequenzen in der Orthographie dürften als eine sehr günstige Ausbeute für die Recensenten in der Halle'schen Literaturzeitung zu empfehlen sein. Bei einem rai=

sonnirenden Buche, wie gegenwärtiges, wo die Woge der Reflexion leicht die Erinnerung an ein geschichtliches Factum, einen Namen oder eine Jahreszahl hinwegschwemmt, sind Gedächtnißfehler, — gute Anhaltpunkte für eine tadelnde Kritik — nicht gerade unmöglich. Ich führe leider selbst den Beweis. Einmal verwechsele ich den Namen der Gemahlin Friedrichs I. von Preußen, Sophie Charlotte, mit dem der Sophie Dorothee, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und an einem andern Orte lege ich der Schwägerin des Don Carlos, Marie Christine, den Namen seiner Nichte Isabelle bei. Das sind zwar Vorfälle, welche die Sache selbst nicht ändern; aber ich kenne einen berühmten Schriftsteller, der auf solche Irrungen Jagd macht und bald da bald dort in einem Journale veröffentlicht, um selbst anerkannte Gelehrte des Mangels an Kenntnissen zu beschuldigen. — Menzel hat auf all diese Fingerzeige nicht zu merken; er wird hoffentlich die Schrift lesen, aber nicht recensiren, um irgend einen Roman von und für Leihbibliotheken an die Stelle treten zu lassen. Die süße Unschuld!

Man hat mich häufig zu einem bloßen Schildknappen des jungen Deutschlands, jenes Phantoms ohne Körper und Existenz, machen wollen, zu einem

von seinen Schleppträgern, der auf die Ideen der sogenannten jungen Deutschen ohne Bewußtsein schwöre und ganz auf sie versessen sei; einer von jenen jungen suffisanten Berliner Philosophen, die immer von vorgefaßten Meinungen ausgehen und euch haarscharf beweisen, daß T dem Z vorangehe, weil Z dem T folge und daß das TZ die Einheit von dem Satze T und dem Gegensatze Z sei, hat mich sogar einen Nachahmer Mundt's genannt, obgleich ein schlichter gesunder Verstand auf den ersten Blick erkennen wird, daß meine und Mundt's Gesinnungen, Absichten und sprachlichen Eigenschaften rechts und links oft in eine unermeßliche Ferne aus einander gehen. Gutzkow, in dergleichen Dingen scharfsichtiger als sie alle, sagte einmal, ich gehöre zum jungen Deutschlande, aber so, wie der Hammer zum Ambos gehört. In wie weit dieser Ausspruch begründet sei, wird sich jetzt entscheiden lassen.

Die Kritik desorganisirt, die Poesie organisirt — ist eine Sentenz von Dumas in Bezug auf die jüngste Periode der deutschen Literatur. So wünschenswerth es wäre, wenn jetzt das freie und schöne Reich der Produkzion seinen Anfang nähme, so wollen wir doch das Raisonnement und die Kritik, deren Sturmhauch, statt in die Segel zu blasen, das

Schiff selbst ergriff und verschlug, nicht unter Gewissenszwang und Gewissensangst gänzlich aufgeben, so lange noch zu raisonniren, zu kritisiren und zu polemisiren so viele Veranlassung unterwegs liegt. Ich für mein Theil suche keine Händel, wo sie nicht schon sind, aber man wird mich, wenn man mich provocirt, immer gerüstet und geneigt finden, meine Sache durchzufechten, und was zum Theil in dieser Schrift nur scizzirt worden, in detaillirterer Ausführung näher zu begründen.

Mögen die Zöglinge der jüngsten Literaturperiode sich sträuben oder nicht, es ableugnen oder nicht, sich befehden, schmähen, verdächtigen, bloßstellen oder nicht, in den wesentlichsten Punkten treffen sie doch zusammen, wenn sie auch auf dem Wege dahin eben so oft von einander abweichen als sich berühren; mögen sie sich ihrem Grundwesen nach noch so entfernt stehen — vor dem Publikum rücken sie am Firmamente der Zeit doch an einander, wie die Fixsterne zu Nebelhaufen und Milchstraßen, großen und kleinen Bären. Die Entfernungen verschwinden und die Erscheinung bleibt vor den Augen der Welt nur eine.

Leipzig, im October
1838.

**H. Marggraff.**

# Inhalt.

Zu Schutz und Trutz! . . . . . . . . . . . S. III—XX.

## Erstes Buch.

Character der Zeit. Allgemeines Niveau. Industrielle Grundlage der Zeit. Ihr Friedenszustand. Drängen nach der Mittelmäßigkeit. Mangel an wirklichen Characteren und Heroenthum. Die gemeinsame Langweile. Fortschritt nach der Demokratie hin, vermittelst des anwachsenden kaufmännischen Geistes. Die Adels- und Geldaristokratie. Abdruck dieser Zeitphysiognomie in der Physiognomie der Literatur. Der Handwerkerstand und der Spekulationsgeist in der Literatur. Unselbstständigkeit der literarischen Produzenten in Deutschland. Produkzion und Kritik unter den verbitternden und gleichmachenden Einflüssen der Zeit. Die schwankenden Gemüther. Hoffungen für die Zukunft. . . . . . . . . . . . . . . . S. 1—34.

## Zweites Buch.

Characteristik Deutschlands. Nord- und Süddeutschland. Die Brüche des deutschen Nationallebens. Katholizismus und Protestantismus. Deutschlands politische Formen. Die Nachtheile der Zerstückelung Deutschlands. Parallele zwischen dem Westphälischen Frieden und dem Wiener Congreß. Vortheile der Zerstückelung. . . . . . . . . . . . S. 35—54.

## Drittes Buch.

Gemälde des deutschen Landes und der deutschen Geschichte. Ihre Tag- und Nachtseite. Trostloser Zustand nach dem westphälischen Frieden. Deutsche Langmuth. Hofdespotismus. Der religiöse Kern im deutschen Volke. Die pragmatische Sanction und Maria Theresia. Friedrich der Große, der Nationalheros. Erwachende Theilnahme an vaterländischen Interessen. Gelahrtheit und Philosophie. Das Zeitalter der Humanität vorbereitet. Klopstock. (Begriff der „Freiheit"). Winkelmann und Lessing. (Begriff des „Schönen"). Ebbe nach dem siebenjährigen Kriege im Innern. Joseph II. Die Vorgänge und Revolutionen im Auslande. Ihre Rückwirkungen auf das deutsche Vaterland. . . . . . . . . . . . . . . . . S. 55—70.

## Viertes Buch.

Zustand der deutschen Literatur nach Lessing. Umwandlung des Geschmacks. Göthe. Seine Polemik gegen die moderne Gesellschaft in Götz und Werther. Seine Briefschaften. Die Flegel-, Sturm- und Drangperiode. Der jugendliche und der alte Göthe, Hamlet und Polonius. Göthe und Schiller. Ihr Publikum. Schiller der „deutsche Genius des Zeitalters." Damals ein Chaos der Individualitäten, jetzt der Massen und Richtungen. Characteristik Jean Paul's, des Repräsentanten der deutschen Gemüthswelt. Bedeutung des Humors für und Rückwirkung Jean Paul's auf die Gegenwart. Johannes von Müller, Schöpfer des historischen Styls, vertheidigt gegen seine Ankläger. Die unsaubern Elemente in der Literatur der Gegenwart. . . . . . . . . . . . . . . . S. 71—100.

## Fünftes Buch.

Schattenseiten des deutschen Characters, vermöge seiner unfreien Ausbildung unter engherzigen Lebensformen. Hölderlin's, Börne's, Jochmanns und Anderer Ausfälle gegen die Deutschen als Nation. Deutsche Gesellschafterei. Der Schulunterricht. Das Fami-

lienleben. Der moderne Jammer im Allgemeinen. Eine Episode vom Selbstmord. Die Wehen der Zeit, ihre schreckhaften Gegensätze und ihre Einflüsse auf die jüngste „sociale" Literatur. . . . . . . . . . . . . . . . S. 101—147.

## Sechstes Buch.

Deutsche Sentimentalität. Wunderlichkeiten der Deutschen. Die romantische Schule. Die Sucht der Deutschen nach unwirklichen Zuständen. Bettina, ein krankhaftes Produkt der romantischen Richtung. Die Heldensänger vom J. 1813. Fouqué und die Männer der „Liebe und Ehre." . . S. 148—173.

## Siebentes Buch.

Poetische Wunderlichkeiten der Deutschen nach den Befreiungskriegen. Sand's That. Die Karlsbader Beschlüsse. Einbruch der alten Apathie in das Gemüths- und Gesellschaftsleben. Flauheit der politischen Welt. Um so mehr Schlechtigkeiten in der Literatur. Kotzebue, Müllner, Clauren. Die Novelle. Tieck. Hoffmann. Die Walter-Scottisten. Die Saphir- und Sontagperiode in Berlin. Die Lüge in der Literatur. Das Zwittergeschöpf der Ironie. . . . . . . . . S. 174—194.

## Achtes Buch.

Das Jahr 1830. Politische und sociale Literatur in Deutschland. Characteristik der socialen. Die Vorläufer und Propheten dieser Periode. Cynische, skeptische und frazzenhafte Dichter. (Byron, Shelley, Puschkin, Grabbe, die französischen Romantiker und Melodramatiker, Hoffmann, die Schicksalstragödieen). Characteristik der Rahel. Berlin und Rahel. Ludwig Börne. Die Jungen und die Alten. Börne's Polemik gegen Göthe. Die Göthe-Vergötterung. (Zelter). Börne und Heine. Heine's Frivolität. Seine Lyrik. Die Juden in der Literatur. Emancipation der Juden. . . . . . . . . . S. 195—264.

## Neuntes Buch.

Der politische Zustand nach 1830, besonders in Frankreich. Periode der Kritik und des Raisonnements in Deutschland. Der Witz. Die sprachliche Darstellung. Wolfgang Menzel. Menzel und das junge Deutschland. Problematischer Begriff des jungen Deutschlands. Die Camaraderie. Heinrich Laube. Ludolf Wienbarg. Die Emancipation der Frauen. Theodor Mundt. Karl Gutzkow. Das Interdict. . . . . S. 265—339.

## Zehntes Buch.

Die Zeit der Fragen. Die Corruption der Gegenwart im Vergleich zu der Corruption unter der Regentschaft nach Ludwig XIV. Die Friedenskrankheit. Ihre Symptome. Die um sich greifende Skepsis im Allgemeinen. Die religiöse Skepsis. Das Hegelthum. Strauß. Egoismus und Terrorismus des modernen Bewußtseins. Allgemeine Trostlosigkeit. Zersetzungsprozeß der jungen Deutschen: Mundt, Kühne und Gutzkow. Die jüngsten Literaturwirren. — Der Roman und die Novelle. Der Roman des Raisonnements und der Roman der Thatsache. Französischer, britischer, dänischer Roman. Unmoralität im Roman. Unsere compacten Romanschriftsteller. Der Verf. der transatlantischen Reiseskizzen. Die Tendenznovelle. Tieck. Henrik Steffens. Bührlen. W. Alexis. Sternberg. Immermann's Epigonen. E. Willkomm. Kühne's Klosternovellen. L. Schefer. S. Wiese. E. Duller. Der komische Roman. Reiseliteratur. Die Characteristiken, Memoiren und Biographien. (Zschokke. Funck. Bacherer. Varnhagen von Ense. Mundt. Kühne. Münch). Das Drama. Die Lyrik und Epik. Dir Kritik. Wie sie von den Hegelianern geübt wird. Die Journalistik. Hitzig und die Belletristerei. Schluß. S. 340—434.

# Erstes Buch.

Dem Blicke eines aufmerksamen Beobachters wird und kann es unmöglich entgehen, daß die Literatur nicht, wie der Ungeübte wohl glauben möchte, so unterwegs und neben der Geschichte her gemacht und allein von den Schriftstellern wie unser tägliches Brot uns zubereitet wird; ganz und gar nicht! — Die Zeit selbst spinnt am Webstuhle der Literatur mit; die Nation hat sich die Tugenden ihrer Literatur zuzurechnen und die Schwächen derselben zu vertreten; selbst das Genie, das doch über seine Zeit hinausragt und zugleich am Busen der Zukunft liegt, wurzelt im Boden seiner Zeit und ist mit ihren Säften erfüllt. Der Geist macht freilich seine Zeit, aber nicht ein einzelner, sondern eben der Geist der Zeit selbst, die Gesammtheit der Richtungen, die sie verfolgt, die Meinungen, die sie eingesogen, die Fähigkeiten, die sie sich angeeignet. Auch ragt ein Genie selten allein aus dem Meere der Zeit, wie etwa der Pik auf Teneriffa, viel öfter sieht man Vorberge, Mittelzüge, Bergketten und darüber den Gipfel, auf welchem der Blick des Beschauers und der Strahl der Sonne am längsten haften. Die Rückwirkung eines Genius auf seine Zeit wird um so bedeutender sein, je

mächtiger in ihm die gegenwärtige Bildung seiner Nation zur concentrirten Blüthe aufgeschossen, je tiefer das Verständniß ist, das er für ihre Fähigkeiten, Neigungen, Forderungen und Bedürfnisse gewonnen hat. Ein solcher Genius steht um so höher über seiner Zeit und Nation, je tiefer er in Zeit und Nation Wurzel geschlagen hat. Man könnte auf's bündigste beweisen, daß Luther, Friedrich der Große und Göthe, von denen Jeder in einer eigenthümlichen Richtung Reformator des deutschen Volkes gewesen ist, echt nationalen Geistes waren; und diejenigen haben sich nur an den trügerischen äußeren Schein gehalten, welche behaupteten, daß Friedrich der Große mehr Franzose und Göthe etwa mehr Grieche als Deutscher gewesen sei. Im Uebrigen haben wir jetzt eine Zeit, wo dieser angehören oft erst recht sagen will, seiner Nation selbst angehören.

Die Literatur entspricht den Bedürfnissen ihrer Zeit und ist ihr Gewächs. Die blutbefleckten Romantiker in Frankreich, Byron und Shelley in England, Hoffmann, Börne und Heine in Deutschland, selbst Puschkin in Rußland, dann die durch ganz Europa im Schwange gehende Walterscottomanie, jetzt die sociale Literatur, welche mit Tendenzen und Richtungen die Individuen erstickt — sie waren sämmtlich Erscheinungsformen der Zeit selbst und haben sich nicht so ganz abrupt durch sich selbst gemacht, wie man zu glauben scheint. Jetzt haben wir eine Literatur der Gleichmäßigkeit, eine Literatur mehr des Discutirens, als des Produzirens, mehr des Zersetzens, als des Zusammensetzens, mehr des Verneinens als des Bejahens, mehr des Zweifelns als des Glaubens. Wo aber das Discutiren, Zersetzen, Ver-

neinen und Zweifeln übermächtig ist über das Produziren, Zusammensetzen, Bejahen und Glauben, da hat das einzelne Genie als Autorität sein Recht verloren. Man will die demokratische Ausgeglichenheit, das Aufgehen in allgemeinen Richtungen, aber man will kein Beruhen auf sich selbst und eigener Schöpferkraft, kein aristokratisches sich Vordrängen. Unsere Hügelseelen dulden einmal keinen Montblanc in der Politik, keinen Mont-Rosa in der Poesie, keinen Groß-Glockner in der Musik, keinen St. Bernhard in der Theologie; das Genie wird von dieser Periode der Gleichmäßigkeit abgestoßen wie ein Teufelshorn. Die Verhältnisse, die sogenannten Zustände, sind die Despoten, die an die Stelle der Individualitäten getreten sind. Das Herz der Völker schlägt zu mächtig, um noch die Schläge des eigenen Herzens zu hören und zu zählen, und Bulletins über seine eigenen Gesundheits- und Krankheitszustände in die Welt ausgehen zu lassen — so lautet ungefähr die gäng und gäbe Meinung. Man sagt, Völkerschaften wären statt der Individuen auf die Bühne der Weltgeschichte getreten — Völkerschaften möchte ich nicht sagen, vielmehr gewisse Richtungen und Tendenzen, welche sich aus dem Gährungsprozeß, worin sich die europäische Menschheit seit Langem befunden, ausgeschieden haben. Aber man hat, kaum weiß man durch welche Mittel, einen Stillstand in die Gährung gebracht. Der Anlauf war zu heftig, und Abspannung und Uebermüdung sind darauf erfolgt. Man ist nicht stehen geblieben, aber man hat sich gesetzt und trocknet sich den Schweiß von der Stirn, um zugleich im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen. Man verlangt, wie ehrliche Handwerksleute

und Kinder, die sich überlaufen haben, panem et circenses — Brot und Tanzvergnügen. Die wackere Ehefrau oder die romantische Liebste am Arm schlendert man vor das Thor der Weltgeschichte hinaus, freut sich über das Getreide, das so schön anschlägt, über die Kartoffeln, die so vortrefflich behackt sind, und gelangt endlich in das Dorf, welches so nah und doch außerhalb der Weltgeschichte liegt. Man ist ein guter Bürger und respectirt die Landesgesetze selbst so weit, daß man nur an den Orten raucht, wo das Rauchen von Polizei wegen nicht vorboten ist. Gewiß! unsere Gesinnungen und Zustände sind nicht episch, noch dramatisch; aber sie könnten wenigstens idyllisch sein, wenn sie nicht so außerordentlich hausbacken wären. Höchstens daß sich hier und da ein lyrischer Schwärmer oder ein kritisch Verbissener oder ein in hegelsche Baumwolle Eingewickelter unter die Menge verirrt.

Das Gemeinleben kehrt jetzt vor Allem die industrielle Seite heraus. Man läßt Haus und Hof, Meublen und das Leben selbst verassecuriren; man baut Eisenbahnen, aber weniger ihrer selbst, als der Actien wegen, die man darauf anlegen kann; Alles, was wir unternehmen, muß sein Profitchen abwerfen. Wir haben vor der alten Zeit Manches voraus: Staatspapiere, Moden, philosophische Floskeln u. s. f.; Dinge, die nur einen fingirten Werth haben und wie die Wetterfahnen vom Drehen des Windes abhängen. Was man früher als unnütz verfliegen ließ, den Dampf, das sperrt man jetzt ein uud macht es zu einer lebendigen Schnell- und Druckkraft; wir sind Meister in der Kunst, zu schnellen und schnell zu machen. Unsere größten und geistreichsten Erfin-

dungen hängen mit der Industrie und dem Handel zusammen, und die Erfindung der Teufelskünste, der Schießpulverbereitung und der Buchdruckerkunst — auch die Buchdruckerkunst ist, als Mutter so vieler literarischer Schlachten ja vielleicht selbst der Reformation und der Revolution eine kriegerische Kunst — gehören einer kriegslustigeren Zeit an. Unsere Dampfschiffe und Dampfwagen sind friedliche Erfindungen; sie rücken die Völker näher, statt sie von einander zu entfernen; und es ist merkwürdig, daß die rechte Benutzung des Gases und der Dämpfe gerade in unsere Zeit fallen mußte, die so reich an Gasen und Dämpfen ist. Wir haben kaum andere als industrielle — man denke nur an John Cockerill in Lüttich — und merkantilische Genies aufzuweisen. Diese finden sich hauptsächlich unter den Juden vor und es möchte kaum ein geborner Christ neben Rothschild und Aguado zu stellen sein. Wir haben nur die Legitimität der Geburt voraus; aber die **homines novi** sind immer und überall die schlauesten, fähigsten und die am meisten erfinderischen. Für Industrie- und Intriguenritter ist jetzt ein weites Feld eröffnet; viele von ihnen, wie Mendizabal, gelangten bis zum Ministerposten.

Die Periode von **1830** ist nicht folgerichtig gewesen. Die Juliusrevolution war anscheinend keine Bürgschaft ewigen Friedens, und doch hat sie dem civilisirten und geordneten Europa den Stempel eines friedlichen Zustandes aufgedrückt, wie er vordem in dem Maße nicht da war. Säße noch sogenanntes legitimes Bourbonenblut und kein Bürgerkönig auf dem französischen Thron, so würde schon längst ein allgemeiner Krieg entbrannt sein, wenn nicht früher, doch

jetzt, wo der Katholizismus dem Protestantismus und dieser jenem Raum abzugewinnen bemüht ist. Wie fehl sind doch Alle gegangen, welche von der Julius revolution blutige Resultate oder gar ein constitutionelles Leben durch ganz Deutschland und die Unabhängigkeit Polens und Italiens, vor Allem einen Zustand erwarteten, welcher große erstaunenswürdige Thaten herbeiführen und Charactere hervorrufen würde, bei deren Anschauen wir uns über unser kleines Ich emporgehoben fühlen könnten! — Gerade durch ihre friedlichen Folgen ist die Julius revolution überaus merkwürdig. Der König der Franzosen ist offenbar ein Genie des Friedens und der Friedfertigkeit und seine kühnsten Ausfälle, die Wegnahme der Citadellen von Antwerpen und Ancona, waren die friedfertigsten von der Welt, oder man nahm sie wenigstens von der andern Seite dafür. Wie man einen Strom, der mit den Dämmen wenigstens auf gleichem Niveau steht, zurückstaucht und was die königliche Autorität einem brausenden Volksgeiste gegenüber noch vermag, sehen wir an der jüngsten Geschichte Frankreichs. Das friedliche System des gegenseitigen Nutzens bestimmt unser Thun und Lassen; so tief unsere Antipathien und so begründet sie auch sind, so gut wissen wir sie zu maskiren. Wir leben in einer diplomatischen Zeit, in der Zeit der merkantilischen Wechselnoten und des diplomatischen Notenwechsels, ein Grundcharacter, der sich nicht bloß in der politischen Welt ausdrückt, sondern auch in der socialen, der literarischen und der Handelswelt.

Unsere Zeit ist keine des Heroismus, also auch nicht des Genies, denn jedes Genie ist ein Heros. Wir verdauen und wiederkäuen das Gewesene und Verweste; aber es giebt

keinen unerquicklichern Anblick als denjenigen eines langweilig schläfrigen, wiederkäuenden Thieres. Einem solchen Thiere sieht unsere Zeit ziemlich ähnlich, einem Thiere, welches auf einem wüsten Sandfleck träge sich dehnt, verdaut, wiederkäut und zwischen den Zähnen die Spuren früheren Weidereichthums, ein Bündel Heu und Gras, festhält. Die Jetztwelt macht keinen großen Mann, auch wird sie von keinem großen Manne gemacht. Lady Morgan sagt, daß zu unserer Zeit nicht Einzelne, aber wohl die Völker geschichtlich groß sich zeigten. Dann würde es nur ungeschlachte Massenverhältnisse geben. Hätten wir große Völker, so würden wir auch große Männer haben, zu deren Bildung alle im Volk vorhandenen Säfte wie zur Bildung einer Blumenkrone zusammenflössen.

Es ist in der That auffällig, wie selbst in der Politik die noch vorhandenen genialischen Männer aussterben, ohne daß auf einen neuen Zuwachs Hoffnung vorhanden ist. Man hätte glauben sollen, daß sie seit dem revolutionären Epochenjahre 1830 wie Pilze hätten hervorschießen müssen; keineswegs — unsere Zeit ist für den Augenblick abgestanden und erzeugt wie ein Sumpf Infusionsthierchen, und zwar zu Tausenden, welche sich im Schlamme, ihres Daseins froh, umhertummeln. Nennt mir doch die Staatsmänner, die parlamentarischen Redner, welche seit 1830 zu einer durchgreifenden Wirksamkeit gelangt wären — und wenn ein solches Genie auftritt, so erliegt es dem Druck der Constellationen und der Flauheit der tauben, fauligen Masse, oder es ist der Machtspruch des Schicksals selbst, der es zum Stillstande verurtheilt und sein Leben kurz abschneidet. Perier,

Lamarque, Lafayette, Armand Carrel, Talleyrand — wie rasch auf einander sind diese Sterne erloschen! Mauguin und Odilon Barot halten Sieste und Dupin eröffnet glänzende Salons; Thiers, Guizot und Humann räumten einem Molé und einem Lacave Laplagne das Feld und ein Soult dem Bernard — welch ein Drängen nach der Mittelmäßigkeit! — O'Connell ist alt, Burdett perfide, Cobbett todt, Brougham's Stimme verhallt im Oberhause, und Wellington und Peel sind gemüthliche nachgiebige Leute geworden. Alles wird alt, mittelmäßig, abtrünnig, characterlos, oder, was noch das Beste ist, stirbt ab. Wollt ihr vielleicht nach den großen Staatsmännern Deutschlands fragen? — Eine Thräne des Dankes den guten Hausvätern, Friedensfürsten und Rechenmeistern — eine Thräne des Dankes und der Rührung! — Nun denn! so laßt uns wenigstens nach großen Characteren suchen! Verlorene Mühe! Das ist auch eine Species, die allmälig ausstirbt. Der Boden der Zeit bringt Quecken, Heidekraut, Pilze und allerhand nützliche Küchengewächse hervor, aber Eichen, Cedern und Palmen, mit Ausnahme der Friedenspalmen und der kritischen Stechpalmen, gedeihen nur spärlich. England erzeugt noch hier und da etwas, was einem großen Character ähnlich sieht; Frankreichs Charactere vibriren und fiebern, in Deutschland wachsen sie für Schule und Haus als Schling- und Parasitenpflanzen des Urstammes der Zeit. — Aber das ist nicht zu läugnen, daß die Giraffe in Paris die Aufmerksamkeit verdient, welche ihr von ihren dankbaren Zeitgenossen geschenkt wurde, daß die Beine der Taglioni nobel sind und eine gediegene Basis für unsere cosmopolitische Begeisterung abge-

ben, und daß das Ballet in Berlin, jenes glänzende Freicorps feuriger und entschlossener Schenkel, voll Kunst- und Unternehmungssinn, mit seinen Beinstrecken eine fühlbare Lücke in der moralischen Strecke der Weltgeschichte ausfüllt, und wie Laube sagt, als eine glänzende Rückforderung verloren gegangener Körperschöne anzusehen ist.

Dies ist die Zeit, unsere Zeit, die Zeit der Charactere in Form von Kniestücken und Kniehölzern. Man hat so viele Mäßigkeitsvereine — warum das? Wissen wir doch überall so hübsch und gehorsam Maß zu halten; ein Mittel-Mäßigkeitsverein ist die ganze Welt ohnehin.

Es ist auffallend, daß selbst auf den Territorien, wo der Kriegsgott los ist, kein alle gährenden Elemente an sich reißender und die Umstände glücklich benutzender Heros zur Erscheinung kommen will. Einige Jahrhunderte früher derselbe Bürgerkrieg in Spanien, dieselbe Kriegsfurie in Nord-Afrika — und wir hätten Dinge erlebt, von denen sich unsere Phantasie nichts träumen läßt. Kaum aber, daß man ein muselmännisches Nest durch die Macht der Kanonen und die Bravheit der Soldaten bewältigt hat, so beräth man auch schon in Paris, ob es nicht am besten sei, den mit Blut, Schweiß und Leiden aller Art errungenen Erwerb wieder aufzugeben. Diese Halbheit bricht Alles an der Spitze ab und gewöhnlich in dem Augenblicke, wo sich eine großartige Perspective auf heroische Thaten und welterschütternde Ereignisse zu eröffnen scheint. Die polnische Revolution hätte nicht so kläglich geendet, wäre sie von einem Heros, der Genie und Character zugleich war, beherrscht worden. Die unsäglich traurigen Folgen jener rücksichtsvollen Halb-

heit, die, der Richtung unserer Zeit gemäß, nicht auf die zu Gebote stehenden Kräfte baut, sondern auf weitab liegende diplomatische Besänftigungsanstalten, werden schmerzlich gefühlt, aber erst dann, wenn es zu spät ist. Ibrahim mußte mitten im Siegeslaufe still stehen, und für die Wegräumung Zumala-Carreguy's und des Sturmführers gegen Constantine sorgte das Schicksal selbst, vielleicht weil sie ihm über den Kopf zu wachsen drohten. Sebastian ist Infant und Valé ein alter Mann — man muß sagen, daß das Schicksal sehr gut zu subtrahiren weiß, um den Minuendus des Friedens und der Friedensmänner herauszubringen. Es geschieht kein Kanonenschuß, kein Säbelhieb, als um des Friedens willen. Raisoniren ist die Hauptsache. Wie viel Zungen revolutionirten in Canada gegen die Engländer, und doppelt so viel Beine haben sich nachher auf die Flucht gemacht! Schwerlich hätte zu einer andern Zeit ein König so viele Attentate ausgehalten, wie zu unserer Zeit Louis Philipp. Auch diese Mordanfälle geschehen nur, um ihm das Leben und mit seinem Leben den Frieden desto sicherer zu erhalten. Zuletzt läuft Alles auf eine Heirath hinaus, ein recht liebenswürdiger Characterzug der Gegenwart. Wie lange indeß der vom Schicksale begünstigte und durch Kunstmittel aller Art verlängerte Friede Bestand haben wird, ist eine Frage, deren Beantwortung einer Zukunft angehört, welche vielleicht weniger friedliebend sein wird, als die Zeit, in der wir — wenigstens halb — leben, weben und sind.

Unsere Zeit ist also, wie wir bemerken können, eine der Genialität und dem Heroismus nicht günstige, viel eher feindliche. Sie gewährt einen Anblick, der zwar nicht betrübend,

aber abspannend und am wenigsten aufregend ist — es ist das Schnupfen- und Grippenwetter, welches auf fast Alle einen gleich deprimirenden Einfluß übt. Von einer großen moralischen Kraft, welche sich in der Regel als Gegensatz gegen bestehende kräftige Unmoral ausbildet, kann fürder wenig die Rede sein. Man bemerke, daß die Blüthe der dramatischen Poesie in Athen mit dem politischen Glanz- und Höhepunkt der Stadt zusammenfiel, daß selbst die römische Poesie, der Blaustrumpf, die blasse gelehrte Tochter der schönen griechischen Mutter, ihre Mittagshöhe mit Rom zugleich erklommen hat, daß Dante ein tüchtiger Kriegsheld war und zur Zeit jener italienischen Wirren lebte, wo die leibhafte incarnirte Romantik ganz Italien wie ein Netz überspann, daß Shakspeare zu der glorreichen Zeit der Elisabeth blühte, als England seine ersten und kühnsten Aufflüge nahm, der reine natürliche Mensch etwas galt und die moderne tiefsinnige Speculation an die aus früherer Zeit herüberhängenden Blüthenzweige der Romantik ihre Fäden anzuknüpfen wußte; ja, man bemerke, daß selbst die hamletischen Jugendjahre Göthe's und die Sturm- und Drangperiode Schiller's in die aufgeregten Introdukzionszeiten der Revolution und in diese selbst fielen, daß sie ihre poetischen Schlachten zu der Zeit schlugen, als der Heros der neuen Zeit, Napoleon, die Flug- und Siegesbrücke seines Heldenthums aus dem alten in das junge Jahrhundert hinüberwarf, daß Schiller zu der Zeit der größten Erniedrigung Deutschlands gestorben ist, und Göthe zu derselben Zeit seine stürmischen Adlerflügel senkte und seinen Genius erlahmen ließ. Fast an jedem Punkte unserer Welt- und Literaturgeschichte läßt sich nachweisen, wie die Genie's

nothwendig und naturgemäß nur unter diesen Constellationen, diesen Zeitgenossen, diesen parallel laufenden Erscheinungen werden und gedeihen konnten, unter denen sie geworden und gediehen sind. Die Textur der Geschichte ist eben so künstlich und wunderbar, als die des menschlichen Ohres und Auges und deren Functionen; und es wäre ein Aberwitz, zu glauben, daß Einer der Hunderte und Tausende seine Zeit mache, so im Sturme seines Genie's, in Folge seines Calcüls oder auf dem Wege der leidenschaftlichen Aufwallung. Die Geschichte ist das Kunstwerk eines höhern Werkmeisters, wir sind nur das Material, oder wenn das unsern Stolz kränkt, höchstens die belebten und beseelten Fabrikarbeiter, welche ihr Pensum am Webestuhle der Zeit abspinnen. Wir sind die Muskel- und Nerventhätigkeiten am Körper der Weltgeschichte; Alles steht in einem gegenseitigen Verhältniß der Wechselwirkung, in einer durchgehenden Abhängigkeit vom hundertsten bis in's tausendste Glied. Davon überzeugt sein, daß wir Knechte in Gott, seine Rechenknechte, die unverrückbaren Posten der Summe „Weltgeschichte" sind, das ist unsere Freiheit.

Wie die geistige Ausbildung des Einzelnen unter den Einflüssen seiner körperlichen Organisation steht, und die feinere oder gröbere Organisation seiner Nerven, ja selbst die Lage im Mutterschooße, die gesündere oder krankhaftere Nahrung, die wir da empfangen, der Milchstoff, den wir als Säuglinge in uns saugen, einen großen Unterschied bedingt, so daß das Menschengeschlecht vom Halbthiere bis zum Halbgott herauf nüancirt, und zwar unter den Gesetzen einer Nothwendigkeit, welche auf keinem Punkte unsers Daseins

vollkommen überwunden werden kann, so ist weiterhin die Zeit, in der wir leben, als Inbegriff der Thätigkeit und Wirksamkeit so vieler und so unter sich verschiedener Individuen, der Gesammtkörper, der gemeinsame Fruchtboden, aus dem wir unser Gemeinblut und unsere gleichartige Nahrung saugen. Freilich macht die Art und Weise der Empfänglichkeit und Verarbeitung einen Unterschied. Wir sind die Röhren und Canäle, in denen das Blut der Weltgeschichte umläuft, oder meinetwegen die Orgelpfeifen, welche von einem und demselben Hauche des Blasebalgs der Geschichte erfüllt sind. Aber freilich! das Blut der Geschichte läuft nicht immer frisch und rein, und wenn ein schlechter Virtuose die Orgel spielt, so dissoniren die Pfeifen. Wir können nicht läugnen, daß es uns an Schwung der Begeisterung gebricht. Zu rechter oder unrechter Zeit tritt das Calcul ein und macht uns aus überschwänglichen Enthusiasten zu kalten Rechenmeistern, die sich auf das Plusmachen verstehen. Man kann, wie Weib und Mann jetzt sind, weder am Weibe noch am Manne die rechte Freude haben, und weil uns die rechte Freude fehlt, so ist es uns auch unmöglich, freudig zu produziren und zu genießen. Wer nicht an der Oberfläche der Dinge klebt, kann diese traurige Erfahrung jeden Tags zwölfmal an sich und seinen Umgebungen machen. Wenn das Volk über eine Nudität oder einen dummen Witz im Theater oder über den rührenden Anblick einer glänzenden Parade in Jubel ausbricht, wollt ihr sagen, das sei echte Volkslust, und ein Beweis, wie zugänglich einer wahren Freude das Volk noch sei? — Das sind in der That schöne Dinge jetzt, für die sich zu enthusiasmiren noch erlaubt

ist! Das ist Rohheit und Fleischeslust — wir aber begeben uns in eine Theegesellschaft, lassen ein kritisches Lächeln um unsere Mundwinkel spielen, sprechen von gutem und schlechtem Wetter, wie viel Personen in den drei letzten Tagen auf der Eisenbahn gefahren sind, wie die Actien stehen, wie sich eine fürstliche Person auf dem Balcon gezeigt hat und in hergebrachter Weise gerührt gewesen ist, wie im Parquet ein schönes Frauenzimmer zu sehen war, wie die Kochstraße neu gepflastert wird — und bei alledem sollte unser Herz nicht warm werden und unser Patriotismus, nachdem er zu Hause seinen Schlafrock angezogen und sich seine Abendpfeife gestopft hat, nicht beruhigt schlafen gehen können? — O gewiß! es war ein geistreicher Abend; gekostet hat er auch nichts, an der Langweile stirbt man nicht, oder doch nur sehr allmälig; und Alles sonst ist beim Alten geblieben. Wahrlich! wenn unsere Ehen im Himmel, vielleicht im siebenten, geschlossen werden, so ist von unsern Thee's vielmehr noch zu behaupten, daß auch sie im Himmel gegeben werden — im Himmel der Aesthetik und der vornehmen Morosität, welche geistreichen Leuten so überaus gut steht, wie ein schaafwollenes Mäntelchen, hinter dem sich Gefühls- und Gemüthsarmuth so trefflich zu verstecken weiß.

Es wäre ein Wunder und widerspräche den natürlichsten Gesetzen und langjährigen Erfahrungen, wenn durch all diesen Jammer des modernen Lebens ein echtes, ein wirkliches Genie hindurchbräche. Noch ist die Zeit nicht da, wo das Genie emancipirt werden soll; aber es liegt in unsern Ideen und angeregten Tendenzen zu viel Kern, als daß sich erwarten ließe, die Zeit werde keinen höheren Schwung neh-

men und keine neue Sturm- und Drangperiode herbeiführen; aber sie muß zuvor ihrer eigenen Flauheit, ihres Schlendrians, ihrer in die Augen fallenden Aermlichkeit sich bewußt und überdrüßig geworden sein. Wie Börne für die Deutschen einen Nationalärger hervorzurufen wünschte, so möchte man jetzt fast wünschen, einen Zeitärger hervorrufen zu können; wozu übrigens, bei dem bekannten Indifferentismus der Zeit, wenig Aussicht vorhanden ist.

Für den Augenblick werden wir uns noch mit unserm Halbzustand begnügen müssen, mit jenem Halbzustand, der fast für alle Literaturen der Gegenwart bezeichnend ist. Ich verkenne die großen Ideen und Tendenzen nicht, die sich dem Mutterschooße unsrer Zeit entrungen haben. Wir haben offenbar einen Fortschritt gegen die Seite der Demokratie hin gethan. Der Kaufmannstand bildet sich immer mächtiger und selbstständiger aus, drückt die Erbaristokratie nieder und befördert den Unabhängigkeitssinn der bürgerlichen Klasse. Revolutionen gegen die höchste Staatsgewalt können vielleicht hier und da noch entstehen, aber je mächtiger der Kaufmannstand sich herausgebildet hat, desto gefahrloser werden sie sein. Die Geldaristokratie hat das Arcanum in den Händen, sie zu beschwichtigen; sie hat nicht das Schwert in den Händen, aber das goldene Heft des Schwertes, mithin überhaupt das Heft. Man mag gegen die Geldaristokratie eifern wie man will, so gewährt doch jene demokratische Verbrüderung der Kaufleute und Geldmenschen unter einander, die auf dem Wege desselben Interesses ihr Netz über die ganze Erde verbreiten, einen eigenthümlich großartigen Anblick. Die Adelsaristokratie haftete an der

Scholle; sie betrachtete die, welche ihre Felder bestellten, als ihre Leibeigenen; die Geldaristokratie hat einen Boden unter sich, der so groß ist, wie der Erdboden selbst, sie betrachtet ihre Arbeiter nicht als Leibeigene, sondern als solche, die Brot und Lohn wechseln können, mithin selbstständig und eben so wenig als ihre Brotherren an die Scholle gebunden sind. Da ist Alles flüssig, raschwechselnd und frei, wie das Geld, mit dem man bezahlt; wo man auf Kartoffelbeete und Krautgärten Anweisung giebt, da ist die Gebundenheit, die Hörigkeit und die Stabilität der Knechtschaft. Je mehr der Handelsstand in Aufnahme kommt, eine desto größere Annäherung an demokratisches Gemeinwesen muß stattfinden. Dafür zeugt im Alterthume das Gemeinwesen der Phönicier und Karthago's, im Mittelalter die Blüthe der Hanse, der freien deutschen Reichsstädte, der italienschen Handelsrepubliken Venedig und Genua; dafür zeugte späterhin Holland, jetzt England, Nordamerika, Hamburg, Frankfurt. So lange die Staaten Südamerika's nicht mächtig im Handel geworden sind, so lange bleibt es für sie gleichgültig, welche Staatsform bei ihnen herrscht; diese Republiken werden sich nicht eher auf die Dauer consolidiren, ehe sie nicht kaufmännische Wirksamkeit erlangt haben, und eher dürften sie ein Abhängigkeitsverhältniß gegen einen monarchischen Gebieter eingehen, als auf die Dauer Freistaaten bleiben ohne Impuls des Handelsgeistes. Das Interesse des Kaufmannstandes ist es, nicht die sogenannten liberalen und constitutionellen Ideen, wodurch die Staaten, welche den Absolutismus festhalten wollen, gefährdet werden. Gegen die Mauerbrecher der liberalen Ideen schützt man sich wohl mit

Bollwerken; aber jenes Interesse wühlt nach und nach den Grund auf, bis die Bollwerke nachsinken.

Und somit wäre die Zeit auch auf der starke Seite ihrer liberalen Ideen der poetischen Hülle, mit der man sie zu bekleiden gesucht hat, bis auf ihr nacktes prosaisches Gerippe enthülst worden. Und das ist die Schattenseite, welche uns der kaufmännische Geist der Zeit zukehrt; er ist an sich die reine Prosa, so sehr auch schriftstellernde Kollegen z. B. der Verf. der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, den poetischen Geist aus diesem trefflich organisirten Körper des Geld= und Handelsstandes heraufzubeschwören suchen. Aber es ist eine großartige Prosa! Ist die Weltgeschichte das Weltgericht, so könnte man jetzt eben so gut sagen, die Börse sei das Weltgericht der Gegenwart. Der Stand der Banknoten bestimmt die diplomatischen Noten. Die historischen Größen seufzen und schmachten unter den Händen der Bankier, unter der Last der Schulden und Anleihen, wie der gebändigte Typhon unter dem Gewichte des Aetna. Man kann gegen diese allgemeine Prosa einen Widerwillen haben und doch ihre Größe und Schwere anerkennen; man kann sogar in jener großartigen Benutzung einer geheimnißvollen Naturkraft, des Dampfes, eine Art Poesie finden, in jenen Dampfschiffen, durch welche Welttheile, und in den Eisenbahnen, durch welche Gebiete, Völker und Ideen mit elastischer Schnellkraft verknüpft und Bauwerke und Unternehmungen veranlaßt werden, nach denen zu urtheilen eine späte Nachwelt uns sogar für Giganten der Kraft und Thatkraft halten wird. Was haben wir sonst für eine Poesie? In unserm Beamtenstande suche man sie nicht, und der

Adel hat schon lange seinen poetischen Glanz, sein abenteuerlich schwungvolles Ritterthum eingebüßt. Man hatte nicht Unrecht, von einem Land- und Krautjunkerthum zu sprechen; der versunkenen Atlantis seiner Größe klagt der bessere und geistig gebildete Theil des Adelsstandes vergebens nach.

Mit der Zunahme des Handelthums kommt das Heroenthum in Abnahme. Heroische und kriegerische Gedanken vertragen sich nicht gut mit kaufmännischen, obgleich Kriege gerade um Handelsinteressen für die Zukunft wohl denkbar sind; und daß ein Handelsstaat, wo es auf Sein und Nichtsein ankommt, einen Kampf auf Tod und Leben zu kämpfen im Stande ist, beweist sich durch Karthago und Tyrus. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß Reichthum und Genuß an das Leben gewöhnen und daß das Ehrgefühl des Kaufmannes, wo es bei ausgebildeterm Gemeinwesen nicht die Aufrechterhaltung des letztern betrifft, weniger zärtlich ist als das der übrigen Stände. Die Ehre des Kaufmanns besteht in dem Glanz und dem Erfolge seiner Speculationen; das ist Ersatz für Vieles. Hier ist sein Kampfplatz, hier entwickelt sich sein Genie. Wir haben kaum noch ein anderes Genie aufzuweisen, als das Genie der kaufmännischen Speculation.

Alle diese Erscheinungen tragen ihre Züge auch auf die Physiognomie der verschiedenen Literaturen über. Man ist auch hier speculativ geworden, man betrachtet seine Produkte als Handelswaare. Es giebt bereits sogar in unserm Deutschlande Personen, welche nichts sind als Literaten und in ihrer äußeren Erscheinung an Glanz mit den Mitgliedern

bevorzugter Stände wetteifern können. Noch mehr resultirt das Schriftstellerthum in Frankreich, wo man fast durchaus fabrikmäßig produzirt. Es giebt ganze Manufacturen, wo Beaudeville's und Comödien angefertigt werden und der Fabrikherr seine Arbeiter hat; der eine ist für das muntre, der andre für das gefühlvolle Genre angestellt; ein dritter, welcher eine erschreckliche Phantasie hat, arbeitet im Melodrama; ein vierter liefert die Filetarbeit der Couplets. Auch in Deutschland wird wenig um der Sache selbst willen geschrieben; man wirft sich auf das, was gerade beim Publikum in Gunst steht und was vielleicht den Fähigkeiten des Schriftstellers aufs entschiedenste zuwiderläuft, oder man arbeitet für einen Buchhändler auf Bestellung. Die Herren Buchhändler aber verlegen ohne Wahl und Geschmack; das elendeste Büchlein eines erklärten Lumpen und das einfältigste eines gebornen oder gelernten Schwachkopfs findet zuletzt seinen Verleger und wer einen pikanten Titel erfunden, hat in den Augen der Buchhändler mehr gethan, als wer ein gutes Buch geschrieben. Daß sich die Literatur auf diesem Wege die Sohlen durchlaufen muß, ist augenfällig. So hat sich ein förmlicher Literatenstand herausgebildet, ein Handwerkerthum, eine Corporation von Handelsleuten, und diese Bildung ist der Zeitbildung ganz gemäß. Bei unsern literarischen Zänkereien ist die Principienfrage in der Regel auch nur Nebensache; das ist nichts als Nachbar- und Brodneid, Muhmen- und Gevatterzank. Höchstens führt man einen Guerilla- oder Spahikrieg, wie in Spanien und Afrika. Somit ist die Demokratie auch in der Literatur gegeben. So viele Autoren, so wenig Autoritäten sind vorhanden.

Daß der Eine den Credit des Andern herunter zu bringen sucht, ist eine verfehlte kaufmännische Speculation, welche Keinem zugut kommt und den Gesammtcredit der Literaten gefährdet. Und will man den Vergleich noch weiter führen, so kann man sagen, daß Brochüren und Flugschriften die Dampffahrzeuge und die fortlaufenden Journale die Eisenbahnen in der Literatur vertreten müssen. Wie in der Politik ein breitmäuliges Hin- und Herzanken statt findet, ein in's Horn Stoßen, als gält es allgemeinen Kampf, ein Ultimatisiren, welches nie zu einem Ultimum führt, auf ähnliche Weise characterisirt sich auch meist der Parteigängerkrieg, der in der Literatur bald hier bald da wie multriges Schießpulver aufblitzt. Zuletzt — und das ist das eigentliche Ultimatum — verträgt man sich in der politischen Welt wie in der literarischen, und da ein gewissenhaftes Ehrgefühl kaum noch vorhanden ist, so vergißt man die Beleidigungen, die man sich gesagt hat, drückt sich die Hände und meint, es wäre so Alles in der rechten Ordnung, während ein Stück Zunder nach dem andern zurückbleibt und jeder Funke, der zufällig darauf fällt, ein ähnliches Feuerchen und Kriegsflämmchen zu erzeugen droht.

Es möchte zur Zeit einem Genie schwer werden, sich selbstständig durchzuarbeiten. Es wird nicht niedergekämpft, aber es wird, was schlimmer ist, abgeschwächt und ermüdet, und die Speise, welche die Zeit ihm gewährt, ist ohne eigentliche Nahrungskraft. An jener nivellirenden Grundstimmung, die unsre Zeit characterisirt, muß es zu Grunde gehen. Das in der Literatur beliebteste Genre, der Roman, das sogenannte moderne Epos, ist ein Ausdruck dieser Gleich-

heits= und Gleichmäßigkeitstheorie. Von dem Erzengel Walter Scott leben hundert wild nachgewachsene Engel der Romantik in Britanien und Deutschland. Eine Zeitlang betrachtete Frankreich seine dramatische Schreckenspoesie als den Heiland seiner Literatur, über welchen, wie man meinte, die Männer der klassischen Schule ihr „kreuzigt ihn" gerufen hätten; aber die Kritik stach jenen Heiland mit ihrem Speere an und es kam Blut und Wasser zum Vorschein — ein Beweis, daß er ein Leichnam war. Die Melodramenschreiber würfelten um die blutigen Gewänder, und der Vorhang, der das Allerheiligste im Tempel der Poesie verhüllte, war lange schon zerrissen von unten bis oben auf. In Frankreich gab es so viele Talente des Greuelhaften, daß selbst Eugen Sue in diesem Fache kaum noch der erste war. Auch die George Sand kam allmälig um ihren weltlichen Heiligenschein, vor dem man in den Staub sank. Es sind in der letzten Zeit in Frankreich selbst viele kritische Attentate gegen die Autorität der Madame Dudevant begangen worden. Es scheint in unsern Tagen nicht erlaubt und auch wirklich nicht recht zweckmäßig zu sein, den Fußschemel einer lobsüchtigen Kritik unsern mittelgroßen Schriftstellern unterzuschieben, damit sie größer erscheinen als sie sind; man duldet dergleichen Bemühungen auf die Dauer nicht; man ist zu mißtrauisch, demokratisch, kaffeeschwesterlich und liebt die Köpfe nicht, welche für sich selbst denken, etwas gelten und hervorragen wollen; alle diese langgestreckten Schwanenhälse unsrer Notabilitäten sind ein rechtes Fressen für unsere kritischen Scharfrichter. — Selbst Chateaubriand und Lamartine wanken fast wie

Gespenster umher und nur Berenger, der außerhalb des Zeitgeschmacks und der möglichen Angriffslinie steht, eben weil er das echt und ewig Nationale seines Volks, mit allgemein menschlichem Durchschlage, ergriffen hat, scheint den Rumpf seines Rufes auf eherne Füße gestellt zu haben.

Man könnte aus dem eben Gesagten vielleicht folgern, als ob ich zu den biedern Deutschen gehöre, welche, Musterbilder aller Tugend, Religiosität und Sittlichkeit, die moderne französische Literatur als gotteslästerlich, schändlich und menschenverderblich ausschreien und die Madame Dudevant eines an Tugend und Religion begangenen Sacrilegiums anklagen. Zu diesen beschränkten Tugendeiferern, deren geistiges Auge mit einer Blende, mit Hornblende versehen ist, mag ich nicht gehören. Daß der Gesammtcharacter der modernen französischen Romantik nicht gerade der einer ausbündigen Sitten- und Tugendhaftigkeit sei, muß jeder Unbefangene zugeben; aber ich meine, diese Erscheinung sei ein Ergebniß der Nothwendigkeit. Wie ein faulendes Mauerwerk Schwämme oder ein stagnirender Sumpf giftige Dünste erzeugt oder an stockendes Gebäck Schimmel sich anlegt, so sind alle diese Erscheinungen Abscesse einer krankhaft organisirten Gesellschaft. Das Gift sucht einen Ausweg und wird sich so selbst Gegengift. Wie kann uns ein Symptom, welches nur die Folge, die Anzeige einer krankhaften Verstimmung der Organe ist, gefährlich sein? Nicht die Pestbeule sondern das in unserm Körper vorhandene Pestgift, bringt den Tod. Diese Emporschwellungen und Tuberkeln verkünden uns die Stelle, wo die Gefahr sitzt. Wir werden aufmerksam, wir denken an Heilung und kön-

nen eine Prognose stellen. Wir sollten vielmehr diesen nachdrücklichen Symptomen Dank wissen und uns bemühen, die Krankheitsursachen, welche in der Organisation der modernen Gesellschaft selbst liegen, hinauszuschaffen. Die französischen Schriftsteller schreiben für ihre Landsleute, welche die Dinge leichter nehmen, als die Deutschen, und einen flotteren Begriff von Moral haben, als wir. Da macht sich denn Alles viel natürlicher und minder gefährlich, worüber wir Schul- und Familienmenschen die Hände ringen. Der Deutsche ist versteckter, penibler, scheinheiliger; der Franzose ein Produkt und Produzent der Oeffentlichkeit. Diesen Unterschied müssen wir festhalten, wenn wir über die Schriftsteller Frankreichs gerecht urtheilen wollen. Die Verdienste, welche die französischen Schriftsteller, wie z. B. Balzac und Souvestre, um wahre echte Lebensdarstellung haben, sind groß und nicht vornehm bei Seite zu schieben, und wer ein feines Gehör besitzt, wird bei ihnen den Unmuth über die verdorbene Gesellschaft, innerhalb derer sie schreiben und welche sie schildern, eine Sehnsucht nach natürlichern Verhältnissen und die rührende Klage über den Verlust so vieler Güter, welche die menschliche, zumal die pariser Gesellschaft in aller Schnelle erlitten hat, deutlich heraushören.

Was haben wir nun in Deutschland? — Der Prachtmantel der Hegel'schen Philosophie ist in Fezzen- und Lumpengestalt in Vieler Hände übergegangen, aber diese Lumpen, so bunt sie sind, wollen die Blöße nicht immer vollkommen bedecken; Schelling's Philosophie hat hier und da die Gespenster der Mystik hervorgerufen, eine weitläufige Verwandtschaft von Vettern und Muhmen, die sich alle auf

ein Haar einander ähnlich sehen, und der geistreiche Anthropologe Steffens es unternommen, den Froschlaich seiner antirevolutionären Ideen im todten Meere eines Romans abzusetzen; Herbart mit den mathematischen Definitionen seines Systems arbeitet offenbar auf eine weitere Ausdehnung des allgemeinen Niveau's hin; Gabler reitet auf einer verlängerten Linie des Hegel'schen Systems und Twesten auf der Schwanzspitze der Schleiermacher'schen Doctrin*). Strauß begann zu revolutioniren; viel Kriegsgeschrei erhob sich aus allen vier Winden; dann ist es wieder ruhig geworden, wie es sich einmal für unsere saffianene und krauswollige Zeit schickt, und es wird sich erst in hundert Jahren vielleicht zeigen, ob aus der Asche des kritischen Scheiterhaufens, den man für Strauß angezündet, ein Schwan singen wird, wie der Schwan Luther aus Hussen's Asche. Man verlange nicht, daß ich hier alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst durchgehe, um jenen Character der Gleichmäßigkeit nachzuweisen, er drängt sich überall mehr oder weniger von selbst auf. Alle Anstalten zwecken aber auch darauf hin, die Zeit

---

*) Man glaube nicht, daß ich die Verdienste der Angeführten um das wissenschaftliche Leben der Gegenwart zu schmälern beabsichtige. Es kam mir nur darauf an, darzuthun, wie wenig Eigenes und Originelles in der Bearbeitung selbst wissenschaftlicher Disciplinen unsre Gegenwart aufzuweisen hat. Es ist Alles nur Fortsetzung, höchstens Ergänzung eines Früheren, wir verstehen nur, was unsre Vorgänger uns überlieferten, mehr oder weniger weise zu benutzen. Blos unsre Negationen, so weit es einer Negation möglich ist, tragen zuweilen den Ausdruck der Originalität.

in ihrer mittleren Temperatur zu erhalten, die so ziemlich auf dem Eispunkt steht.

Die Kritik, welche jetzt mehr die Gesinnung eines Werkes, als dessen äußere Structur, innere Organisation oder den Zusammenhang seiner Elemente in künstlerischer Beziehung im Auge behält, ist auch ziemlich gleichmäßig geworden. Aber dieser Gesammtcharacter konnte nur durch eine merkwürdige revolutionäre Bewegung, welche in den Gemüthern vorging, erreicht werden. Alle Recensionen, welche über Steffens Revolution, über den Psalmisten Jacoby oder über Görres Athanasius im Norden Deutschlands erschienen sind, waren fast wie aus einer Kanone geschossen, und anders urtheilen als die kritische Gesammtstimmung fordert, hieße sich selbst vernichten, wozu gegenwärtig nicht viel gehört. Ob Kühne oder Mundt besser kritisiren, oder diese, oder Wienbarg, Heine und Menzel besser stylisiren, ist eine Frage, welche mit einem vielleicht nur geringen Gradunterschied zu Gunsten des Einen oder Andern beantwortet werden könnte. Die Hegelianer der stricten Observanz besonders schauen an und stylisiren, als ob alle Individualität erloschen wäre. Ein wirklich neues Genre ist auf keinem Gebietstheile der Dichtkunst erfunden worden, wenn man auch auf dem Territorium des Drama's, der Lyrik und des Romans einzelnes Vortreffliche und Hervorstechende geleistet hat. Aber das Renomé der Schriftsteller ist wunderbar kurzathmig. Wie Raketen sieht man die Talente eines nach dem andern emporsteigen, ein prächtiges Schauspiel gewähren und plötzlich auf der möglichsten Höhe ihrer glänzenden Bahn in Nichts erlöschen. Entweder fehlt es ihnen

doch an nachhaltigem Lebensfeuer oder der demokratische Zustand der Kritik und das hin und her geschüttelte Urtheil des Publikums, welches so leicht aus dem glühendsten Enthusiasmus in die erstarrendste Kälte umschlägt, tragen die Schuld. Es gibt wenig Romanschriftsteller, denen man nicht ansähe, daß sie ihren Stoff erst gesucht und hin und hergewendet haben wie einen Handschuh, ob er nicht auf die Faust des Lesepublikums passen werde; oder man merkt irgend eine Absicht, eine Tendenz, und auch das macht kühl und verstimmt. Unsre besten Romane sind meist Hervorbringungen des kritischen und scharf combinirenden Verstandes, über deren blasse Wangen ein rosenrother Anhauch der Poesie fliegt, wie eine hektische Röthe über das durchscheinende bleiche Gesicht einer kranken Schönen, den Unerfahrnen täuschend mit dem Schein von Gesundheit und Lebensfülle. Viel tiefer aus innerer Brust ziehen unsre Lyriker ihre melodieenreiche Glockentöne; aber viele singen sich auch damit das Schwanenlied ihres Rufes. Hierzu kommt, daß die einzelnen hervortretenden Talente durch die Masse der nachdrängenden verdeckt werden. Neben Rückert — gegenwärtig der größte unserer Epiker und Lyriker, einer der größten Dichter aller Zeiten und Nationen überhaupt — neben Uhland und Chamisso machen sich noch Anastasius Grün, Lenau, Freiligrath, Gaudy, Mosen und viel jüngerer Zuwachs geltend, so daß man kaum weiß, welchen dieser Dichter man zum Busenfreunde seiner Liebe wählen soll. Mächtiger, wenigstens in größerer Ausdehnung hat die Lyrik nie im deutschen Volke geblüht, obgleich — worauf ich später zurückkommen werde — der im Ganzen ersichtliche Mangel an plastischer Gestaltung der Wirkung

Abbruch thut. Aber es ist schlimm, daß das Epos, wo es nicht in nationalen Elementen wurzelt, mit seinen Senkern im Boden des Volkslebens nicht haften kann, und daß die Lyrik, wenn sie an individuellen Zuständen festhält, gewissermaßen nur Familiensache und Herzenstrost gleich bestellter Individuen ist, daß sie aber, wenn sie vom individuellen Boden sich loslöst, wie die Dinge jetzt stehen, nur eine Sehnsucht nach vergangener alter Herrlichkeit oder den unbestimmten Glücksgütern der Zukunft in allgemeinster Form zu erwecken im Stande ist. Auch die Lyrik bietet einen im Ganzen gleichmäßigen Anblick, indem sich an ihr eine allen ihren gegenwärtigen Repräsentanten gemeinsame Abneigung gegen leicht treffende Sentenzenschläge, rhetorische Handhaben und den Hochtorypomp scheinbar inhaltreicher Phrasen kund giebt, Eigenschaften, die zu Zeiten dem grobgliedrigen Volke gegenüber ihren Werth haben. Corneille und Schiller haben sich Aehnliches zuweilen erlaubt und auf ihre resp. Landsleute eine Wirkung ausgeübt, auf welche von unsern Dichtern der Gegenwart keiner Anspruch zu machen hat. Es ist auch ein Uebelstand, daß aus Eitelkeit auf die von ihnen eingeschlagene Richtung oder aus wirklicher Beschränktheit, Einzelne ein Amalgam der poetischen Form mit der Prosa begehren und die Lyrik z. B. als ein böses Schäfchen ausmustern und vor ihrem kritischen Richterstuhl verwerfen. So hat man sich und Andern auch eingeredet, ein dramatisches Werk sei ein todtgebornes Ding und unlesbar, wenn es nicht als bühnliche Erscheinung vor das Publikum getreten ist — eine Meinung, auf deren Widerlegung späterhin am geeigneten Orte eingegangen werden soll. Aber durch diese und ähn-

liche einseitige Urtheile und Vorurtheile hat man es wirklich unglücklicherweise dahin gebracht, daß der Leserkreis für jede poetische Gattung — bis auf den poesielosen Leihbibliothekenroman — zum Schaden der Literatur außerordentlich verringert worden ist. Die, welche einen compacten Roman zu lesen oder gar zu schreiben wissen, verwerfen den Tendenz-Roman, und umgekehrt; dramatische Produkzionen werden von Wenigen und fast nur Solchen gelesen, welche sich selbst mit dramatischen Arbeiten beschäftigt haben; der Genuß der Lyrik gehört den lyrisch Gestimmten, während die Lyrischen gegen jede sogenannte junge Deutschländerei, auf dem Wege der Blutrache und Wiedervergeltung, eine Antipathie haben, wie gewisse Menschen gegen Katzen, die doch von andern Menschen gehätschelt werden, oder wie der Truthahn gegen die rothe Farbe, welche doch bei den Wilden in so hoher Achtung steht. Jeder kritisirt, lobt, tadelt, verhimmelt oder verdammt nach Maßgabe seiner Sympathieen; ein furchtbarer Egoismus beseelt diese Menschen, sie ziehen sich und den ihnen angehörigen Kreis der Literatur an den Haaren herauf und arbeiten wie die Kinder mit Händen und Füßen gegen Alles, was außer dem Kreise ihrer Sympathieen liegt und zur Geltung gekommen ist. Ein Individuum und ein Buch aus dem Individuum und dessen Entwickelungsgang heraus zu erklären, fällt so leicht Keinem mehr ein. Die Hegelianer haben zwar einen schulmäßigen Typus, nach welchem sie kritisiren und characterisiren; aber ihre vorgeschobenen und zu Grunde gelegten Principien reichen nicht hin, um jeder Gattung ihr Recht angedeihen zu lassen; im Gegentheil! sie wissen eben so ungenießbar zu sein, als in Haß und Liebe, Ta-

del und Lob einseitig; es ist ganz jene inquisotorische Strenge, womit Torquemada und seine Nacheiferer gegen Ketzer und Andersgläubige verfahren sind. Ueberall hört man das ça ira, sieht man die Carmagnole tanzen, die Guillotine aufgerichtet und aus dunkeln Spelunken, den schmutzigen Behältnissen gesinnungsloser Winkelblätter, stürzen die Sansculotten in widerlicher Nacktheit und Zerlumptheit und die Recensirweiber der Halle mit hervorgequollenem blutdürstigen Auge hervor, singen die kritische Marseillaise und brüllen ihren Vorsängern das „an die Laterne!" mit heiserer Kehle nach. Aber man glaube nicht, daß hier wirklicher Fanatismus, glühender republikanischer Schwung und Begeisterung für ein Ideal der Freiheit thätig sei; es ist ein Gemisch untergeordneter Leidenschaften, die sich bald da bald dorthin wenden und verkäuflich sind; die Lust zu Straßenunfug und Straßenraub, zur Beutelschneiderei, womit man denen, die zu Ansehn gekommen, Ehre und Brot abzuschneiden sich bemüht; persönlicher Aerger und handgreifliche Ehestandsscenen; Alles in Allem — jener Rückstand von Leidenschaften, welche durch den politischen Aufschwung im J. 1830, nachdem sie lange im Hinterhalte gelegen, geweckt wurden, damals in das allgemeine Bett der politischen Schwärmerei und der gemeinsamen Erwartung einen Abfluß fanden und jetzt, ohne eine großartige Hinterlage in der politischen Welt, wie eine ungeheilte Wunde nacheitern und die nächst anliegenden literarischen Körpertheile anzufressen suchen, um sich einigermaßen schadlos zu halten. Alles Folgen jener zweideutigen Weltlage, in welcher wir uns befinden, jener Halbheit, jener Gleichmachungstheorie, die keine Machthaber und her-

vortretenden Größen duldet. — Jener demokratische Zustand der Literatur, der seine Fortdauer auf das Fallbeil der Kritik stützt, bietet nun freilich keinen erhebenden, höchstens einen tragikomischen und peinlichen Anblick. Jenseit der kritischen Guillotine lebt man wieder auf, und weil man einmal beiderseits ein so zähes Leben hat und der Unvertilgbare in der Zukunft eben so wohl nutzen als schaden kann, so weckt man Gott weiß welche alte Sympathieen wieder auf, versichert sich der gegenseitigen Hochachtung und schüttelt sich die noch vom kritischen Blute triefenden Hände. Auch die französische Revolution wird in ihrem letzten Stadium unterschiedslos, verworren, trotz des vergossenen Bluts langweilend. Alles wiederholte sich bis zum Ueberdruß. Die Gleichheit Aller beruhte auf dem Vorrecht, für die Guillotine reif zu sein. Die Menschenrechte selbst waren im Unrecht. Aber sie hatte noch eine eiserne Consequenz. Jeder behauptete seinen Posten, bis seine Zeit da war. Unsere kritischen Revolutionsmänner schwanken herüber und hinüber; ihre Kritik geht im Fluge die ganze Windsrose durch, und da sie meist nichts sind als Leute, welche auf ihren guten oder verrufenen Namen Handel treiben und immer diejenigen Grundsätze auf Zinsen legen, welche zur Zeit die meiste Geltung haben, so sind sie schwach oder klug genug, je nach Befinden der Umstände, einen neuen Adam anzuziehen und sich sogar — was vermöchte die selbst sich belügende Dialectik eines Deutschen nicht? — häufig zu überreden, dieser zweite oder dritte, immer aber tausendfach modificirte Adam sei ihr ursprünglicher, von Kindesbeinen an mit ihnen aufgewachsener Mensch, der auf der Schule Versstrecken und Streck-

verse gemacht, irgendwo studirt und Demagogie getrieben hat, auf das alte Deutschland und deutsches Wesen schmähte, mit dem jungen Deutschland sympathisirte und endlich den geschwätzigen Schnabel unter die warmen Deckflügel des Alt-Würtembergerthums steckte, als sei da der Sitz aller Moral und des deutschen Nationalgewissens!

Laßt uns den Stab über diese und ähnliche Erscheinungen nicht brechen! Nicht zu gedenken der Revolutionen, welche sich, von äußeren Einwirkungen hervorgelockt und begünstigt, im Innern des Gemüthes selbst entwickeln, so ist uns Deutschen der Boden einer consequenten politischen Gesinnung noch ein fremder, der seinen Mann nicht nährt und einer lange fortzusetzenden Düngung bedarf, um Kernfrüchte der Mannheit und Gesinnung emporzutreiben. Noch wechseln die Begriffe von allgemein deutschem Nationalgefühl und von abgesondertem provinziellen und Stammes-Patriotismus, von einheimischem Landtagswesen und constitutioneller nach französischem oder englischem Muster gefertigter Staatsform, von vaterländischer Pedanterie in religiösen und Familiensachen und von der für nothwendig geglaubten Annäherung an französische Leichtfertigkeit in denselben Dingen, von Weltbürgerthum und Deutschbürgerthum und unzählige andre Gegensätze so in einander, daß es schwer fällt, unter diesen so verschiedenartigen Einflüssen Herr seiner selbst und seiner Grundgesinnung mächtig zu bleiben. Hierzu kommt, daß Meinung und Gesinnung des Volks nach keiner Seite hin eine rechte Garantie gewähren, daß unsre staatlichen Verhältnisse mehr dazu gemacht sind, uns einzuschläfern als rege und wach zu erhalten, daß der Deutsche

am leichtesten seine Jugend und Jugendstürme überlebt und in einem gewissen Alter eine Freude daran hat, die Jüngeren zu hofmeistern und schon um deswillen seine eigene Jugend vielleicht noch vor der Zeit abzuschwören, und daß endlich excentrische Köpfe genug vorhanden sind, welche den älteren Vertheidigern derselben Sache diese durch ein unmäßiges Extravagiren verekeln und verderben. Wo man aber einer veränderten, abgedämpften oder in ihr Entgegengesetztes überschlagenden Gesinnung die Gewaltsamkeit ansieht, mit der es geschieht, ein Abzielen nach irgend einem bestimmten persönlichen Zweck, da hat man ein Recht, den Mann der Treulosigkeit und des Verrathes zu zeihen.

Die bisher entwickelten Ansichten über Zeit und Literatur scheinen allerdings ziemlich morose und im schwärzesten Licht gehalten zu sein; aber es wird mir im Laufe meiner Betrachtungen keineswegs die Gelegenheit fehlen, auch die Lichtseiten der Gegenwart und ihrer Literatur herauszüstellen. Unsere Literatur hat wirklich Riesenfortschritte gemacht, sie hat ihren Fuß in das Leben der Gegenwart selbst und darüber hinausgesetzt. Dieser Ausspruch erscheint, so abgerissen hingestellt, fast wie ein Floskel, die auf dem Markte der Literatur zur Zeit eine so gesuchte, wenn auch wohlfeile Waare ist; aber er wird seine Begründung finden. Im deutschen Volke liegt eine unbändige Naturkraft, eine anstaunenswürdige Elasticität, eine Macht des Gedankens, welcher, allen Hemmnissen zum Trotz, in der Stille fortbrütet und auf seinem Gange Geburt auf Geburt absetzt, die in einem innern Zusammenhange wechselseitigen Zeugens und Fortbildens stehen. Welch eine Veränderung hat die deutsche

Literatur innerhalb funfzig Jahren erlebt! Die Wurzel ist geblieben, aber das Stämmchen ist Stamm geworden, die Aeste Stämme, und wo vor einem Jahrhundert kaum noch Keime waren, prangen jetzt Früchte. Betrachtet die Literatur der Deutschen vom J. 1738 und die vom J. 1838 — man glaubt kaum, daß auf einem solchen Kartoffelboden Palmen und Eichen wachsen mochten, und die holländischen Gartenschnörkeleien von damals geben auch nicht die geringste Ahnung von den wilden und kolossalen Parkanlagen der deutschen Literatur, in denen wir seit Lessing zur Lust wandeln können. Das Leben der deutschen Literatur hat sich nicht erschöpft; es sammelt sich in sich, es sucht zum Bewußtsein zu kommen und sich durch Streit und Gegenstreit weiter zu entwickeln. Solche kritische und skeptische Perioden sind freilich keine der freien überragenden Produkzion, vielmehr gewähren sie einen peinlichen und monotonen Anblick, aber an ihr Streben, an ihren Gesammtausdruck und die vorhandene Menge arbeitender Kräfte knüpft sich die Hoffnung. Schon consolidiren sich die Elemente. Die Ruhe, welche der Produkzion günstig ist, scheint zurückzukehren. Es gab eine Zeit, wo wir eines einzigen aufräumenden Genie's wie Lessing bedurften; aber wo Lessing und nach ihm so viele Muster der Produkzion voraufgegangen sind, ist Regel und Maß genug vorhanden und es war Bestimmung der späteren Periode, sich zu verirren, zu extravagiren oder nach der andern Seite hin matt und schlaff zu werden. Auf bloße Verirrungen und Extravaganzen kann aber Jeder, der ein gesundes Auge hat, aufmerksam werden und machen, wenn er auch kein Lessing ist; daher jene demokratische Vertheilung

der Kritik an gleich Berechtigte und darauf folgende Aufreibung der Kritik durch sich selbst; um aber aus der Schlaffheit aufzureizen, bedarf es nur des Badersystems, des Zahnbrechens, der Schröpfköpfe, der Zugpflaster; und solcher Bader haben wir genug gehabt, wir haben eine Periode durchlebt, die man die kritische Prickelperiode nennen möchte. Die Literatur pflanzt sich auf den Wellen der Zeitatmosphäre fort, wie der Schall auf den Wellen der Luft; sie ist ein Kind ihrer Zeit, wenn sich diese zu ihr auch in das Verhältniß einer unmütterlichen Stiefmutter setzt. Aber die Literatur wird reif und majorenn, sie übersieht ihre Zeit, und wo diese dem Geiste des Fortschritts, der in ihr liegt, nicht genug thut, ergreift die majorenne Literatur das Lenkseil und sucht die Zeit im Schlepptaue mit sich zu ziehen. Beide ergänzen, beide fördern und regeln sich — es ist der Geist des wechselseitigen Unterrichts.

# Zweites Buch.

Der Vergleich, daß Deutschland das Herz von Europa sei, ist bis zum Ueberdrusse oft wiederholt worden. Auch Beurmann hat sich neuerlichst in seinem Werke „Deutschland und die Deutschen", welches freilich ein einseitiges und fast oberflächliches Buch, aber doch immer ein Buch des Fortschrittes und der freien Gesinnung ist, viel mit dem Beweise beschäftigt, daß Deutschland das Herz von Europa sei. Dafür muß Frankreich den Kopf und Rußland den Leib und das Gangliensystem vertreten; Beurmann fürchtet in der That, daß einmal die Eingeweide aus dem Unterleibe Rußlands hervorquellen und in der Form von Knuten, Kosakenlanzen und Sklavenstricken die germanische Welt überschütten möchten. Ich glaube indeß, daß wir nicht dle Barbarei der Fremden, sondern unsere eigene Barbarei und unsere Erschlaffung zu fürchten haben. Wenn uns die moralische Kraft ausgegangen ist, dann erst wird mit diesem Momente auch der andere zugleich gegeben sein, nämlich der Moment des Hereinbruchs frischerer Naturvölker, welche ihre uncultivirte Natur mit unserer unnatürlichen Cultur zu verschmelzen von der göttlichen Weltordnung bestimmt sind. Aber

wo diese Naturvölker suchen? Rom konnte nur den Germanen erliegen, aber daß die Slaven, welche die verderblichen Einflüsse unserer Cultur ohne ihre geistig erhebenden Einflüsse in sich aufzunehmen scheinen, und bei denen von der moralischen Kraft und der geistigen Elastizität des germanischen Stammes nicht die Rede ist, unsere geschichtliche Selbstständigkeit auszulöschen bestimmt sein sollten, ist schwer zu glauben. Die Slaven sind mit uns gealtert, trotz der Kindheit, von der sie festgehalten werden; und von der mongolischen Race, den Tschuktschen, den Kirgisen, den Baschkiren und all den gesetzlosen Horden Inner-Asiens, möchten wir nichts zu fürchten haben. Es ist ein stolzer, aber großer Gedanke von Steffens, wenn er den Menschen den Mittelpunkt des Erdballs nennt, mit welchem der Erdball selbst bestehen oder fallen wird. In jenem Mittelpunkte ist nun der gleichsam centralste Punkt — nicht Deutschland selbst — sondern das überall hin ausgegossene germanische Princip, mit dessen Erlöschen das Erlöschen des Erdballs in gegenwärtiger Gestalt gegeben sein könnte, das Ende der jetzigen Geschichte, die sodann um ihren Halt- und Mittelpunkt gekommen wäre. Diese Meinung ist nur eine Hypothese mehr, sie entscheidet nichts und macht eben so wenig auf Annahme als auf Widerlegung Anspruch.

Deutschland also ist das Herz Europas; gut! vielleicht das Herzblatt in dem großen nutzbaren Kohlkopfe Europa, welcher in dem Küchengarten unserer gegenwärtigen Geschichte eine so treffliche Stallfütterungsrolle spielt. Frankreich, wird gesagt, muß den Kopf vorstellen; was will man aber mit England oder Italien, dem Stiefel von Europa, anfangen,

dem Wasserstiefel, der in das mittelländische Meer hinaushängt? Dieser Stiefel hat freilich einige Löcher; das letzte verursachte das französische Nagethier auf der Seite von Ancona; an andern Stellen ist er mit österreichischem Sohlenleder geflickt worden. Am deutschen Herzen hängt also gleich der Stiefel Italien; die Schweiz mit ihren wulstigen Alpenzügen stellt vielleicht das Pelzwerk oben am Rande dar. Man sieht, in welchen Abgrund die Lust, überall Vergleiche anzustellen, führen kann. Frankreich mit seinem Zweikammersysteme spielt die Rolle des europäischen Herzens viel natürlicher; davon zeugen alle jene raschen Wallungen im Körper Frankreichs, jener schnelle Blutumlauf, jene mit lethargischen Zuständen plötzlich wechselnde erhöhte Blut- und Lebensthätigkeit. Viel eher spielt Deutschland die Rolle, welche Beurmann Rußland zutheilt, die des Unterleibes, als des Sitzes der Hypochondrie und Hysterie. Wir haben viel Kopf, viel Brust, und Gott weiß auch viel Magen; aber der Unterleib ist bei uns gerade durch seinen abnormen Zustand übermächtig. Wir verdauen schlecht; das gesellige Leben bietet nur wenige Abzugskanäle; die Dünste steigen uns zu Kopfe; das Blut kugelt sich schwer durch unsere Adern; es muß seinen Paß am Eingang zum Herzen erst visiren lassen, und nicht weniger beim Ausgange; wir haben viel mit bösen und schweren Träumen zu thun; aber die Träume kommen aus dem Bauche; das Herz träumt nicht, es schlägt nur; Heine behauptet, die Franzosen verständen die Kunst nicht, zu träumen; unser ganzes Leben aber ist nur ein Traumbuch, ein Buch, welches uns unsere Träume auslegt nach den Regeln der Kunst. Wir wissen systematisch zu träumen; unsere

Systeme aber haben alle mit dem Gangliensysteme eine innige Verwandtschaft. Es ist viel Magen in Deutschland; aber der Magnetismus hat dem Magen die Kunst des Hellsehens zugesichert.

Ueber den Unterschied, der sich zwischen den Norddeutschen und Süddeutschen kund giebt, hat Beurmann in seinem bereits angeführten Buche gut und meist wahr gesprochen; aber mit einer zu einseitigen Vorliebe für die Süddeutschen. Allerdings ging die größere Zahl unserer dichterischen Heroen aus dem deutschen Süden hervor; allerdings hat die Lyrik in Schwaben neuerdings eine glänzende Aera begonnen; aber jene mußten sich dem deutschen Norden anbequemen, der Süden stieß sie aus, und Göthe, Schiller und Wieland haben erst in Weimar eine bleibende Stätte gefunden; die österreichischen und schwäbischen Lyriker aber machen fast ausschließlich Geschäfte in der kurzen Waare der Lyrik, und leiden offenbar an einem beschränkten Horizont von Begriffen, Anschauungen und Empfindungen. Ohne auf Flemming zurückzugehen, finden wir in Norddeutschland eine treffliche Dichtergemeinschaft, an deren Spitze Hölty, Bürger, Stollberg und Voß stehen, der alte ehrliche Voß, der etwas mehr war als bloß ein niederdeutscher Bauer, eine Bezeichnung, womit ihn Menzel abgethan zu haben glaubt. Lessing und Herder, der zuerst den Welthumanismus predigte, waren Norddeutsche, der Süden hat diesen Männern und andern, wie Humboldt, keine Ebenbürtige entgegenzusetzen. Norddeutsche waren auch Hoffmann und Tieck, und für Uhland, A. Grün und Lenau bieten wir Chamisso, Freiligrath und Gaudy. Fouqué ist wie diese ein Nordlandsrecke. Kant,

Fichte und Hegel, obgleich dieser ein Schwabe war, lehrten im Norden. Die Blüthe des jungen Deutschlands, einer doch immer scharf eingreifenden Richtung, erwuchs aus norddeutschem Stamme. Klopstock, ein Norddeutscher, sprach zuerst von einer deutschen Freiheit, und so unbestimmt dieser Begriff damals auch war, so mächtig wirkte das Wort. Klopstock hat sich durch diesen einen Kriegsruf ein unschätzbares Verdienst um Deutschland erworben. Es läßt sich doch bei dem Worte Freiheit Allerlei denken, was zu sagen nicht erlaubt ist und von der Censur gestrichen werden kann. Alles in Allem: wir Norddeutsche haben auch unsere Poesie; was aber die weltbürgerliche Stellung des Gedankens, den von der Stammesnatur sich ablösenden humanen Sinn, die Empfänglichkeit für dichterische Erscheinungen, die Schärfe der kritischen Zergliederungskunst, die legislative Macht der Theorie und die zur Blüthe gediehene Kraft der deutschen Prosa betrifft, wird man dem deutschen Norden unbedingt den Vorrang einräumen müssen. Der Gedanke prozessirt und gährt nirgends heftiger, als in Norddeutschland; er ist wie ein Heros, der immerdar mit der Stumpfheit der umgebenden Welt im Kampfe liegt. Die schwäbischen Dichter am wenigsten haben ein Recht, so wie es geschieht, dem deutschen Norden gram zu sein; aber sie sind Alt-Würtemberger, provinziell eingesteift und gegen die Huldigungen, die ihnen Norddeutschland gebracht hat, überaus undankbar. Norddeutschland ist das Reich der Allgemeinheit, Süddeutschland das der Besonderheit; die Stammesnatur hielt sich hier viel mehr aufrecht, als dort. Die Oesterreicher, und unter diesen der Bewohner des Landl, der Steiermärker, der Salz-

burger, der Deutschböhme, der Reichsstädter, der Baier, der Schwabe, fühlen sich viel einseitiger abgestammt und abgezirkt als der Sachse, der Hanoveraner, wie überhaupt die Einwohner Deutschlands in der Abdachung gegen die Nord- und Ostsee zu. Der viel verhaßte preußische Stolz ist mehr ein abstracter, und nicht an die Scholle, nicht an einen Stamm gebunden. Preußen hat weniger Stämme als Stände. Sonst trägt auch die Fläche zur Auslöschung der Stammesnatur bei. Sand- und Moorfläche machen hungrig nach geistiger Nahrung; man will einen Ersatz und legt auf dem Gebiete des Gedankens Colonien an. Der größere Theil des Südens und Westens steckt noch mit halbem Leibe im vegetativen Prozesse. Die Natur ist hier eine alma mater, welche Keinen darben läßt.

Der Süddeutsche ist glücklicher, fröhlicher und darum liebenswürdiger als der Norddeutsche. Wie der Norddeutsche verschlossen ist, so ist der Süddeutsche offen; er spricht zum Gemüthe, wie der Norddeutsche zum Verstande spricht. Der Norddeutsche ist höflich, der Süddeutsche ehrlich und umgänglich. Der Norddeutsche ist abgeleitet, der Süddeutsche ursprünglich, ein Original; der Süddeutsche hat eine Form, der Norddeutsche nur Formen. Der Norddeutsche, besonders der Berliner, thut nur so, der Süddeutsche ist wirklich so. In Norddeutschland ist man hier und da witzig, in Süddeutschland hier und da gewitzigt; daher hat man hier eben so viel Mutterwitz, als in Norddeutschland Afterwitz. Der Süddeutsche kann politisch freisinnig sein, aber aus angeborenem Unabhängigkeitsgefühl, der Norddeutsche politisch-freisinnig werden auf dem Wege der Speculation. Aber

die Theorie hat für die entgegengesetztesten Elemente Paragraphen der Billigung und Zu-Grundelegung; die Praxis trifft nur das Eine, was recht ist. Daher giebt es im Norden, nicht äußerlich ausgeprägte, aber desto mehr geistige Gegensätze, welche auf Principien, wahren oder falschen, beruhen. Wo der Süddeutsche Absolutist ist, ist er's von Herzen und Geblüt, nicht durch theoretische Beweisführung. Der Norddeutsche setzt alle mögliche Fälle, der Süddeutsche nur einen Fall; daher seine Entschiedenheit. Aber der kritische Geist des deutschen Nordens gewährt eine größere Garantie für die politische Zukunft Deutschlands, als der Süddeutschen gegensatzlose Entschiedenheit und geistige Starrheit, die bis zur Stumpfheit zurücksinken kann. Aber wohin es das Gemüth des Süddeutschen zu bringen nie im Stande ist, dahin bringt es der Verstand des Norddeutschen — zur Albernheit. Man kann sich in Norddeutschland für Dinge begeistern, welche in hohem Grade nichtsnutzig sind, und ein kleines Maaß für ein großes, ein Normal- und Allerweltsmaaß preisen lernen. „Der bloße Verstand, die bloße Vernunft, sagt Hölderlin, sind immer die Könige des Nordens, aber aus bloßem Verstande ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges hervorgegangen."

Diese beiden Gegensätze zwischen dem deutschen Norden und Süden brechen und schattiren sich vielfältig. Wir können von keinem Alt-Deutschland sprechen, in dem Sinne, wie der Brite von seinem Old-England spricht, wir haben keine Metropolis, welche alle provinzielle Gegensätze so in sich saugt, verschüttet und die Geschichte des Landes macht, wie

Paris. Mithin fehlt uns eine ausgeschiedene Selbstständigkeit; aber der kleinen Selbstständigkeiten haben wir viele. Contraste, wie sie in Deutschland's Hauptstädten zur Erscheinung kommen, finden wir so nirgend sonst. Wir haben das freie, Welthandel treibende, comfortable Hamburg, das altväterische Bremen, das theils flache, theils geistig schwungvolle, theils in philosophische Spitzfindigkeiten, theils in malitiös witzelnde Pointen auslaufende Berlin, das erhabene, melancholische Prag, das genießende, geweckte Wien, das bier- und tanzlustige München, das feine, gemüthseelige und abgeblaßte Dresden, das regsame, humane und halb republikanische Leipzig; wir nähern uns in dem englisirten Hamburg dem englischen Typus, wir verdanisiren uns im Holsteinischen, wir versetzen uns bis zum eingerußten Riga hinauf mit slavischen Elementen; wir haben in Botzen und Triest italienisches Colorit; die Städte am Rheine weisen Gallicismen auf, weiter hinauf verschmelzen wir mit den Belgiern oder unser Character verliert sich in Holländerei, und im Osten unter fast orientalischen Formen liegen Pesth und Ofen, wo deutsche Literatur und Wesen noch mächtig sind. Das deutsche Leben bricht sich in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Farben; aber der Urkern des deutschen Wesens ist unzerstörbar, kaum durch die Zeitunterschiede von Jahrhunderten, weniger noch durch räumliche Versetzung. Die Sachsen in Siebenbürgen haben dieselben deutschen Formen wie ihre Väter, und zwischen den Deutschen in Petersburg und denen in den Staaten Ohio und Pennsylvanien ist die innere Verwandtschaft nicht aufgehoben. In Berlin tragen die Abkömmlinge der Emigré's französische Namen und hal-

ten ihren Gottesdienst in französischer Sprache, sonst aber sind sie so schlecht und recht, wie jeder andere Berliner. Es liegt viel Knorriges und Starres im deutschen Character, eine Grundbildung, die gerade in der Fremde am Deutschen doppelt bemerkbar wird. Es ist aber mehr ein Familienzug, ein individuelles Gefühl, nicht ein Nationalgefühl, welches ein Deutscher um so leichter mit Ehren aufzugeben vermag, da er nicht politisch erzogen ist und mehr sich, als dem Vaterlande schuldet, was er hat und ist. Wir haben wie kein anderes Volk Kosmopoliten im wahrsten und engsten Sinne gehabt, die bei alledem in ihrer Gemüthsrichtung und ihrer äußeren Erscheinung vollkommene Deutsche geblieben sind. Der herrliche Schlabrendorf, der größte unter den Sonderlingen und der sonderbarste unter den großen Männern, der Diogenes, welcher die deutsche Nation repräsentirte, wie sie im hellen Lichte der Weltgeschichte mit der Laterne kosmopolitischer Gesinnung Menschen suchen geht, kann uns in dieser Hinsicht als Muster, als Normalmensch gelten. Bei aller dieser Starrheit hat aber auch der Deutsche eine gewisse Flüssigkeit, sich fremden Formen zu assimiliren. Er ist Eklektiker, wenn er auch häufig fehl greift, und da er meist nur Stubenphilosoph ist, nicht gern vor die Thür geht, weil er Scandal fürchtet. Aber diese Flüssigkeit der Assimilation, verbunden mit seiner Geduld, Starrheit und Dauerhaftigkeit, verbürgt der deutschen Nation noch eine glänzende Zukunft. Der Deutsche sagt leicht und gern: ich liebe mein Land und meine Nation nicht — aber er liebt sie doch, so gut wie Börne, Hölderlin, Jochmann und andere, welche dem deutschen Volke ins Gesicht Schmähreden aus-

stießen, und nicht weniger als Arndt oder Jahn, welche Alles erreicht zu haben glaubten, wenn sie von deutscher Kraft, Heldenmuth, Freiheitssinn und Kriegseifer den Mund voll nahmen. Dies Bramarbasiren machte sich um so lächerlicher, je weniger die gerühmten Eigenschaften mit glänzendem Eclat seitdem zur Erscheinung gekommen sind. Nicht Jeder, der in jedem Augenblicke das „Gott, König, Vaterland" im Munde führt, dient darum dem Vaterlande zum Heile, wie nicht Jeder, der Herr! Herr! sagt, in das Himmelreich kommen wird.

Nach allen Seiten hin fehlt uns Deutschen die rechte Einheit. Wir werden in Landestheilen groß, deren eigenthümliches Leben mit der Hauptstadt in keinem Connex steht, oder in Hauptstädten, die sich von dem provinziellen Leben isoliren. Was in Paris Anklang findet, klingt durch ganz Frankreich an; Paris ist wie eine große Glocke, die, in Schwingung gesetzt, ihre Klänge auf der Schallwelle fortsetzt und in jedem Kirchspiele des Landes wiedertönen läßt. Man kann das von keiner Stadt Deutschlands sagen. Wir haben keine Hauptstadt, nach welcher sich das gesammte deutsche Land, wie Frankreich nach seiner Normaluhr Paris, richten könnte, um zu sehen, was an der Zeit ist.

Deutschland hat keine religiöse Einheit; der Protestantismus besitzt viele Kirchen, aber keine gemeinsame Kirche; er hat nirgendswo eine Einheit in einem Oberhaupte als in Gott. Aber selbst dieser Gott, der Herzenstrost so vieler Geschlechter vor uns, ist uns von den Hegelianern auf eine Weise erklärt worden, daß damit das Erlöschen jedes religiösen Cultus gegeben ist. Die Hegelianer gehen zum Theil

eben so gut um die Kirche, als sie um die Schule gegangen sind. Gewiß, man kann den Wenigsten von ihnen vorwerfen, daß sie zu viele Schulbildung genossen hätten; indem sie aber Alle nach einem gewissen Schema raisonniren, und die Geige ihrer Kritik mit Hegelschem Bogen streichen, gebärden sie sich dabei mit einem Pli, welcher nach wirklichem Geist und tiefer Einsicht in den Kern der Dinge aussieht. Die Gottheit sind sie los, der Gott aber ist uns glücklicherweise geblieben. — Der zweite religiöse Hauptkörper ist der katholische, welcher ein sichtbares Oberhaupt hat, den Pabst in Rom, der für die deutsche Menschheit indeß nicht sichtbar ist, dem aber selbst protestantische Fürsten den Pantoffel geküßt haben. Die Protestanten stehen viel vertraulicher mit Gott; der Protestantismus ist das Reich der Unmittelbarkeit und Unabhängigkeit, ja, die Hegelianer haben ihn ganz unmittelbar, indem sie ihn in ihren Denkprozessen als Mitgötter fortspinnen; der Katholizismus vermittelt sich mit dem Reiche Gottes durch die Fäden, welche den päbstlichen Stuhl an den Himmel knüpfen. Wir Protestanten haben den Hunger, weil wir an den Gedanken, an das Herz, an die Freiheit gewiesen sind, die, wie jede Freiheit, hungrig ist; die Katholiken haben die Sättigung, die Befriedigung, weil sie sinnliche Nahrung haben, Symbole und Kunstbildungen. Der Katholizismus ist allein ein wahrhaft religiöser Cultus. Er erlaubt nicht, daß man sich außer ihm stelle, ohne eine Sünde zu begehen; der Protestantismus gestattet es, wenigstens stillschweigend, als einen Akt der Freiheit. Innerhalb des Katholizismus verschlingt die Kirche die Individuen, innerhalb des Protestantismus verschlingen die In-

dividuen die Kirche. Für ein poetisches Gemüth, einen schmerzlich Bewegten, einen nach Erlösung Ringenden, hat der Katholizismus unendliche Vorzüge und Reize; aber für den protestantischen Verstand keine Beweisführung und mithin keine Nothwendigkeit; er würde ihn mit seiner Skepsis zerfressen und, was in religiösen Dingen das schlimmste ist, der Vernunft widersprechende und lächerliche Seiten an ihm herausfinden. Der Katholizismus bedingt jene kindliche Empfänglichkeit und unbedingte Hingebung, die der aufgeklärte protestantische Theil des deutschen Volkes nicht mehr besitzt. Der nackte Verstand kann ihn nicht zurückfordern, aber oft ein poetisches Gemüth in dem Fall sein, ihn zurückzuwünschen. Höchste Cultur und Cultus scheinen sich fast gegenseitig ausschließen zu wollen.

Im Ganzen verfuhr sowohl der Protestantismus wie der Katholizismus zu terroristisch; jener reduzirte sich auf die allernothwendigsten Symbole und benahm sich bilder- und cultusstürmischer als seine Begründer je wünschten und voraussahen; dieser wollte dem andringenden Verstande der Aufklärungsperiode auch nicht um ein Fußbreit Landes weichen und sogar schon verlorene Posten mit aller Gewalt wieder einsetzen. Daher die Erscheinung, daß innerhalb des Katholizismus Viele arge Protestanten sind und der Hermesianismus irgend eine Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze bezweckte, während im Protestantismus die Mystik dunkle Maulwurfsgänge anlegte und sinnliche Heimlichkeiten trieb, Pietismus ein Richtungsname wurde und man von Staatswegen durch die Anordnung einer Agende ein Mittel

bezweckte, um dem Protestantismus einen kirchlichen Anstrich zu verleihen.

Jene wunderbaren Gegensätze, die von der erhabensten gegen den Himmel stürmenden Alpennatur bis zur gedrücktesten Sand- und Moorgegend und jenen Haidestrecken, die fast in Europa nicht ihres Gleichen haben, herunterspielen, den humanen Sachsen und feinen Franken neben den intoleranten Baier und den derben Schwaben stellen, und zwischen Katholizismus und Protestantismus eine Demarkationslinie ziehen, über welche indeß das farbenreiche Wild der Sectirerei häufig hinüber und herüber wechselt, kehren in nicht minder ausgeprägter Schroffheit in den politischen Formen Deutschlands wieder. Wir haben Städte, die vollkommen republikanisirt sind, Staaten mit Landständen, denen der Stempel wahrhaft constitutionellen Geistes mehr oder weniger aufgedrückt und in denen die Censur milde genug ist, um fast die mangelnde Preßfreiheit vergessen zu lassen, weiterhin Staaten, deren constitutionelles Leben nicht viel mehr als illusorisch ist, endlich Staaten, die auf den entschiedensten Absolutismus gegründet sind und die Censur auf eine Weise handhaben lassen, wie es einem für die höchste Civilisation empfänglichen Volke gegenüber nur möglich ist. Trotz der ruhmwürdigen Anstrengungen Preußens und der mit ihm verbündeten Regierungen, ist es noch nicht gelungen, eine durchgehende Handelsfreiheit in Deutschland herbeizuführen. Hier sind die Gewerbe bis zur Zügellosigkeit des ungehemmten uneingeschränkten Betriebes frei gegeben, dort erscheinen sie noch in mehr oder weniger zünftiger Form. Wir haben sogar keine Münz-, Maaß- und Gewichtseinheit.

Wir haben Kreuzer-, gute Groschen- und Silbergroschenländer. Die Kreuzerländer sind die wohlfeilsten, gemüthlichsten, poesiereichsten. Der unscheinbare, graue Kreuzer, der Sproß einer weitverzweigten Familie, deren Mitglieder so wenig Familienähnlichkeit haben, hat eine Geschichte, nicht der preußische Silbersechser, der ein zierliches Röckchen und ein rothes Unterfutter hat. Der Kreuzer, der Batzen leben in unsern Volksliedern, nicht der Silbersechser, der die Prosa selbst ist. Man kann mit ihm nur den Wirth, nicht die Poesie zufriedenstellen. Man sieht, wie selbst die kleinlichsten Dinge Symbole der verschiedenartigsten geistigen Richtungen und Gegensätze werden können.

Diese politische Auseinandergefallenheit Deutschlands hat ihre besondern Nachtheile und bösen Einflüsse; aber es sind auch Vortheile damit verbunden, die man in der Regel zu niedrig anschlägt. Es ist wahr, wir haben jene Centralpunkte nicht, die, wie Paris und London, alle Landestheile mit unüberwindlicher Schwerkraft an sich reißen; wir haben kein in großen Verhältnissen angelegtes deutsches Gemeinwesen, kein öffentliches Leben, das unsere Aufmerksamkeit von uns selbst ablenkte, auf sich zöge und uns unser eigenes Mißgeschick darüber vergessen ließe; wir haben keine Stätte, welche zur Ausbildung bewundernswürdiger, das Volk mit sich hinreißender Charactere Gelegenheit gäbe; wir werden wenig daran erinnert, daß wir Mitglieder einer großen Nation sind. Es ist wahr, daß der Wiener Congreß, so gut wie die Osnabrück-Münstersche Friedensstiftung, mehr für eine augenblickliche Instandsetzung der deutschen Angelegen-

heiten gesorgt hat, als für eine Garantie, welche uns ihre Naturgemäßheit und ewige Dauer verbürgen könnte. Es sind Stimmen klagbar geworden: man habe die gegründetsten, auf dem Purpurkissen so vielen vergossenen Blutes den Friedensstiftern anheimgegebenen Hoffnungen getäuscht, man habe, eine problematische Zukunft dem augenblicklichen Bedürfniß opfernd, Sympathieen verletzt, Volksstämme zertheilt und von geliebten Fürsten getrennt, heterogene Nationalitäten zusammengemischt, und somit überall den ergiebigen Saamen des Unfriedens in die zahlreichen Furchen des deutschen Landes gestreut. Man könnte den Vergleich mit der Osnabrück-Münster'schen Pacification noch weiter führen und sagen: daß die Stimme der Völker überhört wurde und daß die Völker, von langen Kriegsleiden 1815 wie 1648 erschöpft, den Frieden um jeden Preis stillschweigend angenommen hätten; aber daß die Kadmussaat von 1648 aufgewachsen und im Kriege um die pragmatische Sanction mächtig geworden sei, wenn auch beinah ein Jahrhundert später, und daß eben so gut wie der Osnabrück-Münstersche Frieden auch der Wiener Congreß bittere Früchte bringen könne in unheilschwangerer Zukunft, welche von der göttlichen Vorsehung jetzt noch mit gütigem Schleier verdeckt werde. Es wäre vielleicht eine Täuschung, wenn wir annehmen wollten, das deutsche Volk werde sich im Falle eines Krieges mit dem Auslande wie Ein Mann erheben — es sei dies eine Hoffnung, welche uns leider immer betrogen habe. So könnte man sagen, aber man kann sagen: daß durch den Westphälischen Frieden wie durch den Wiener Congreß zumeist die Macht der Fürsten gewachsen ist, wenn auch glücklicherweise

zwischen den Fürsten von jetzt und denen von damals kein Vergleich gezogen werden kann. Damals galt der Mehrzahl der Fürsten kein anderer Zweck, als die Hausmacht zu vergrößern, dem Elend der ausgesogenen Unterthanen zum Trotz, das nüchterne, sittenlose Hofleben in bunte Flittern zu hüllen, und das nationale Leben bis auf die kleinste Spur auszurotten. Von den Bürgern und den freien Städten war ein frisches Volksleben ausgegangen; in den freien Städten blühten Gewerbe und Kunst, Handel und Wandel; aber die Fürsten arbeiteten dem freien Aufschwunge entgegen; sie haben es verhindert, daß Deutschland auch zur See mächtig geworden und sein Principat über das deutsche und baltische Meer und den skandinavischen Norden behalten hat; die Fürsten, nicht um das Wohl des deutschen Landes, sondern um den Glanz ihrer Höfe und Höfchen besorgt, haben die Blüthe der Hansa unter ihrer Absicht günstigen Constellationen zu Grunde gerichtet und Alles gethan, um ihr die Lebenszuflüsse abzuschneiden, den Stolz des bürgerlichen Bewußtseins zu brechen und den Handel auf einen geringen Binnenhandel zurückzuführen. Der dreißigjährige Krieg, an sich der schauerlichste, welcher je geführt worden, war bei alledem kaum ein so trauriges Ereigniß, als der Friedensschluß, durch welchen dieser durch dreißig Jahre fortgesetzten National-, aber mehr noch Fürsten-Sünde ein Ziel gesetzt werden sollte. Die deutsche Geschichte hat seitdem viele blutige Thränen geweint; das deutsche Volk hat sich seitdem in Besonderheiten zersetzt und sich selbst mißtrauen gelernt; endlich ist besonders von jener Zeit her ein gewisser trüber Schmerz, eine Neigung, die Dinge von der düstern Seite anzusehen und

das Thränentüchlein nationaler Wehmuth stets mit sich zu führen, als Rückstand übrig geblieben.

Die Verhältnisse haben sich indeß durch die geniale Kraft einzelner Fürsten, und die Humanität und die Liberalität anderer, durch die unerschütterliche heroische Geduld und die inwohnende zähe Kraft des Volkes selbst, endlich durch die Bewegungen und Geschichtsbebungen der Zeit, deren Detonationen noch andauern, immer noch fester herausgestellt, als man nach solchen Voraufgängen erwarten durfte. Den Kaiser, als Mittelpunkt der deutschen Geschichte, haben wir verloren, weil wir in dem ewigen protestirenden Wirbel der norddeutschen Skepsis auch den Glauben an den Kaiser verloren hatten. Man begrub mit ihm nichts als einen Schatten, und indem der moderne deutsche Kaiser aufgehört hat, die alten Kaiserheroen zu parodiren, ist die Liebe und Ehrfurcht vor unserm alten kaiserlichen Deutschland doppelt erweckt worden. Diese Imperatoren sind gewissermaßen unsere Landesgötter geworden, und die Frömmigkeit für sie erscheint fast wie ein poetischer Cultus, eine religiöse Adoration.

Nehmen wir aber die Dinge, wie sie sind, so müssen wir sagen, daß die oft gerügte Zerstückelung Deutschlands dem Standpunkte unsers nationalen Bewußtseins gemäß und einer freien Entwickelung nicht geradehin ungünstig zu nennen ist. Kleinere Staatskörper sind einer durchdringenden Geistesbildung förderlich; eine Glasmasse wird um so undurchsichtiger, je größer ihr Volumen ist; zerschlagt sie in kleine Stücke, und jedes Stück wird dem Lichte empfänglicher und zugänglicher sein. Daher hat Deutschland so viele

überall hin zerstreute Lichter, Almenfeuer der Aufklärung, wie kein anderes Land, wenn auch keinen Feuerheerd, wo das politische Eisen, auch wenn es warm wäre, geschmolzen werden könnte. Deutschland, unter einen Hut oder eine Mütze, sei es Kaiserhut oder Jacobinermütze, gebracht, wäre eine unförmige Masse, gewissermaßen ein undenkbares Ding, welches wieder nach Zersetzung streben würde. Diese Zerstückelung gewährt uns sogar so viel von Preßfreiheit, als wir davon bei unserm Mangel an öffentlichem Leben und Gemüth dafür billig verlangen können. Was in Berlin nicht erlaubt ist zu sagen, darf in Stuttgart gesagt werden, was in Stuttgart nicht, doch in Carlsruhe, was in Carlsruhe nicht, doch in Leipzig, was in Leipzig nicht, doch in Hamburg. Der Geist unserer Zeit ist, wie der Geist Hamlets, ein trefflicher Minirer, ein braver Maulwurf, ein Hic et ubique, der unserm Hamletherzen redlich den Weg zeigt, den wir zu gehen haben. Es ist in Deutschland seit der großen Revolution von 1789 mancher bis zur Schwärmerei und Raserei freisinnige Gedanke gefaßt und ausgesprochen worden, der seine Stätte gefunden hat. Unser politisches Bewußtsein ist noch jung und hat mächtige Wehren zu bekämpfen, aber wo es nicht durchzubrechen im Stande ist, da sickert es durch; und eine zweite noch mächtigere Welle folgt der ersten, die man zurückgestaucht hat. Kein unbedingter Lobredner der gegenwärtigen Zustände, betrachte ich sie als ein Zwischenreich, dessen Unbequemlichkeiten angesichts einer großartigen Zukunft man ertragen muß. Jeder stehe auf seinem Posten und harre in seiner Individualität aus. So geben wir zuletzt doch eine Summe. Die Zeit schreitet fort, wie

der Wurm, der immer sich einzieht, um sich wieder weiter zu schnellen.

Dies vorweggeschickt, werden wir uns über den Standpunkt, auf welchem sich die Literatur der Gegenwart befindet, leichter verständigen können; aber es bleiben, außer den Literatur-Momenten seit Lessing, noch manche Seiten des deutschen Lebens zu betrachten übrig, welche man nicht abweisen kann und aus deren Verständniß oder Mißverständniß jene literarischen Richtungen entsprungen sind, die in jünster Zeit entweder Alles zu oberst und unterst gekehrt haben, oder, indem man sie selbst verstand oder mißverstand, zu oberst und unterst gekehrt worden sind. Ich meine die Formen, in welcher die deutsche Gesellschaft sich darstellt, und welche zu jenem Genre der Literatur Anlaß gegeben haben, die man im Allgemeinen mit der Bezeichnung einer socialen Literatur abgrenzte. Es ist nicht zu läugnen, daß unsre bedeutendsten Schwächen nach dieser Seite hin wahrzunehmen sind, jene socialen Schwächen, die mittelbar aus unsern politischen Verhältnissen eben so gut, wie beide mit einander aus den Grundformen unsers Nationalcharacters hervorgegangen sind. Und somit bedingt sich auch der Charakter dieser socialen Literatur als einen der Schwächlichkeit, indem sie sogar nicht einmal beabsichtigte, selbstständig zu schaffen und großartig und eigenthümlich zu gestalten, sondern sich vielmehr veranlaßt fand, Fleisch und Blut auf dem Altare der Tendenzen zu opfern, und nicht wie Prometheus Gebilde hervorzurufen und mit dem vom Himmel dichterischer Schöpferkraft gestohlenen Feuer zu beleben, sondern den kleinen dürftigen Wachsbildern und Automaten der deutschen

Gesellschaft nachzuweisen, warum ihr Mechanismus aus den Fugen und wo und wie ihr Organismus, so viel davon vorhanden, krank sei. Diese sociale Literatur nimmt eine wichtige Stelle im Gesammtkörper der Literatur ein; sie hat Manches hervorgebracht, was über die Gewöhnlichkeit und Mittelmäßigkeit hinüberragt, wenn auch ihr Totalanblick einer der Gleichförmigkeit und allzugroßen Familienähnlichkeit ist, eine flache Nachbeterei selbst an sich grundlöbliche Wahrheiten zu trivialen Erscheinungen stempelte, und von den Nachschößlingen ein ekelhaftes Wiederkäuungssystem eingeführt wurde. Diese Literatur hing zugleich mit den großen Fragen der Zeit genau zusammen, sie war wesentlich kritisch, hatte freimüthige Ausgänge, viele geistreiche Kräfte zur Verfügung, aber sie schadete sich selbst durch ihre eigensinnige Starrheit und durch die Miene der Unfehlbarkeit, welche sie anzunehmen schien. Sie war indeß nur eine andere Seite unserer Einseitigkeit und ist von Vielen für minder nothwendig aber auch für doppelt so gefährlich gehalten worden, als sie wirklich war.

# Drittes Buch.

Ein schönes, herrliches, von allen guten Göttern gesegnetes Land — unser deutsches Vaterland! Wo die Ostsee ihr blaues Auge zum Himmel aufschlägt, ruhen versunkene Städte, klingen die Glocken überflutheter Thürme im Wellengrunde; ein Augapfel der alten deutschen Sage ist das heimliche grüne Eiland Rügen, Hertha badete dort ihre elfenbein=weißen Glieder im märchenhaften See, welcher traumhaft zwischen lieblichem Grün hin und wiederschwankt und wie ein Kind die Märchen nachflüstert, welche die Amme des deutschen Volksglaubens ihm vorerzählte; in durchsichtigem, mit mannigfachen geheimen Kräften ausgestattetem Gestein wird das Harz, das wie flüssiges Gold von den Seiten urweltlicher Palmen niederströmte, an das Ufer der Ostsee gespühlt, welche jene versunkenen Urwälder wie die versunkenen Städte in ihrem heiligen Schooße treu bewahrt. In der ersten Mainacht erhebt sich das lose, luftige und phantastische Gesindel junger und alter Hexenweiber und zieht in zierlichem Ritte, auf Besenstielen hockend, zum Harzberge, über die Roßtrappe, über das altkaiserliche ehrwürdige Goslar hinweg; das Erzgebirge entlang treiben die neckischen Kobolde ihr

Wesen, und der König der Kobolde, der humoristische, gutmüthige Rübezahl, hält im Riesengebirge Hoflager; im Kyffhäuser sitzt der alte Kaiser Friedrich, dessen Bart durch den Marmel gewachsen ist, und wartet der Widergeburt des einigen deutschen Reichs und der Zeit, wo die düstern Raben der Lüge und des Zanks, die Galgenvögel, nicht mehr um den Berg flattern; noch wandert der ewige Jude, rast- und freudelos, der den Herrn von sich gestoßen; noch schwelgt der Tannhäuser bei seiner schönen Frau Venus, die ihm reichlich Ersatz dafür gewährt, daß er da sitzen muß bis zum jüngsten Tage; noch singt die Lurley ihre Ritter in den Tod der Liebessehnsucht; noch ringt der deutsche Faust nach Erkenntniß dessen, was unerkannt ist und bleiben soll, und verschreibt sich mit dem eigenen Herzensblute den bösen Mächten der Weltlust. Ein schönes, märchenhaftes, ein poetisches Land, welches so in die geheimen, dämmerig süßen Umtriebe der tiefsinnigen Sage verstrickt ist! — Durch Deutschlands Herz zieht sich die goldene Au, die fruchtbringende Ader Deutschlands; Burgen, zeugend von der Väter Kraft, ragen von den Bergen Thüringens und den Felsen des schönen Franken- und des Rheinlandes in die blaßwangige Gegenwart herüber; gewürzreiches Feuer sprudelt und sprüht in der edlen Traube des Rheines; vom Golde der Aehren strotzen die sanftgeschwungenen Thäler des Mittellandes; markige Knochen, granitene Gebirgsriesen, mit tausendjährigem Eise das Schmelzfeuer der zehrenden Sonne verspottend, halten im Süden das Land zusammen, während die Busentücher der Almen, nahrungs- und kräuterreiche Weideplätze, von ihrer Brust herunterflattern; mäch-

tige Ströme durchpulsen und durchädern das Land, drei Meere spühlen an seine Küsten und öffnen uns den Erdkreis nach allen Weltgegenden hin, und aus dem Schooße der Erde sprudeln jene Quellen der Genesung, an denen Deutschland reicher ist, als sonst irgend ein Land Europas.

Ein trübes, trauriges, von allen guten Göttern verlassenes Land — unser deutsches Vaterland! — Es ist wahr, es ist wie das grüne Erin das Land der Sage, die sich überall annistet, wo ihr die Natur eine dunkle, geheimnißvolle und absonderliche Stätte bereitet hat; aber diese Sage ist spukhaft, finster, voll verzerrter Gebilde, voll unendlicher Seelenpein, deren Ausgeburt sie war. Deutschland ist ein Land der Nothdurft, wo man mit Thränen und im Schweiße seines Angesichtes sein Brot ißt und die himmlischen Götter in kummervollen Nächten erkennen lernt. Der Landmann, der sechs Tage lang für seine Herrschaft von der Morgenröthe an arbeitet und den siebenten Tag, den Ruhetag des Herrn, dazu benutzt, um sein eigenes kleines Feld zu bestellen und nach dem Rechten zu sehen, der Bergmann, der auf den Märkten umherzieht, um sein selbstverfertigtes Kunstwerk für ein Paar Kreuzer sehen zu lassen, während seine hungernde Familie zu Hause Spitzen klöppelt, der Weingärtner, der für den Herbstsegen sein Eigenthum mühsam bestellt, um in einer Nacht durch Reif oder anhaltendes Regenwetter die Frucht seiner Arbeit in der Blüthe zerstört zu sehen, der Weber und Tuchwirker, der sich mit Kartoffeln und Salz begnügt und seine Kinder, das verhungerte Häuflein, ausschickt, trocknes Brot an fremden Thüren zu betteln, der Prediger in der Mark, der auf Kornwucher angewiesen, seine

Getreidesäcke zu Markte bringt und der Schullehrer, der zur Vermehrung seiner Revenüen den Dorfleuten die zerrissenen Jacken und Beinkleider und ihren Kindern den Verstand und die Moral ausbessert, der Invalide, der als Pension für seine Kriegsthaten die Erlaubniß erhalten hat, mit der besteuerten Leyer im Lande umherzuziehen und mit heiserer Stimme Bänkellieder absingen zu dürfen, der Auswanderer, der aus Verzweiflung mit Pferd und Wägelchen, Kindern und Enkeln die liebe Heimathsflur verläßt, und durch seinen abgemagerten Leib, seinen stillen, demüthig resignirten Blick, sein frommes und geduldiges Wesen, den Ausländern, an deren frischen Gesichtern er vorbeizieht, ein klägliches Erstaunen abnöthigt — sie sind Deutsche, elende, von Hunger, Gram und Unterdrückung genothzüchtigte Deutsche, Ritter vom Kreuz, Helden der Geduld! Welch eine Reihe von Mißgeschicken mußte vorangegangen sein, um diese Schollenmenschen mit Weib und Kind aus ihren Sitzen und liebgewordenen Hockeplätzen, von der Ofenbank und hinter dem Ofen her wegzutreiben! — Ganze Länder, Gebiete von weiter Ausdehnung, hat man in Deutschland, welche, wie ein Engländer von ihnen sagt, einem kahlen Mannskopfe gleichen, auf dem ein Paar dünne Haarbüschel mühsam fortkommen. Wir haben wasserlose Sandsteppen, welche Klein-Kobi und Klein-Californien darstellen, in guter Menge. Sümpfe müssen ausgetrocknet, Sandlager gedüngt werden, um ihnen einige Fruchtbarkeit abzupressen — man muß hier und da den Boden, der höchstens für Fichten und Birken kärglich eingerichtet ist, durch Ausdauer nöthigen, ein Paar Obstbäume oder Kraut und Rüben wenigstens wachsen, wenn

auch nicht gedeihen zu lassen. In diesen Kämpfen mit einer stiefmütterlichen Natur zeigt, bewährt und prüft sich die deutsche Geduld. Sie muß bei der Natur zudringlich betteln gehen; aber der Südländer steht wie ein frohes, spielendes, dem dolce far niente lüstern hingegebenes Kind vor der Natur, und hält seine Hand oder sein Schürzchen oder Taschentuch auf, und die gütige Mutter wirft ihm goldene Früchte, Orangen und Feigen, Blüthen und Düfte und selige Sonnenstrahlen reichlich in den Schoß — Alles nur Abfall einer unerschöpften, nur der Nachhilfe, nicht der Arbeit und Vorarbeit bedürfenden schwelgerischen Natur. — Peinigend und schmerzhaft dringt die Kälte in unser Gebein im Winter, dessen Nächte, so unendlich lang, ihre Schatten bis in den Mittag hineinwerfen; schwer und drückend liegt auf uns die mit Höhenrauch und gebundener Elastizität geschwängerte erhitzte Luft im Sommer, dessen ermattende und abspannende Tage fast der Mitternacht die heiße Hand reichen; Unbestand der Witterung, trübe Nebel, graue geschmacklose Wolkenzüge, Hagel- und Frostschauer bis in den deutschen Poeten- und Nachtigallenmonat, den Mai, hinein — wie wirkt alles das auf Herz und Hirn und Unterleib, der die Geburt der deutschen Hysterie und Hypochondrie ist!

Eine große, thatenreiche und thatkräftige Geschichte — die Geschichte Deutschlands! Seit die Riesenleiber der Cimbern und Teutonen Rom in seiner Blüthe erschütterten — welch eine Reihe von handfesten heroischen Thaten! Wir schlugen die Römer im Teutoburger Walde, wir drängten die Hunnen an der Marne zurück, wir verjüngten das Blut der

süd= und westeuropäischen Völker und gründeten germanische Königreiche in Gallien, Hispanien, Italien, Britannien und Afrika. Unter dem deutschen Hammerschlag wanden sich die Sarazenen bei Poitiers und die Ungarn bei Merseburg und auf dem Lechfelde, bestürzt wichen die Mongolen vor der deutschen Faust zurück und räumten die eroberte Wahlstatt freiwillig; die von den Slaven friedlich besetzte Mark, das Gebiet der Preußen bis zur Düna hinauf, erlagen uns, Sicilien fühlte unsere schwere Hand, erst am Ottensunde im Norden standen wir still. Aber die Hansa griff bis nach Seeland und Lissabon hinaus und ein Lübecker Bürgermeister gab Schweden seinen Herrscher. Otto II. warf seinen Speer in das Thor von Paris, ein Herzog von Oesterreich pflanzte in Ptolemais von den Stürmenden zuerst die christliche Fahne auf. Damals hieß es, Deutschlands Herrscher allein seien Könige, Landkönige die übrigen. Aber seine Herzöge und Markgrafen standen Königen gleich. Zum andernmale erlitt Rom eine Hauptniederlage durch Deutschland und seinen Protestantismus; Wittenberg erklärte Rom den Krieg, Luther dem Pabst. Die Buchdruckerkunst, eine deutsche Erfindung, bereitete ein neues Zeitalter der Literatur, das deutsche Pulver veränderte von Grund aus die Kriegskunst des Mittelalters. Dreißig Jahre lang bluteten und rangen wir für unser protestantisches Bewußtsein und die Freiheit der religiösen Meinung; wir waren eine Mauer der Christenheit gegen die Einbrüche der Osmanen, der politischen Selbstständigkeit Europa's gegen französische Anmaßung; aus den Trümmern des deutschen Kaiserreichs bildeten sich, gemäß der deutschen Reproduktionskraft, ein österreichisches Kaiserthum

und das junge Königreich Preußen, die nur an einander geriethen, um in der Reibung die eigene Kraft und die Kraft des Gegners kennen zu lernen und zu festeren Formen durchzudringen; vier Kriege führten wir gegen Napoleon, um überwältigt aber unermüdet zu frischer That uns zu stählen, den Weltkampf im Herzen des Landes zu entscheiden und Otto's Zug nach Paris glorreicher zu wiederholen. Selbst 1830 thaten wir das Möglichste, und die Staaten, welche dem constitutionellen Geiste nicht zugethan sind, sahen sich gezwungen, dem Geiste der Zeit im Einzelnen nachzugeben und der industriellen Richtung der Zeit ihre Sorgfalt zuzuwenden. Die öffentliche Meinung, wenn auch kindlich befangen, gehemmt und losgelöst von einem nationalen Mittelpunkt, beginnt auch in Deutschland eine Macht zu werden und mit ihrer lallenden Stimme wirkliche oder eingebildete Volksrechte in Schutz zu nehmen.

Eine düstere, formlose, rohe, ohne Bewußtsein und Gesammtzweck sich gestaltende Geschichte — die Geschichte Deutschlands! — Verrath und List begründeten die Unabhängigkeit der deutschen Stämme und Sprache von dem alles verschlingenden Ungeheuer Rom; Leiber, nicht Geister, von drängender Produkzionskraft und geschichtlichem Instinct, nicht Bewußtsein getrieben, zertrümmerten den Coloß des römischen Weltreichs. Seitdem sahen wir in Italien, im gothischen Spanien, im vandalischen Afrika, im fränkischen Gallien Jahrhunderte lang Thaten der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung, des Blutdurstes. Im cisrhenanischen Deutschlande war gleiche Verwirrung, der Herr übermüthig, der Knecht leibeigen, das Gesetz blutig und zu Gunsten der Vor-

nehmen; von den Kaisern der eine für den Pabst und die Geistlichkeit, der andre gegen beide, der eine für den Adel, der andre für die freien Städte — nirgends eine Einheit, überall Spaltungen und Zerwürfnisse; die Fürsten bedacht, ihre Hausmacht der kaiserlichen Obmacht zu entziehen, der Kaiser bedacht, den Stolz der Fürsten zu brechen, die Städte bedacht, ein abgesondertes spießbürgerliches Gemeinwesen zu gründen. Für Aufklärung und Handel sorgte Niemand. Die rohe Gewalt entschied. Die verschiedenen deutschen Stämme haßten sich, als wären sie nicht eines und desselben Volksblutes. Der dumpfigste Aberglaube überbreitete Deutschland; daher die Hexenprozesse, die Judenverfolgungen, die Marteranstalten. Wenig Recht, aber viel Rechtsverdrehung; die Justiz war um ihretselbstwillen da, nicht des Volks und der Schlichtung wegen, sie war bestechlich und käuflich wie der deutsche Soldat. Alles löste sich in einzelne Fehden auf; man wegelagerte, man raubte, man plünderte und brandschatzte — es war ein Bellum omnium contra omnes. Gewiß — ein düsteres unheimliches Tableau, diese deutsche Geschichte des Mittelalters! — Der dreißigjährige Krieg zerstörte nun gar alle Einheit, brach und zerpflückte die Blüthen der Kunst und Dichtkunst, des Gewerbfleißes, der Fröhlichkeit, der alten Natur= und Thatkraft, die im deutschen Volke vorhanden war. Seitdem hatten wir nur eine Fürsten=, keine Volksgeschichte. Die Höfe waren französirt, öde, üppig, formell, langweilig; der Landadel roh, wüst, herrisch, gewaltsam, trunksüchtig; der Bürger gedrückt, altväterisch, steif, ohne Erfindungsgeist, ohne Spannkraft; der Bauer leibeigen, sklavisch, gehudelt, dumm, mit seiner

Scholle verwachsen, oft viehisch, starr und trotzig; das Weib nicht viel mehr als Beischläferin, Hausmagd, Keiferin, Bet- und Klatschschwester; der Gelehrtenstand pedantisch, zanksüchtig, von beschränkten Begriffen, eingebildet, an dem Buchstaben hängend, wie der Jurist an der Starrheit der altrömischen Paragraphen, wie der Bauer an der Scholle, der Bürger am Ererbten und Ueberkommenen. Das Volk bezahlte seine Steuern, lieferte seine Söhne in die stehenden, wohl dressirten Armeen und war, zum Vergnügen der despotischen Fürsten, überaus geduldig — es ließ sich Alles gefallen, war deshalb im Auge der Fürsten ein kreuzbraves Volk, wurde aber darum nicht gnädiger und nachsichtiger behandelt.

Ja, die Geduld, die Gutmüthigkeit, die Langmuth — es sind schöne Tugenden, aber wir besitzen sie in einem Uebermaße, daß sie häufig in einem lasterhaften Lichte erscheinen. Die Geduld ist des Deutschen Kopf- und Hauptputz, seine Schutz- und Trutzwaffe, die erste Gesundheitsregel in seiner Makrobiotik! Mit der Geduld vertragen wir Gottes Wort im Munde eines langweiligen Landpfarrers, mit der Geduld lassen wir uns belügen, betrügen und Knecht, Magd, Vieh und Alles was unser ist, abspänstig machen, mit der Geduld bleiben wir tugendhaft, ehrlich, keusch und gutmüthig, mit der Geduld lassen wir uns erzeugen, leben und sterben wir. Gewiß! es giebt nichts Geduldigeres, als einen deutschen Bauer, dem man seine letzte Kuh pfändet, einen deutschen Leinweber, den die hungrigen Kindlein um Brot anschreien, einen deutschen Steueroffizianten, der auf Wartegeld gesetzt ist und ein deutsches Genie, welchem eine süße

Dame das Rattengift der Langweile in die Theetasse schüttet, jener Langweile, die uns wie ein unheimlicher Koboldspuk überall das Fette von der Sahne wegnascht und uns zuletzt in unsern eigenen Augen so lang und langweilig macht, daß wir an unsrer eigenen Person kein Ende absehen und vor dieser durch die Langweile bewirkten Ausdehnung unsers Wesens innerlich zurückschrecken.

Es giebt wohl kein Volk, welches gemäß seiner Langmuth, leichter zu regieren und dabei strebsamer und geistigen Fortschritten zugethaner wäre als das deutsche. Da es nichts übereilt und die Dinge fast allzubedächtig nach allen Seiten hinwendet wie einen Rechenpfennig, so ist bei ihm keine Gefahr, daß es den Regierungen durchgehen wird, wenn sie ihm den Zügel ein wenig lockerer lassen. Das deutsche Volk mit seinem angeborenen Rechtsgefühle wird keiner Aenderung auf die Dauer zugethan sein, die nicht mit den Begriffen des gesunden Menschenverstandes zu vereinbaren wäre. Es ist nicht wetterwendisch und hängt aus Phlegma und vielleicht noch mehr aus einem gewissen Stolz am Alten; der Deutsche giebt ungern zu, daß er eine Thorheit begangen habe, auch wenn er sie beging, und für die Institutionen seiner Väter bewies er stets eine treuherzige Pietät. Er läßt sich ungern etwas nehmen, auch das Verbrauchte und Unzweckmäßige nicht. Die patience allemande ist ein Stichwort in Frankreich und deutsche Treue an aller Welt Enden zum Sprichwort geworden. Man kann aber gerechte Zweifel hegen, daß Deutschland seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis zur Mitte des achtzehnten im Allgemeinen den Grundsätzen der Billigkeit und seinen großen Anlagen ge-

mäß regiert worden sei. Es pflegt die Geschenke seiner Fürsten wie Gottesgaben hinzunehmen; aber die Fürsten schenkten damals überhaupt nicht viel, höchstens eine Pandorabüchse, in der nichts übrig blieb als die Hoffnung. Für das Volk als Volk that man wenig; die Volkserziehung lag gänzlich brach. Es waren hier und da Höfe in Deutschland, die nicht demoralisirter hätten sein können, man war hier entweder im höchsten Grade bigott oder frivol oder beides vereinigte sich zu einer widerlichen Zwitterbildung. Doch kann man nicht leugnen, daß sich im Kern des Volkes das Licht des religiösen Glaubens rein erhielt und in schweren Zeitläufen den einzigen Trostgrund für Deutschlands sieches Leben abgab. Und doch waren die Zeiten oft so hart, so grausam, so wild und blutig, daß fast ein Märtyrerglauben dazu gehörte, um die Ueberzeugung von einer Recht und Gerechtigkeit spendenden Gottheit in der bedrängten Brust aufrecht zu erhalten.

Die deutsche Nation war mit Gewalt in den cul de sac französischer Formen gedrängt worden, so daß von einer deutschen Nationalität äußerliche Spuren kaum noch übrig waren, nur daß unter der fremden unpassenden Gewandung die spitzigen Knochen desto schärfer hervorstachen. Indeß gab es die barocksten Gegensätze, und es fanden sich Fürsten wie Friedrich Wilhelm von Preußen und der alte Dessauer, welche die Deutschheit überdeutschten, rauh, ehrlich, hart und formlos waren bis zum Uebermaß und den französischen graziösen Witz dem deutschen Pickelhäringspaß opferten. Es gelang aber dem zweiten preußischen Könige nicht, die französischen Elemente, welche der Schwamm der Hauptstadt in sich

gesogen hatte, wieder herauszupressen. Friedrichs I. vortreffliche Gemahlin, Sophia Dorothea, hatte in edelstem Sinne für die Pflege höherer geistiger und geselliger Bildung Sorge getragen; eine Akademie war gegründet und gewöhnte die Gelehrten an Mittheilsamkeit und an Verallgemeinerung wissenschaftlicher Resultate; die Emigranten gaben lebendige Musterbilder französischer Gesittung ab und trugen wesentlich zur Civilisirung der Berliner bei. Aus diesen Gegensätzen und zwischen ihnen durch ging Friedrich der Große hervor, der zwar französisch dachte, philosophirte und schrieb, aber so weit ein Genie dem nationalen Grundstoffe verwachsen bleiben kann, deutsch fühlte und handelte und eben dadurch populär wurde. Er hatte von den Deutschen die Hand- und Ehrenfestigkeit, die Abneigung gegen alle Schaustellung und gegen die Winkelzüge einer höflichen Diplomatie und selbst sein Witz hatte eine Grundlage von deutschem Gemüth, von gesundem Menschenverstand. Er ließ in seinem Staate schreiben und denken, was und wie man wollte, und er würde, bei seiner Verehrung für die freie englische Verfassung, dem Volke noch mehr Freiheiten gewährt haben, wenn es eben im Stande gewesen wäre, besser und richtiger zu schreiben und minder steif und sclavisch zu denken.

An Friedrich dem Großen hatte man endlich wieder einen Nationalheros, an seinen Thaten ein Epos, dessen Bestandtheile in sich Zusammenhang hatten. Man gewann einen Mittelpunkt in der Bewunderung Friedrichs. Andere Ereignisse kamen hinzu, um das National-Bewußtsein zu fördern und die deutsche Menschheit aus ihrer Schlaffheit herauszustören. Durch die pragmatische Sanction und die

Kämpfe Karls VII. gegen dieselbe wurde die Aufmerksamkeit auf die innern Angelegenheiten Deutschlands geleitet. Maria Theresia, die schöne und gemüthvolle Herrin Oesterreichs, erregte durch ihren muthigen Kampf gegen eine Welt von Feinden Theilnahme und Verehrung; die schlesischen Kriege förderten die Spannkraft, das Erstaunen; im siebenjährigen Kriege endlich steigerten sich die Kräfte, tragische Momente verbanden sich mit den epischen, auf den Helden des Jahrhunderts richteten sich die Blicke einer Welt. Deutschland lernte sich fühlen. Friedrich wurde ihm homme in derselben Bedeutung, wie Napoleon den Franzosen geworden ist. Sein Blick, sein Krückenstock, sein Degen, seine Flöte, seine Tabaksdose wurden wie Fetische verehrt. Friedrich ist wie Napoleon auf allen Bildern, die man von ihm entwarf, und unter allen Situationen, der sich immer Selbst-Gleiche. Er ist wie Napoleon aus der Revolution hervorgegangen, aber aus der Revolution gegen alte Vorurtheile, gegen deutsche Pedanterie, väterliche und altväterische, spießbürgerliche Anmaßung und Hofrohheit.

Das deutsche Genie, die deutsche Philosophie und aufräumende Kritik bereiteten sich allmälig ihren Boden. Die Gelehrsamkeit wurde vielseitiger und mittheilender und begann zu combiniren, anzuwenden, und Resultate zu ziehen; in Leibnitz, Thomasius und Wolff kündigte sich eine neue literarische Epoche an, die zugleich eine Epoche der Humanität werden sollte. Haller legte das Reich der Natur bloß und wirkte zugleich durch seine körnigen, gedankenharten Satyren. Ueberhaupt war die Satyre zu Ende des siebzehnten und zu Anfange des achzehnten, ja bis Rabener und Lich-

tenberg hinauf in vollster Arbeit. Man kann ihre Wirkungen auf das deutsche Volk nicht gering anschlagen. Klopstock gewann der deutschen Sprache neue ungeahnte Seiten ab, sie empfing durch ihn jene Mannigfaltigkeit von Bildungen, wodurch sie zu Allem geschickt wurde; Klopstock ist zugleich Schöpfer des Vaterlandsgefühls und der erste, der ein großes, geschmackvolles, organisch zusammenhängendes und mit prachtvoller Rhetorik ausgestattetes Epos schuf, welches als Kunstwerk gelten mochte. Kant schuf zuerst ein vollständiges philosophisches System, welches für alle folgenden Systeme Grundlage wurde und noch ist. Winkelmann und Lessing gestalteten die seit Luther verwahrloste Prosa neu und fanden neue Bahnen für die Kritik. Wir hatten viel gewonnen, als uns Klopstock den unbestimmten Begriff der deutschen Freiheit und Winkelmann und Lessing den Begriff der ästhetischen Schönheit einimpften. — Am schlimmsten stand es noch mit den deutschen Rechtsverhältnissen, der theologischen Disciplin und der Pädagogik. Alle drei nahmen auf individuelle Freiheit gar keine Rücksicht. Nichts war da, was auch nur entfernt an eine habeas corpus Acte des Geistes und Leibes erinnerte. Es gab in dergleichen Dingen keine öffentliche Meinung. Ein Herzog von Würtemberg übergab ohne Urtheil und ohne auch nur den Schein des Rechts ansprechen zu wollen, den genialen Schubart dem Burgverließ auf dem Hohenasperg. Es war ein Streich des Faustrechts, ausgeführt mit Gewalt und menschen- und rechtverhöhnender List. Er hätte den Dichter in seinem Gewahrsam verhungern und verschmachten lassen können, ohne daß das deutsche Volk Reclamationen gemacht

haben würde. Jetzt geschehen dergleichen Dinge meist, aber wie wir erlebt haben, doch nicht immer, unter der Form des Rechts, wenn auch nicht überall viel an der Sache geändert ist und hier und da als Auskunftsmittel neue Straf- und Abbitteformen erfunden sind, welche die gegenseitige Lüge sanctioniren und in die Zeit der römischen Kaiser zu gehören scheinen, über welche Tacitus sein Verdammungsurtheil sprechen würde und ein künftiger Tacitus Deutschlands vielleicht sprechen dürfte. — Die deutsche Freisinnigkeit, selbst die vernünftigste, die oft in so mannhafter Gestalt erscheint und mit Aufopferung der leiblichen und geistigen Ruhe und aller weltlichen Vorurtheile gegen Stumpfheit und Starrheit vergebens kämpfte, hat nie eine rechte Stätte finden können; sie vagabondirte in Ulrich von Hutten, wurde verbrannt in Huß und eingesperrt in Frischlin. Der Priesterstand, berufen, christliche Liebe und Duldung zu predigen, war stets der eingeknöchert verfolgungslustigste. Man ist nur gewohnt, den gegenwärtigen Moment zu ergreifen und auf das Bewußtsein und Urtheil der Nachwelt keinen Schluß zu machen. Thäte man das, so würde viel Thöriges und Lächerliches vermieden werden. Es ist nur ein halber Trost, wenn die Nachwelt ihre tapfern Vorfechter in das Martyrologium ihrer Kämpfer für Recht und Freiheit mit glänzenden Zügen einzeichnet.

Das deutsche politische Leben ebbte sich wieder in seine alte Seelen- und Gemüthsruhe zurück, nachdem die alten Häuser Habsburg und Hohenzollern ihre Sache ausgefochten; es ruhte im Schooße des deutschen Fürstenbundes aus. Aber die Kritik und Skeptik waren Allgemeingut geworden, und

selbst der Kaiser Joseph II. rüttelte an alten Satzungen und Formen, um noch auf dem Todtenbette einzusehen, daß in Oesterreich zu so gewaltsamen reformistischen Versuchen die Zeit noch nicht gekommen sei. Aber außerhalb begannen weltumgestaltende Stürme. Auf das prachtvolle Schauspiel des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges folgte die große Revolution von 1789. Diese politischen Vulkanausbrüche erschütterten und rührten selbst das in phlegmatischem Kohlenfeuer hinschmorende Herz Deutschlands. Stille Wasser sind tief. In den Rheinstädten pflanzte man Freiheitsbäume, Klopstock besang den Nationalconvent, und Eulogius Schneider starb unter der Guillotine. Seitdem datirt der Kampf um politische Ideen und Principien, der bis jetzt fortgesetzt und, wie man glauben möchte, noch nicht ausgekämpft ist. Was ein halbes Jahrhundert angeregt und nicht einmal zur Klarheit gebracht hat, das durchzukämpfen bedarf es vielleicht Jahrhunderte — so heftig und von seinem Standpunkt aus berechtigt ist der Widerstand, so Ehrfurcht gebietend und standhaft die Reste, die uns aus dem Mittelalter und rein absolutistischen Zeitaltern übrig geblieben sind. Die Reaction hat Jahrhunderte für sich, die Besonnenheit, die Ueberlegung, die diplomatische Kunst, sie ist verbollwerkt und gewaffnet von der Zehe bis zum Kopf, die Angriffspartei hat nichts als den guten Willen, Unsicherheit in den Motiven, Principien, die mit halbem Leibe in ein theoretisches Chaos auslaufen, wie die lockenden Sirenen in einen Fischschwanz, sie hat endlich noch die augenblickliche Aufregung, die unbesonnene Hitze — Affecte, welche mit dem Kopfe gegen die Wand rennen und taumelnd zurückprallen.

# Viertes Buch.

Von Lessing an begann in Deutschland die Revolution des Geschmacks, jetzt haben wir mehr eine der Gesinnung. Die Kritik und Skepsis warfen sich bei uns anfangs weniger auf die Politik, als auf die Literatur und höchstens einzelne wissenschaftliche Gegenstände. Doch drückte sich das deutsche Ungenüge an der deutschen Gesellschaft häufig auf's stärkste aus und warf sich zerfressend auf die Realität der Dinge. Göthe rumorte als ein ungezogener Liebling der Grazien in faustrechtlichen Zuständen. Sein Götz von Berlichingen ist eine Apotheose biederen, ehrenfesten, thatkräftigen Rittersinnes im Götz, edler ungeschminkter Weiblichkeit in der Elisabeth, deutscher Treue im Lerse, eine Controverspredigt gegen pfäffisch Wesen und die moderne Zeit, die sich in ihrer Haltungslosigkeit, Schwammigkeit, Treulosigkeit und sophistischer Art zu sein und Handschlag und Glauben unter dem Schein des Rechts zu vernichten, im Weislingen ankündigt. Eine eben so heftige Polemik gegen das moderne Gesellschaftsleben und die spießbürgerliche Prosa der mitzeitigen Zustände findet sich im Werther, und es ist von hoher Bedeutung für Göthe's damalige Gemüthsrichtung, daß er die Sagen von

Prometheus und Faust mit ihrem trotzköpfigen, die himmlischen Mächte herausfordernden Inhalte so voll in sich aufnahm. Er sang damals Sturmlieder, er satyrisirte im treuherzigen Volksstyle des Hans Sachs; er suchte das rein Menschliche auf und fand es unter der Plebs, auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern, er stand mit Landstreichern und genialen Vagabunden gleichsam auf Du und Du. Göthe war in seiner Jugend ein mächtiger Stürmer und erklärte, daß die Bescheidenheit nur als sociale Tugend eine bloß limitirte Geltung habe, während er später von der Unbescheidenheit meinte, daß sie mit dem Wahnsinn verschwistert sei. Damals fand er noch nicht Alles für so „bedeutend, wundersam, incommensurabel, incalculabel,“ wie in seinem Alter; seines Wesens Kern stand noch in Saft und seine Liebe zu den Umgebungen von Menschheit und Natur in der Blüthe. Man vergleiche Göthe's Jugendbriefe mit denen, die er in seinem Alter schrieb. Dort Feuer, Ungestüm, hier berechnende Kälte, die darauf speculirte, daß die Nachwelt von diesen Briefchen Kenntniß nehmen wolle und werde. Doch schreibt er bereits an Lavater im Jahre 1780, er solle seine Briefe nur hübsch in Ordnung halten und sie lieber heften lassen, denn, setzt er hinzu, die Zeit vergeht! Lavaters von Hegner umsichtig geordneter Briefwechsel ist für die damalige literarische Periode sehr bezeichnend. Der Briefstyl war damals nicht wenig burschikos, oft bengel- und flegelhaft, ja häufig schmuzig gemein, wovon selbst die Edelsten und am feinsten Gebildeten sich nicht frei erhielten. Die Literatur stak in den Flegeljahren und spazirte mit einem Knotenstock und in Pelzstiefeln; sie war aber auch die Zeit des

Genies, des Sturmes und Drangs, des Hochfahrenden und Hochtrabenden. Jeder errang seine ihm gebührende Stellung, weil kein Widerstand und allgemeiner Gegendruck statt fand. Man kehrte sich heraus, nicht stückweise, sondern in entschiedenster Ganzheit; man spielte nie und nirgends Versteckens; man lobte und tadelte, pries, segnete, betete an, verwarf und verdammte einander, wie es einem um's Herz war, und wie das Herz gerade auf der Zunge lag. Die Interessen kreuzten sich nicht so wirr und bunt, wie in gegenwärtiger Zeit, Parteien, wenigstens politische gab es nicht, höchstens poetische und religiös phantastische. Man wußte überhaupt von einem politischen Verfahren nichts, und wie man durchaus ungemischter und ursprünglicher war als jetzt, so ließ man auch den Menschen zunächst gelten, die entschiedene Individualität, die Originalität, die man um so mehr als etwas Außergewöhnliches bewunderte, je scharfkantiger sie hervortrat. Man fand sich mit der Grobheit leicht ab, denn man war selbst nicht fein. Kaum brauchte man die Bayonnetspitze, man zog auf gut pommersch die Kolbe vor. Höchstens daß man jetzt das, was man sich an herzlichen Gemeinheiten und gemeinen Herzlosigkeiten zu sagen hat, gleich veröffentlicht, um vor dem Publikum den Straßenbuben zu spielen. Unter Couvert und Siegel haben wir, auch im schlimmsten Falle, noch immer die Ehre, ein hochachtungsvoller und ergebenster Diener zu sein. „Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Wohlgeboren Ergebenster" unterzeichnet man jetzt wohl einen Brief, worin man mit dem Schuldgefängnisse oder einer Injurienklage gedroht hat.

Der eben angeführte Briefwechsel und die von den Heroen der damaligen Literatur an Merck gerichteten und von Wagner herausgegebenen Briefe liefern Beweise genug, daß damals der Anstand das wenigste war, was Sorge machte und berücksichtigt wurde. Diese Briefe sind äußerst wichtig für die Kenntnißnahme der in Rede stehenden Literaturperiode. Blicke in die Briefschaften berühmter Verstorbener sind Blicke in das Allerweltlichste oder Allerheiligste ihres Herzens. Freilich belügt der Mensch und täuscht sich selbst, des Tages wenigstens sechs Mal, und des Nachts, so oft der Hahn kräht, denn er träumt beim Hahnenschrei und belügt sich im Traume und durch den Traum. Auch sollten die Freunde großer Männer nicht verlangen, noch sich einbilden, daß sie von diesen stets mit Ehrlichkeit und vollkommner Aufdeckung innerster Persönlichkeit bedient werden. Entweder schreiben sie in der Leidenschaft, welche eine an der Vernunft, oder in baarster Vernünftigkeit, welche eine an der Leidenschaft, die auch ihre Wahrheit hat, begangene Lüge ist. Göthe wußte sich in seinem Alter eine liebe „Aneignung" recht wohl anzueignen, nämlich die, in seinen Briefen Jeden zu behandeln, wie er behandelt sein wollte, nach Maßgabe seiner Individualität. An Merck, an Lavater schrieb er in ganz anderer Weise, als an Schiller, an Schiller in ganz anderer Weise, als an Zelter, an Zelter in ganz anderer Weise als an Bettina. Der Dichter, der Gelehrte, der Sprachforscher, der Naturkundige, der Kunstliebhaber — jeder durfte darauf rechnen, von Seiten seiner Lieblingsneigung gefaßt und bedacht zu werden. So gab er das Mannigfaltigste, ohne sich selbst etwas zu vergeben noch sich aus-

zugeben. Unzweifelhaft kann auch ein Genie in den Fall kommen, Briefe zu schreiben, die nichts sind als bloße elegante Musterblättchen und nicht viel mehr als feingerändelte Visitenkarten, womit man sich dem und dem empfiehlt, aber man hätte sie nicht in so weitem Umfange und ohne Wahl sammeln und Ostentation mit ihnen treiben sollen. Es gab aber für die Empfänger keinen stolzern Gedanken, als die von Göthe an sie gerichteten Briefe gedruckt zu sehen und vor aller Welt dokumentiren zu können, daß sie mit dem ersten Dichter und geringsten Minister Deutschlands Billete gewechselt. Jedenfalls sind Göthe's Jugendbriefe in sofern wichtiger, als sie uns Göthe's Individualität ungetrübter zeigen und zugleich ein rechter Spiegel für die damalige rüstig aufstrebende und schwungvolle Literaturperiode selbst sind. Göthe war in seiner Jugend ein wahrhaft schöner Apollo, der mit der einen Hand Ungeheuer erlegte, mit der andern in den zauberhaft tönenden Saiten wühlte; später legte er den siegreichen Bogen aus der Hand, weil die zarten Weimarschen Musen den Anblick nicht hätten vertragen können und behielt die Lyra allein, die indeß ihre rauschendsten Töne verloren hatte. In seiner Jugend, die bei ihm freilich weit hinaufreichte, hielt er es mit allem was Genie war, oder darnach aussah; in seinem Alter emancipirte er die Mittelmäßigen, die unter der weitverbreiteten Gefolgschaft des mächtigen Heerfürsten die Mehrzahl bildeten. Daß er sich damals in seiner Größe nicht gefühlt hätte, kann man nicht sagen. Er war seiner und seiner guten Sache, die er selbst war, zu gewiß und sicher. „Schreibe mir viel", schreibt er an Lavater „und stiehl dir eine Viertelstunde für mich.

Ich heiße Legion. Du thust Vielen wohl, wenn Du mir wohl thust." Ein andermal ruft er treffend aus: „ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!" Seine Gewalt herrschte dämonisch über seine Freunde. Selbst der pietistische Schwärmer Lavater vergaß in Göthe den Heiden über das Genie. Später ignorirte Göthe den armen Lavater gänzlich und ließ ihn selbst dann nicht vor, als Lavater ihn in dem Gasthofe, wo Göthe logirte, aufgesucht und seinen frommen demüthig um Berücksichtigung flehenden Namen an die Stubenthür geschrieben hatte. Der gewiß ruhige, unparteiische und alt ernste Hegner nennt Göthe's Jugend selbst eine hamletische, setzt aber hinzu, er sei aus einem gemüthlichen Hamlet ein steifer Polonius geworden, und seine Art, wie er später seinen alten Bekannten Lavater verfolgt und mißachtet habe, könne als eine fast „schauerliche" Veränderung gelten. Die Jünglinge keines Volks sind enthusiastischer, schrankenstürmender und in der Freundschaft und Liebe idealistischer als die des deutschen; aber sie haben auch eine bewundernswerthe Fähigkeit, als gemachte Männer alte und eitelstolze Perücken zu werden, die der Himmel weiß was darum gäben, wenn sie ihre glorreichste Zeit, die Zeit der herrlichen Jugendthorheiten und enthusiastischen Träume, in das Reich der Nichtexistenzen verweisen könnten. Man kann unter ihren braunen Haaren die grauen Haare fast wachsen hören und genau die Zeit bestimmen, wo der Polonius in ihnen des Hamlets Meister wird. Ich fürchte fast, daß unsre hamletische Literaturperiode abgelaufen und unsre jetzige Literaturperiode steif und eitelgeschwätzig

genug ist, Ihren Majestäten von Dänemark und aller Welt gegenüber den wohl periodisirenden Polonius zu spielen. Vielleicht aber erscheint einmal ein beredter Geist und spornt einen neuen Hamlet an und der gute Polonius, die Ratte im Bücherspinde, ist todt — „für einen Dukaten todt."

In seinen Wirkungen auf die Masse steht Schiller über Göthe, dessen Publikum mehr ein aristokratisches ist. Schiller hat die Jünglinge und Jungfrauen sammt und sonders für sich, das flache Land, die Städte in den Provinzen, die Enthusiasten, die Reinen, denen nur das Reine rein ist; Göthe die Geistreichen, die über Vorurtheile erhabene Gesellschaft, deren Mitglieder häufig bis zu einem Grade rein sind, daß für sie das Unreine sogar rein ist, er hat für sich den Salon, den Katheder, das emancipirte Sopha, die junge und alte Blüthe der Hauptstädte. Es gehört eine höhere Stufe der Bildung, eine tiefere Einsicht in den Kern der poetischen Dinge dazu, um Göthe, als um Schiller zu genießen und zu würdigen. Göthes Publikum besteht aus Selectanern, Schiller wird bereits von Quartanern, wenigstens in seiner äußern pomphaft idealistischen Erscheinung erfaßt, gelesen, bewundert und herunterdeclamirt. Göthe concurrirte als Volksmann mit Schiller nur in seinem Götz von Berlichingen und besonders seinem Werther, an dem so viele Köchinnen verschmachtet und süße Jünglinge zu Grunde gegangen sind. Ein Schusterjunge in Halle stürzte sich aus seinem idyllischen Schlaf- und Dachstübchen todt und als man die Taschen seines Rocks untersuchte, fand man darin das was sein Pech geworden war — die Leiden des jungen Werther, mit denen er seine eigenen Schusterjungen-Leiden

identificirt haben mochte, — Schiller trat überall mit einem Riesenschritt über die dumme schaale deutsche Realität hinweg; er rang gegen die schlechten, sklavischen Verhältnisse des damaligen Deutschlands wie keiner außer ihm; er kämpfte auf Tod und Leben mit der Gemeinheit, der Niederträchtigkeit; er hätte nie einen modernern Character wie Werther schaffen können, aber er schuf seinen Karl Mohr und legte ihm kolossale Worte wie Felsenmassen in den Mund, um sie gen Himmel zu schleudern; er ist von allen Schriftstellern der revolutionärste, indem er seine Rebellen und deren Rädelsführer zu Räubern stempelte und damit gegen die verdorbene menschliche Gesellschaft Sturm lief. Die Räuber waren das erste Buch aus der Sturm- und Drangperiode, welches von einem Bürger der gallischen Republik ins Französische übersetzt wurde. Selbst in Deutschland zündeten sie. Schlegel mag die Räuber für Unsinn und eine verfehlte Nachahmung Shakspeare's halten, Tieck und seine Schule sie ironisch behandeln, Einige von der Schule der Tendenzenliteratur in ihrer Sophabehaglichkeit vornehm auf sie herabsehen oder sie als eine Sünde gegen den heiligen Geist der Salonzärtlichkeit betrachten — Schillers Räuber sind eine historische nicht abzuleugnende Thatsache und können den ihnen gewordenen Unbilden gegenüber auf ihr Recht und ihre Eigenthümlichkeit trotzen, und wir können nur bedauern, daß keine von den spätern Richtungen einen gleich gloriösen Anfang nahm und daß sie auch nicht ein Werk aufzuweisen haben, welches in das Gemüthsleben der Deutschen tiefer eingriff. An Neuheit der Situationen, sprudelnder Unbändigkeit und Compositionsfehlern wetteifert

Fiesko mit den Räubern, aber das Trauerspiel Fiesko lag der Nation ferner, ein geschichtlicher Stoff verlangt Weisheit in der Behandlung, einen geordneten Bau, nicht Cyclopenmauern, regellos gehäuft, nicht Titanenarbeit, welche den Pelion auf den Ossa häuft; in freien Produkzionen mag die Subjectivität losgelassener walten; es fehlt im Fiesko jene revolutionäre Gesinnung, die sich in den Räubern in dem Maße censurwidrig ausspricht, (wie jetzt nämlich die Verhältnisse sind) daß Karl Mohr aus Deutschland eine Republik schaffen will, gegen welche Sparta und Rom Nonnenklöster sein sollen. Tiefer in die faulen Flecke der menschlichen Gesellschaft schneidet Schiller's drittes Trauerspiel „Kabale und Liebe," abermals ein Stück, welches in unsern freien Zeiten gegen die Verhältnisse nicht aufkommen und im Bauche der Censur erstickt werden würde. Man komme mir hier nicht mit Schlegels Behauptung, daß „Kabale und Liebe" nur durch peinliche Eindrücke foltern könne; es ist nicht das Dümmste, was Schlegel gedacht und ausgesprochen hat, und ich getraue mir überhaupt zu sagen, daß Schlegel sich häufig als ein, wenn auch immer geschmackvoller, doch einseitiger Kritiker kund giebt, wo es gilt, die allgemeine Bedeutung eines Produkts herauszuheben und seinen Werth aus seiner Wirkung, seine Wirkung aus seinem Werthe zu erklären. Abermals ist im „Don Carlos" ein übel berathener, verderbter Hof geschildert, ein schleichender Pfaffe, ein tyrannischer König, eine üppige Intriguantin; dagegen gruppiren sich, jenen miserabeln Bestandtheilen des Hofes erliegend, die Königin Elisabeth, die majestätische Frau, der unkluge feurige Carlos und der Marquis

Posa, der idealisirte Karl Mohr, die Lieblingsfigur des deutschen Publikums, Posa, dessen schmetternden Ruf nach Gedankenfreiheit Schiller der Weltgeschichte vorweg genommen hat, die freilich diesem Rufe innerhalb der deutschen Grenzen noch nicht recht Gehör geben will. Es würde mich hier zu weit führen, Schillers edler, freier, idealistischer Gesinnung in seinen spätern Werken, in denen er sich vollendete und einzig in seiner Art dasteht, trotz der Hunderte von Nachahmern, genau nachzuspüren; wenn aber *Göthe* allmälig den Zeitschwächen seinen Tribut zollte und in einer an sich sinnreichen und meisterhaft ausgeführten Erfindung, den „Wahlverwandtschaften," in jene heimlichen Verbrechen einer zu offenbaren Verbrechen wenig aufgelegten Zeit sich verlor, in deren Aufspürung nur das abgefeimteste Raffinement noch Genuß und Kunsterheiterung finden kann, so hat sich *Schiller* auf seiner idealen Höhe fortdauernd gehalten und nicht nur gehalten, sondern er hat sich über die nach Freiheit schlürfenden Individuen hinweggeschwungen und mit dem Horn von Uri, dem mächtigen Schall seiner Worte, ein ganzes Volk, das Volk der Schweizer, zur Freiheit und zum Durchbruch durch gewaltthätige Unterdrückungssucht aus den Alpen und Alpenthälern auf die Bretter gerufen, welche ihm die Welt bedeuteten. In dieser Größe ist Schiller von uns geschieden, von allen unsern Dichtern derjenige, welcher seiner Gesinnung am treuesten geblieben ist: an dem *kein Makel* haftet, der kein Alter hatte und einer Liebe bei seinem Volke genoß, welche an die hingebendste Verehrung grenzte. Selbst ein etwas apathischer Nordamerikaner, Fenimore *Cooper*, hat die Bedeutsamkeit Schillers für Deutsch-

land begriffen und höchst bezeichnend in den Worten ausgesprochen, er sei der deutsche Genius des Zeitalters gewesen. Wenn er aber gleich darauf von Göthe sagt, er sei ein Dutzendmensch und sein Ruf erkünstelt gewesen, so schlägt ihn der Yankee hinter den Nacken, der sich in Coopers Reflexionen nie vollkommen unterdrücken läßt.

An diesen beiden Grund- und Ehrensäulen länger haften, hieße das Ziel meiner Darstellung zu weit hinausschieben. Ich ziehe nur Gedankenstriche, an denen das Fehlende zu ergänzen dem denkenden Leser überlassen bleibt. Meine Absicht ist nur, anzuregen und alte und neue Wahrheiten als discutirbare Fragen auf der Tafel des kritischen Parlaments niederzulegen. Ueber Göthe's und Schiller's Umgebungen seh ich mich versucht rascher hinwegzugehen. Die großartige Humanität in Herder, dem Schiller der Theologie, wie man ihn fast nennen möchte, die feine Grazie in Wieland, das leichtflüssige Darstellungstalent Thümmels, den man uns neuerdings als Muster empfohlen hat, dienten wesentlich dazu, unsere Literatur zu runden und einen Gegenhalt gegen das Allzuungenirte und Formlose in den Männern der Sturm- und Drangperiode abzugeben. Es war damals ein Reich der Extreme, und von Lenz, Klinger und dem Maler Müller zu Thümmel ist ein weiter Weg, der von literarischen Mittelspersonen beschritten und ausgefüllt wurde. Jede Individualität trat in ihrer Entschiedenheit und ohne Gène auf und behauptete den ihr gebührenden Platz in der Literatur. Es war ein Chaos voll ringender Kräfte, aber diese als Grundelemente zeigten sich in deutlich erkennbaren Umrissen; in dem gegenwärtigen Chaos gilt mehr

die Masse, in der die einzelnen Elementarkräfte sich noch kaum von einander unterscheiden lassen. Die Zeit gährt, nicht wir, die wir in ihr stehen; wir sind nur Mitgährer; wir bilden uns einer Sphäre an, damals bildete sich jeder Einzelne seine eigene Sphäre. Jetzt giebt es nur zwei verschiedene Gewalthaufen, Richtungen, die sich bekämpfen und gegenwärtig gegen einander auf der Lauer liegen. Wo man Tendenzen gehorcht, erlischt die Individualität. Wir folgen einer Fahne, um die wir uns gruppiren und den Eid leisten, damals schwur jeder auf seine eigene Oriflamme und bildete ein Fähnlein für sich; man fühlte sich stark genug, seine eigene Rotte und sein eigener Rottenmeister zu sein. Unser bestes und eigenthümlichstes Theil verfällt der Kritik, die ihr Censoramt besonders gegen die Gesinnung richtet. Sie macht es mit uns, wie die Köchin, von welcher der Narr im Lear erzählt, mit den Aalen. Wollen wir mit den Köpfen hinaus, so schlägt sie uns mit dem Scheit- und Richtholz, daß wir wieder unterducken.

Zu diesen eigenthümlichen Figuren der damaligen Zeit gehört auch Jean Paul, der, so unbestimmt er in sich selbst war, doch sehr bestimmt von den Umgebungen sich loslöst. Jean Paul hatte viele Seiten, viele Ansichten, viele Empfindungserscheinungen, welche sich, häufig um sich zu widersprechen und eine die andere in Schatten zu stellen, wechselsweise herauskehrten. Diese Eigenthümlichkeit erkannte der scharfblickende Varnhagen von Ense, der sich eben dadurch auszeichnet, daß er vor Allem das Menschliche und zugleich das individuell Berechtigte an den Personen herauszufinden weiß. Er sagt, daß Jean Paul's Natur nicht scharf

begrenzt, überall offene Bahn für ihn gewesen sei, und hundert Uebergänge aus einer Empfindung in die andere. Eine wunderbare Figur war Jean Paul allerdings; halb von irdischer Masse und metallischer Gediegenheit, halb aus Aether, Blumenduft und Mondscheinseeligkeit gewoben, begegnet er unserm Andenken wie eine mythische Gestalt. Wir haben in Deutschland viele solcher Männer von unfaßlicher, räthselhafter Gestalt gehabt; auch Jean Paul ist in seinem Leben nie recht offiziell und geschichtlich geworden. Er war wie sein deutsches Vaterland, kleinstädtisch, provinziell, vaterländisch und weltumfassend zugleich, tief, innerlich bewegt, reflectirend. Seine Persönlichkeit füllte drei oder vier Zimmer, eine Kinderstube, ein Stück Natur und ein Stück blauen Himmel recht gut aus, aber einen desto geringeren und mehr verbauten Binnenraum auf dem Forum des öffentlichen Lebens. Er war eine Welt für sich, die in sich selbst zufrieden ruht und deren Fluctuationen mehr nach innen als nach außen gehen. Er trug wie die Schnecke das Häuschen seiner Subjectivität überall mit sich, streckte die Fühlfäden seiner Empfindsamkeit an Luft und Licht hinaus, war aber in jedem Augenblicke darauf vorbereitet, sich in das stille behagliche Schneckenhäuschen seiner Individualität zurückziehen zu können. Man soll die Menschen nicht nehmen, wie man sie haben will, sondern wie sie sind und sie sich selbst haben wollen. Das verstand Wieland nicht und darum verstand er auch Jean Paul's Persönlichkeit nicht. Indeß ließ er ihm, freilich in etwas vornehmer Weise, Gerechtigkeit widerfahren. „Er ist wie seine Schriften!" äußerte Wieland nach seiner ersten Bekanntschaft mit Jean Paul, „man fühlt sich

bei ihm auf angenehme und unangenehme Weise überrascht, und nichts ist schwerer als ihm beizukommen. Er ist zu sehr Er selbst, jedoch ein sehr interessantes Original." Und abermals: „ich war nahe daran, mich über ihn zu ärgern, besann mich jedoch noch zur rechten Zeit, daß er das Recht hätte, Er selbst zu sein, und daß das, was ich an ihm vermisse und was mich zuweilen toll machen möchte, von weit Höherem und Trefflicherem mehr als ersetzt wird. Er hat auch eine in der That göttliche Beglaubigung, zu sein, was er ist." Bei Böttiger (S. dessen Nachlaß) nennt ihn Wieland, dessen attische schöngeistige Natur an diesen Geniesprüngen und orginellen Brüchen in Jean Paul's Conversation einen leichten Aerger nahm, einen „miraculösen" Menschen. Daß Jean Paul keine plastische Begrenzung in seiner Denk= und Vortragsweise haben konnte, muß jedem klar sein, der auch nur einen seiner Romane gelesen hat. Seine Rede zwischen vier Wänden glich seinem Porträt, welches uns Allen bekannt ist — bürgerlich, hausväterlich, wohlgenährt, gutmüthig; die duftende Rose im Knopfloch.

Mit diesem Bürgerthum, dieser reinlichen Häuslichkeit, dieser sich still verlebenden und ablebenden Empfindungsfülle, diesem hastigen Wühlen, wie mit Kindeshänden, in den Natur= und Geschichtserscheinungen und dem bunten Krame von Sachen und Sächelchen, Gleichnissen und Unterschieden, Beispielen und Beweisführungen, Weltfabrikaten und Nürnbergerspielwaaren, mit diesen harmlosen witzigen Anspielungen, diesen Fata=Morgana's der Träumerei, diesen Visionen des Somnambulismus, diesen riesenhaften Gebilden der Phantasie, dann vor Allem mit dieser unzerstörbaren Gemüthlich=

keit und Gutmüthigkeit, dieser häuslich=religiösen Andacht, dieser pedantischen Stubengelehrsamkeit, und doch wieder mit diesem freien Weltblick, der über die gemeine Realität hinaus in das Aschgraue der Unendlichkeit schaut, mit diesen lehrreichen Sentenzen, welche seinen Personen wie auf den bekannten alten Bildern zum Munde herausflattern, ist Jean Paul ein Abgott der deutschen Jugend geworden, die sich durch ihn in ihren geheimsten Regungen erfaßt und darüber verständigt fand. Das kleine nette Landhäuschen, diese Jean Paul'sche Poesie, mit dem anliegenden Gärtchen voll Rosen und Röschen, Lilien und Lilienkäfern, Blumen,=Frucht und Dornenstücken, Honigwaben und Bienchen, weiterhin die üppige von durchsichtigen Bächen durchrieselte Wiese, das Kornfeld mit wilden Feldblumen untermischt, dahinter der wilde regellose Wald voll Gestrüpp, das man mit Gewalt zertheilen muß, um sich durchzuwinden, voll labyrinthischer Gänge und Pfade, in denen es Mühe kostet, sich zurechtzufinden, dann Felspartieen, wo die Blöcke regellos zerstreut sind und die Empfindsamkeit gute Zeit hat zu träumen und ihren Namen in das Gestein zu ätzen, endlich das hohe Gebirg, das mit Gletschereis und Schneelagern in den blauen Himmel hineinragt, während hier und da in den Schlüften bereits unheilkündende Nebelwolken sich sammeln und auf und niederziehen, wie einladend für das deutsche ländlich sentimentale Gemüth, den schwärmerischen Jüngling, die keusche religiöse Jungfrau, Landprediger und Landpredigertöchter! Neben den schmelzenden Nachtigallen hört man die lustige Stimme des Spottvogels, neben den spielenden Lämmern weiden stößige Böcklein, und wer in den Blüthenbusch

nach Blumen greift, sengt sich an Brennnesseln und ritzt sich die Hand an stachligen Dornen — gewiß! es hat seine gerechten Gründe, wenn sich Jean Paul ein so weitverzweigtes Publikum zu eigen gemacht hat. Alle diese Mannigfaltigkeit, diese Unklarheit, diese Sentimentalität, diese unbestimmte Unendlichkeit, diese Thränenweichheit und Lachlust, diese Beschränktheit und innere Ausdehnungskraft sind Eigenheiten des deutschen Characters, wie er sich in den letzten Decennien des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts herausbildete, in die man sich zurückflüchtete, um seine Schmerzen zu verträumen und die Leiden des Vaterlandes selbst zu vergessen. Jean Paul war der erste in Deutschland, dessen Humor einigermaßen populär wurde, so weit es bei der Gelehrsamkeit, mit welcher Jean Paul's Humor auftrat, möglich war. Lichtenberg, Claudius, Hippel, Thümmel, hatten vom Humor immer nur eine Seite; ersterer z. B. war mehr satyrisch, mehr witzig als humoristisch und bei Claudius erscheint er mehr didaktisch und in der Allgemeinverständlichkeit des Volkstons; man hatte bis dahin vom Humor nur Anklänge, jetzt überbreitete er eine ganze Persönlichkeit, er griff über die bloße Satyre hinaus, er lernte jetzt, unter Lachen zu weinen, zu lachen darüber, daß er weinen konnte, und zu weinen darüber, daß er lachen konnte, und wieder sich zu freuen, daß er beides konnte. Gerade diese subjective Richtung bezeichnet Jean Paul's Humor, der immer sein Auge auf sich selbst gerichtet hält. Der Humor muß nicht wissen, daß er weint, noch daß er lacht, aber der Humor Jean Paul's ist zu innerlich, zu weinerlich, zu sentimental und, wie gesagt, zu gelehrt. Der britische Humor ist ein

anderer, er tritt über sich heraus, er weiß zu gestalten, was dem Jean Paul'schen selten möglich ist, er weiß die Lächerlichkeiten in der Menschenwelt viel schärfer und ungezwungener hervorzuheben, er ist zu praktisch und seiner selbst Herr, als daß er bei der Darstellung der ernsten und tragischen Seiten des Lebens wie ein Leichenhuhn heulen und wie ein altes Klageweib in ein bezahltes Weinen ausbrechen sollte. Der Humor verlangt einen ruhigen, praktischen Blick, er ist auf Empfindung und Gefühl basirt, aber er darf sie nur auf dem Wege objectiver Gestaltung merken lassen. Dagegen ist Jean Paul's Humor keuscher, gedanken-, phantasie- und sinnreicher. Der britische Humor ist nationales Gewächs, auf diesem Felde können wir mit den Briten nicht concurriren, Luft und Sonne sind auf diesem Kampfplatze nicht gleich und die Schranken überhaupt für den deutschen Humoristen zu eng gezogen. Was bei uns das Lächerlichste ist, ist zugleich nicht selten das Unangreifbarste, Privilegirteste; ein Land, wo dem Durchlauchtigst Allerdurchlauchtigsten, dem Gnädigst Allergnädigsten, dem Großmächtigst Allergroßmächtigsten, das Ergebenst Allerergebenste, das Gehorsamst Allergehorsamste, das Dienstwilligst Allerdienstwilligste so devot und kriechend gegenüber steht, ein solches Land kann nur eins des geheimen Aergers sein, der mit den Zähnen knirscht, die Zunge wider den Gaumen drückt und für echten Humor und echte Satyre keine anderen Vorwürfe hat, als kleine Häuslichkeiten, Spießbürgerlichkeiten und pedantische Absonderlichkeiten. Unsere Originale, deren wir auch haben, sind nicht so offiziell wie in England. Wir haben so gut Geheim-Originale, wie wir Geheim-Räthe haben; sie treten

selten über die Schwelle der Häuslichkeit. Wie viele staatsverbrecherische und staatsgefährliche Leidenschaften gähren sich nicht im britischen Humor aus! Dieser Humor ist ein ererbtes Gemeingut des englischen Volkes! Das britische Staatsgebäude kann sich nicht halten ohne diesen Humor; man denke nur an die Discussionen des Ober- und Unterhauses; wäre das französische Volk ein humoristisches, so würde seine jüngste Geschichte einen consequenteren, beruhigtern Character tragen und einen Weg gegangen sein, der sicherer zum Ziele geführt hätte. Der Humor bildet in England so gut eine Macht, wie das Ober- und Unterhaus, und ist im Ober- und Unterhause selbst eine Macht. Der klassische Geist hielt Griechenland zusammen, der heroische den römischen Staatskörper, der christlich-romantische das Mittelalter, wir scheinen hauptsächlich auf den Humor angewiesen zu sein, der mit der Humanität auch dem Wortklange nach zusammenhängt. Der Humor ist Eigenthum der Germanen, aber er bedarf zum Durchbruch freier und großartiger Institutionen. Für die complicirten Leiden der modernen Menschheit kann uns nur der Humor ein äquivalentes Trost- und Beruhigungsmittel sein.

Jean Paul steckte die Grenzpfähle unserer Literatur weiter und fast in's Unendliche hinaus. Göthe's Faust und Jean Paul eröffneten ein Universum, innerhalb dessen nichts mehr unmöglich, keine Erscheinungsform des poetischen Geistes undenkbar war. Die Tonleiter aller Gefühle und Empfindungen war gegeben. Die romantische Schule, die Heinische, die jünste sociale, beruhen hauptsächlich auf Göthe und Jean Paul. Hoffmann, noch mehr Heine waren

ohne Jean Paul's Vorgang in dieser Form nicht wohl möglich, sogar Mundt's moderne Lebenswirren sind zum Theil in Jean Paulschem Geiste empfangen, wenigstens in Jean Paulscher Form, oder sich ihr annähernder, wiedergegeben. Man thut Unrecht, Jean Paul für so schlechtweg abgethan zu halten, wie es doch leider geschieht. Unsere Anschauungs-, unsere bildernde und schildernde Redeweise, unsere antithetische Schreibeweise, unsere Satyre, unser Humor zeugen von ihm und seinem noch wirkenden Geiste. Es lag zu viel Deutsches in Jean Paul, als daß ihm diese Wirkung entgehen konnte. Die eng begrenzte Häuslichkeit und das über alle Schranken hinausgreifende und von der Welt der sichtbaren Gegenstände unabhängige Unendlichkeitsgefühl in der deutschen Natur prägen sich in ihm aus; aber mit Schiller theilt er den Gedanken- und Sentenzenreichthum, die Keuschheit, den Ernst, die Humanität.

Um mir die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, zur Ehrenrettung eines vielfach gekränkten und verhetzten Mannes beizutragen, den ich zu den unzweifelhaft größesten Häuptern unserer Literatur zähle, wende ich mich hier zu Joh. v. Müller, dem Geschichtschreiber der Schweiz. Wenn nach irgend einer Seite die Schlechtigkeit, oder um minder anzüglich zu sprechen, die Liederlichkeit, die Anmaßung, die Unwissenheit unserer modernen Kritiker zu Tage kam, so geschah es nach der Seite hin, auf welcher Müller in Deutschland das erste Beispiel eines einigermaßen kunstgerechten Geschichtwerkes gab. So belohnt man jetzt in Deutschland ein mühevolles, rastlos thätiges und an Resultaten glänzend reiches Leben! Für die Memoiren des Freiherrn S—a opfert man Müller's

gesammte Geschichte der Schweiz, opfert man seine vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, opfert man seine hinterlassenen Briefe, die inhaltreichsten die es giebt, opfert man endlich sein ganzes Leben, das zu tadeln freilich leichter ist, als ihm nachzuahmen! Les't Woltmann's, der Laube's Herrgott ist, Geschichte der europäischen Staaten, die der Unstäte, Unvollendete freilich nicht zu Ende brachte, les't seine Geschichte England's und alle die kleinen Fragmente, die Woltmann für Brot und Lohn geschrieben hat, und dann urtheilt, welche Säulen uns bleiben, wenn man uns Säulen wie Müller bricht! Glaubt Menzel als Geschichtschreiber Deutschlands den Geschichtschreiber der Schweiz oder als würtembergscher Landtags-Abgeordneter, den westphälischen Minister über Bord werfen zu können? Oder ist Laube, der Mann für Alles, gemeint, mit seiner grundflachen anonym herausgegebenen Geschichte der französischen Revolution dem Verf. der allgemeinen Geschichten die Stirn bieten zu können? Oder hat Lang, auf dessen pietätlose Urtheile wir zurückkommen, in seiner Hammelburger Reise (1833), einen der großen Gedanken, welche Joh. v. Müller in der deutschen Jugend erweckte, nur ähnlichen Gedanken in uns hervorgerufen? Oder haben die Herren Nachbeter und Nachtreter der Menzel'schen, Laube'schen und Lang'schen Urtheile über Müller etwas geleistet, oder sind sie im Stande, künftig etwas zu leisten, was über den Tag hinausdauert? Freilich hat man es mit all diesen keck hingeworfenen Urtheilen dahin gebracht, daß wir uns Müller kaum unter einer andern Gestalt denken können, als unter der dünngeschmeidigen, aalhäutigen Gestalt eines Abtrünnigen, der um Brot

und Lohn die Hauptparagraphen seines politischen Glaubens verleugnet, eine ministeriell perfide Witterung um sich her verbreitet, seine Characterzüge in Winkelzüge verwandelt, in alle glänzende Gänge und Löcher des Hoflebens sich einschmeidigt und unter dem kalten Stern auf der Brust die hell funkelnden Sterne seines innern Menschen, einen nach dem andern, geflissentlich auslöscht. So steht er da, öde und leer gebrannt, ein Hohl- und Scheinwesen, ein Leib- und Augendiener, eine schmarotzierende Schlingpflanze, die auf ausländischem Sumpfboden wuchert — so zweideutig steht Müller vor uns, wenn wir unsern modernen Cato's glauben wollen, die über die Sitte und Unsitte vergangener Zeiten das Censoramt und vollständige Register führen. Und was thut uns der todte Johannes? Kränkt er uns? Beleidigt er uns? Ist sein Abfall von der deutschen Sache vollkommen erwiesen? mit untrüglichen Aktenstücken belegt? durch ein unparteiisches Geschwornengericht bis zur Evidenz beglaubigt? — Wir aber, sollen wir des Horaz Lebensregeln verwerfen deshalb, weil er im Verdacht steht, selbst sie nicht befolgt zu haben? Sollen unsere Nachkommen Menzel's Privatcharacter, Laube's oder Woltmann's Handel und Wandel sich zu Muster nehmen, oder was? und abermals wir, sollen wir von Joh. Müller's Werken sagen, sie taugen nichts, weil uns Menzel und Woltmann einreden, der Mann selbst habe nichts getaugt? — Oder war Woltmann's Charakter ein so unbescholtener, daß er, vereint mit Menzel, der so lange mit seiner stachligen Zunge leckt, bis er Blut sieht, und je mehr er Blut sieht, desto mehr leckt — in der heiligen Vehme der Kritik den Kläger abgeben könnte? Glückli-

cherweise läßt sich von den großen Zeitgenossen Müller's, seinen zahlreichen Freunden, nicht erwarten, daß sie ihre Achtung und Bewunderung einem Unwürdigen zu Theil werden ließen.

Müller war klein von Gestalt, behäbig und beweglich; was aber kümmert uns die Gestalt, die jetzt so häufig zur Grundlage einer unverschämten Polemik gemacht wird? Müller war nomadisch unstät, mit den gegenwärtigen Zuständen überall unzufrieden — und wer war es damals nicht? — Er band endlich sein Lebenskähnlein an das große Kriegs- und Linienschiff, welches Napoleon hieß — und wer that es damals nicht? — Laßt doch sehen, ob die schiedsrichterlichen Großen, die an diesem Manne sich zu Rittern schlagen, anders handeln werden unter gleichen Umständen — laßt doch sehen, wenn ein neuer Napoleon kommt, durch den das Weltgericht spricht! Für seine Studien glühte Johannes Müller, für was er sonst noch warm war, soll uns das kümmern? Sollen wir uns darüber graue Haare wachsen lassen, während wir uns an seinen Werken grün und jung lesen? Aber seine Grundsätze kümmern uns. Laßt sehen! —

„Es scheint mir unmöglich," schreibt Müller im Jahre 1792, „den seit einem halben Jahrhunderte in Europa verbreiteten Geist nun mit Bayonetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit!" Spricht da nicht der freie, frei geborene Schweizer, der klar blickende Geschichtschreiber?

Und am 17. Januar 1806 schrieb er: „die letzten Begebenheiten hatten mich so ergriffen, daß ich in der That einen Ruf nach Irkutzk angenommen hätte, um von Europa

nur recht fern zu sein. Das Unglück ist begreiflich. Ist nicht Alles mechanisch, über- und abgespannt, unbrauchbar, unhaltbar geworden? Es hat fallen müssen."

Müller beabsichtigte eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Man war bedenklich, man wollte ihm die Archive nicht vollkommen aufschließen; man hielt ihn halb unter Censur. Da schrieb er in seiner freimüthigen Tacitus-Weise an den Staatsminister von Voß: „Es läßt sich in Ansehung der Censur bemerken, daß der Geschichtschreiber Vieles zu sagen hat und sagen soll, was nicht eben so schicklich unter Autorisation einer hohen Staatsbehörde in die Welt ausgehen kann." Müller, der sein eigner Censor sein wollte, schrieb in derselben Angelegenheit: „Für Staat und Kirche mag ein preußischer Prinz aus den Geschichten Kaiser Trajan's oder Königs Cyrus, wenn sie nur gut sind, leicht mehr lernen, als aus der des größten von seinem Geschlecht, wenn man ihr die Lücken und den Zwang ansähe."

„Warum springen alle Federn?" schreibt er ein andermal, „weil man sie hat verrosten lassen. Wenn in einem Heere eine Seele ist und es streitet wider ein anderes aus zwei Menschenklassen (den Prügelgebenden und Prügelempfangenden), ist die Wage da gleich? — Das maschinenmäßige Wesen ohne Treu und Glauben hat nicht lang dauern können . . . . Ich habe an den großen Höfen zu viel gesehen, um nicht überzeugt zu sein: alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen werden umgeworfen werden."

An den französischen Staatssecretär Maret richtete er, als er gehört hatte, die Schweiz solle einen Herrn empfangen, folgende Zeilen: „Nach dem Schauder eines solchen

Gedankens kann mein Geist keinen andern politischen Betrachtungen mehr Raum geben; mein Gefühl ist erschöpft, erstarrt und keines Wortes mehr mächtig, als: thut es nicht!" (mon sentiment epuisé et glacé ne trouve plus de mot, si non: ne le faites pas!) „Mehr als einen Tell würde die Schweiz haben," schreibt er. — Spricht so Einer, der mit den Gewalthabern buhlt?

Und als er den preußischen Staatsdienst verließ, übermannte ihn die Rührung und das Andenken alter glorreicher Zeiten und die Anhänglichkeit an einen Staat, in und mit dem er so lange gestanden. Da schrieb er: „Es ist leicht, einer Ungnade zu widerstehen, — aber gute Worte, Worte eines gebeugten Hauses, des Hauses Friedrichs, edler Menschen, die ich liebe — es ist so leicht nicht, denen zu wiederstehen."

Aber er widerstand. Er wurde westphälischer Staatsdiener, Satrap eines fremdländischen Königs — daher schreiben sich die Anklagen, Verfolgungen und Verleumdungen. Einmal aber wußte Müller, daß eine Partei in Preußen gegen ihn thätig sei; sodann wollte er wirken und schaffen, aber nicht unter Trümmern und Umsturz; er wandte sich dahin, wo neben der Macht auch die Haltbarkeit, Ordnung und geregelter Geschäftsgang lockten. Da galt es zu handeln, aufzubauen, das deutsche Element so viel als möglich aufrecht zu halten. Napoleon selbst, das eherne Schicksal der damaligen Zeit, schleuderte ihn seinem Bruder Hieronymus in den Arm; die Flucht, auf welcher Müller sich vor den Zeitwirren befand, indem er in Tübingen ruhige Studien zu suchen ging, gelang ihm nicht. Hierzu kam die überwälti-

gende Persönlichkeit des Kaisers, der durch ein Gespräch in Berlin den Geschichtschreiber eben so schnell geschlagen und erobert hatte, als er die Preußen bei Jena schlug und die Festungen zwischen der Elbe und Oder eroberte — im Sturmfluge. Für jene Zeit, die Alles aus seinen Fugen rückte, haben wir durch lange Ruhe bedächtig Gewordenen kein Urtheil mehr. Und Müller fühlte, daß Napoleon das Weltgericht sei, und er unterwarf sich ihm; er verließ mit klingendem Spiele die genommene Veste Preußen, mit ihren Breschen und Lücken, und wurde westphälisch, um schweizerisch deutsch zu bleiben; er wurde in Feindes-Hand ein heilsames Werkzeug für das kranke Freundes-Land. Was hätte aus Deutschland werden sollen, wenn die Edelsten und Besten des deutschen Volks aus mißverstandenem Patriotismus, Verzweiflung und Aerger sich vom Schauplatze zurückgezogen und mit ihren Kräften gefeiert hätten? — „Die Waffe nicht aus der Hand geben!" lautet in solchen bedrängten Zeiten der Wahlspruch zu Schutz und Trutz, den auch Müller auf seine Fahne schrieb. Wahrlich! der freie Schweizer im Ministerrocke hatte wenig freie und heitere Augenblicke. Den Schmerz um das Vaterland, den er in sich trug, mußte er verbeißen und verheimlichen, um als Zielscheibe des Spottes und der Verleumdung zu dienen, während er mit kaum verhohlener Freude die Opposition gegen die Fremdherrschaft im großen Geiste sich bilden sah. Ueberall fand er sich veranlaßt, den französischen Staatsdienern die Spitze zu bieten. Seine Arbeiten waren übermäßig gehäuft, und er unterzog sich ihnen mit einem solchen Eifer, daß er mehrmals in der Unterhaltung Sprache und Bewußtsein verlor. „In dem

Augenblicke," schrieb er damals, „wo man mich meiner Würde entkleidet, werd' ich mehr Leben und Freude fühlen als jetzt." Sein Wirken war segensreich. Es verdankte ihm die Universität zu Marburg ihr Fortbestehen, Göttingen und Halle theilweise die Sicherung ihrer Dotationen, die von ihren Posten entfernten Professoren neue Anstellungen oder ihre Gehalte als Pensionen. Wohlan! verleumdet ihn, fahrt fort in eurer hämischen Consequenz, werft eure kritischen Ballen und Brotkügelchen gegen den Todten, ihr, die ihr nach deutscher Weise Alles schändet, was Muth und Kraft hat, nicht durch das Vorrecht der Geburt, sondern durch angeborenes Talent und weise Benutzung seiner Kräfte, aus der Masse als selbstständige Größe sich herauszuarbeiten!

Laßt uns aber an Joh. v. Müller bewundern jene geregelte Lebensordnung, jene unverwüstliche Thätigkeit, jene ritterliche und fast abenteuerliche Arbeitsamkeit, die ihr immerhin pedantisch nennen mögt, jene Consequenz des Studieneifers, der in den Kern geht und sich zugleich im weitesten Umfange ausbreitet, jene fast eigensinnige Beharrlichkeit im Nachspüren, Nachschlagen, Compiliren und Excerpiren, wie sie, außer dem großen Haller, nur Wenigen möglich war und jetzt immer seltener wird. Müller war ein Zögling der Alten und der Chroniken, tacitisch kurz im Schreiben, Denken und Thun; Müller war sogar religiös, er verstand noch zu beten, eine schöne, fast verloren gegangene Kunst, um die wir ihn beneiden sollten. Die stille Arbeitsruhe zog ihn vor Allem an; und nur einer Ueberwindung seiner Selbst und einer Aufopferung seiner persönlichen Neigungen für das Allgemeine können wir es zu-

schreiben, wenn er sich unter den Bergeslasten der Minister-arbeiten einsargte. Nicht um sich zu bereichern. Müller hinterließ nur Schulden. Und der Geschichtschreiber sargte sich im Minister ein, um nie wieder aufzuerstehen. Er erlag seinen Beschwerden. Und als er den Tod wie einen heimlich schleichenden Wurm an seinen matten Ministergliedern sich heraufringeln spürte, raffte er noch einmal seinen innern Menschen zusammen und legte seine ganze große Persönlichkeit in dem Testamente nieder, das uns als wahrster Abdruck seiner Seele verblieben ist. Aber gegen die Angreifer ummauern ihn seine Werke, schwarzklüftig, schroff, oft kalt, abgerissen, jäh, aber gediegen, einfach, graniten, wurzelnd im Centrum der Erde und ins Blau massenhaft emporstrebend, wo die Lüfte und die Sonnenstrahlen freien Spielraum haben und die königlichen Adler und andere Krummschnäbler der Freiheit mit starken Krallen und ungebeugtem Nacken horsten.

Diesen Repräsentanten unserer Literaturepoche habe ich, als den am maßlosesten angefeindeten, in wenig Strichen zu zeichnen gesucht, um zugleich einen Blick in den gegenwärtigen Zustand der Kritik zu eröffnen, in diesen finstern Strudel, der Alles, was er erreichen kann, in seine eigene Jämmerlichkeit herabzuziehen sucht. Damals war die Zeit der Begeisterung, des Schwungs, der großen Gedanken, der Humanität, des Ernstes und vor allem des mannhaften Characters. Bei den Repräsentanten dieser Epoche in die Schule zu gehen, ist Allen anzurathen, die jung sind und sich berufen fühlen, an der Literatur mitzuarbeiten, die leichtfüßigen Gesellen, welche, ohne Kenntniß des in der Weltgeschichte

aufgehäuften Materials, den Stein der Weisen gefunden zu haben meinen, wenn sie den aus den Vorträgen ihres philosophischen Brot- und Lehrherrn gewonnenen Extract über alle Gegenstände gießen, die in den Umkreis ihres Gesichtes gebracht werden, ähnlich wie man in schlechten Restaurationen alle Braten, sei's von Schwein, Kalb oder Rind mit einer und derselben Brühe zubereitet. Noch schlimmer die, welche sich ein Paar Zeitfragen ein- und abgelernt haben, wie es im Katechismus heißt: was ist das? oder: wie kann Wasser so große Dinge thun? — mit den stereotypen Antworten dazu. Und so reiten sie, die doch sonst weiter nichts sind als bloße Bettelvögte, Lumpensammler und Botenläufer der Zeit, vor den Fenstern ihrer Geliebten „Zeit" Parade auf dem Steckenpferde der Zeitideen oder des leichtfertigen Witzes, mit dem sie in Berlin gastiren, in Hamburg nomadisiren, in München sich wechselsweis blähen und kriechen und in Wien, welches die Oberflächlichkeiten so gern verschluckt, den Sperl und den Prater sich wohl bekommen lassen. Nicht daß sie existiren und das Wort führen ist schlimm, aber daß wir in einer Zeit leben, wo sie noch existiren und das Wort führen *können*. Es ist nicht ihre Schande, daß sie so sind, aber es ist unsere Schande, daß sie so sein können, wie sie sind. Wahrlich! es ist ein Phänomen, daß auf demselben Boden, wo ein Alexander von Humboldt, jener große Zögling einer großen Zeitepoche, noch mächtig steht und mit den Blüthen und Früchten eines ruhmvollen Lebens prangt, solche Pilze des Glücks und der Oberflächlichkeit gedeihen und ihre Schmarotzer haben können. Nun sind wir bereits so weit, daß die Moral für langweilig,

redliches Wollen für abgeschmackt, ernstes Studium für pedantisch angesehen wird, und wer von dem sittlichen Endzweck eines Kunstwerkes reden wollte, stünde in Gefahr, als Pedant oder Narr verlacht zu werden. Menzel hat nicht Unrecht gegen das im Uebermaße vorhandene jüdische Gift, welches an der Literatur und am Marke des Christenthums zehrt; aber es giebt Christen, welche das Judenthum überjüdeln und nicht jeder, der, in der einmal beliebten Bedeutung genommen, jüdisch denkt, denkt darum wie ein Jude, weil er von Geburt Jude ist, sondern darum, weil in uns Alle ein Schachergeist gefahren ist, welcher dem Heiland, der uns aus dem Tempel jagen wollte, Trotz bieten würde, weil uns der Schacherdienst vor den Heilanddienst geht. Etwas von einer anrüchigen Gesinnung sitzt in den Bessern selbst, ja sogar in vielen Jüngeren, den schon alt Gewordenen, den Freiheitspredigern, den St. Elmsfeuern der Zukunft, das kalte Raffinement, das Schwanken herüber und hinüber, der Speculationsgeist, der engbrüstigste Egoismus, der ohne alle edlere Motive ist, das Gehuldigt sein wollen und doch das Schmähen auf Alles, dem neben ihnen gehuldigt wird. Wir bezweifeln Alles, wir bespötteln Alles. Wir brauchen und lassen uns brauchen. Wir tragen auch wohl noch den Mantel der christlichen Liebe, lassen ihn aber nach dem Winde hängen. Nie ist dem Grundcharacter einer Nation auf eine unverschämtere Weise Hohn gesprochen worden, als der deutschen jetzt. Man trieb Abgötterei mit Göthe und Göthe zog den Weihrauch mit vollen Nüstern ein. Der große Mann war alt und die Zeit blöde und blind und sah nicht, welchem Abgrunde sie entgegenrannte. Wie man zu dem ge-

genwärtigen Zustande der literarischen Dinge kam, das werde ich im weitern Verlaufe meiner Darstellung allen denen klar zu machen suchen, welche sich leider daran gewöhnt haben, sich mit zehn fremden Fingern vortasten zu lassen, wo ein einziger von ihren eigenen Fingern zur Erkenntniß der Gegenstände hinreichen würde.

---

# Fünftes Buch.

Die Deutschen waren von jeher für das Ausland gewissermaßen ein Gegenstand des Spottes, oft der Verachtung. Es gab eine Zeit, wo ein Franzose im Ernste die Frage aufwarf, ob denn auch ein Deutscher Genie haben könne? Scaliger nannte die Deutschen Narren; er meinte, sie hielten ihr Versprechen nicht; die Schlesier seien säuisch; die Braunschweiger ausgemachte Barbaren. Freilich ist Scaliger in dergleichen Dingen keine Autorität; auch die Spanier sind ihm Ignoranten und Barbaren und andere Völker kommen bei ihm nicht besser fort. Das Urtheil über die Deutschen hat sich im Auslande seit Scaliger allerdings geändert, aber auch selbst die günstigsten Urtheile über uns sind noch immer halbe Vorurtheile. Wirklich! es geht einem Deutschen an's Herz, wenn ein Landsmann von ihm in englischen und französischen Romanen nur deshalb auftritt, um eine lächerliche, arrogante, steife, plumpe oder sentimental verkümmerte Figur zu machen. Wir seien zu spiritualistisch, wir dächten, träumten und philosophirten zu viel — so urtheilen Engländer und Franzosen über uns, ja, sie thun uns fast zu viel Ehre an, wenn sie uns geradezu für ein Volk von Denkern

ausgeben. Allerdings wird in keinem Lande mehr gedacht, geträumt und phantasiert, als in Deutschland, aber es geschieht doch nur von einer Elite des Volks; im Allgemeinen stehen Geschmack und Urtheil auf einer sehr niedrigen Stufe; vorurtheilsvolle, eingebildete Bornirheit, welche mit ihrer lächerlichen Urtheilskraft in die vier Wände der Häuslichkeit oder die vier Grenzen des Staats und Staatchens eingepfählt ist, führt in Deutschland ein ledernes Pantoffelregiment, und der deutsche Hans Michel, in seinem Unverstande und seinem Gott vergnügt, ist ein würdiger Repräsentant des deutschen Nationalcharacters. Ich muß bevorworten, daß ich gegen Deutschland polemisire, weil ich es liebe und allerdings wünsche, es möchte hier und da anders bestellt sein. Nur gegen das, was einem gleichgültig ist, polemisirt man nicht, noch wünscht man es anders, als es ist!

Die kleinliche Eitelkeit der Deutschen ist auch im Auslande berüchtigt. Demuth, wo sie nicht angebracht ist, und Stolz, wo er nicht angebracht ist, bilden bei uns eine widerwärtige Zwittererscheinung. Die angeborene Grandezza des Spaniers, das nationale Selbstbewußtsein des Briten, eine typische angenehme Grundform des Nationalcharacters wie bei den Franzosen, findet man nicht bei den Deutschen. Gerade im Verkehre mit Ausländern zeigt sich die deutsche, gedrückte und unbeholfene Natur, die bei alledem dummstolze Prätensionen macht. Wir sind in allen Verhältnissen zu sehr daran gewöhnt, devot zu erscheinen oder wir werfen alle Form ab und erscheinen bäuerisch. Der deutsche Gelehrtenstolz hat seinen übeln Ruf auch jetzt noch nicht eingebüßt.

Quinet erklärte ihn erst neuerdings in der revue de deux mondes sehr bezeichnend; er sagt: „an der Isolirung, worin die meisten Gelehrten in Deutschland leben, entwickelt sich, wenn der ihnen eigene Enthusiasmus sie nicht mehr beschäftigt, die unergründlichste Eigenliebe unter der blonden und reinen Bonhomie. So isolirt, wird die einmal entzündete Eitelkeit eine tiefe, gewissenhafte, religiöse Leidenschaft, ein persönlicher Cultus, der alle Symptome des Fanatismus an sich trägt. Wehe dem, der den Gott verkennen will, welcher sich in der Gestalt eines Geheimraths zu Cassel oder Gotha verbirgt!" Ja, es ist eben die Isolirtheit, woran die Deutschen leiden; wir fühlen uns nicht als Glieder eines in die Augen fallenden großartigen Gemeinwesens, und an einer großen Gesellschaft haben wir offenbar Mangel. Nur im häuslichen Kreise sind wir liebenswürdig, befinden wir uns wohl; wir werden in der Regel lächerlich, wo wir uns produziren sollen, und selbst in vielen unserer jüngsten sogenannten revolutionären Schriftsteller drängt sich die schulmeisterliche, didactische, eitele, jeden selbst den gerechtesten Widerspruch schiefnehmende Natur der Deutschen hervor. Man sieht, daß dies formelle Wesen nicht unsere eigenthümliche Haut ist, in der wir von Jugend auf gesteckt haben, daß es nur angelernt, unserer Natur an- und abgezwängt ist. So viel schöne menschliche Eigenschaften liegen im Deutschen, und bei keinem andern Volke wird der Mensch so leicht vom Standesmäßigen, von der Form verdeckt. Unsere Prediger sind nicht bloß Prediger auf der Kanzel, sie wollen auch überall, wo sie auftreten, als Ihre Wohlehrwürden betrachtet und behandelt sein. Der Beamte, der Militär, der Medi-

ziner, der Jurist — die sind in ihrer öffentlichen Erscheinung keine Menschen mehr, sie sind eben nur das, was ihre Uniform, ihr Titel bezeichnet; sie sind nur die Aushängeschilde ihres Standes, auf dem alle Eigenthümlichkeiten desselben in der Kürze verzeichnet stehen, wie auf einem Waarenlager oder Kneipenschilde. Es ist unglaublich, was so ein Beamter, wenn er Abends in Gesellschaft kommt, heute für den Staat gewirkt, wie viel der Hauptmann heute Rekruten eingeübt und zu künftigen Vaterlandshelden ausgebildet, wie viele unheilbare Kranke der Arzt geheilt, wie viel wichtige Criminalfälle der Jurist, vielleicht ein Referendar, entschieden und wie überaus zufrieden mit ihm das Collegium sich gezeigt hat! In der Ferne winkt bereits ein Orden der aller nur möglichsten Klasse, mit oder ohne Eichenlaub, mit oder ohne Schleife; oder, wie sich denn bei uns Alles so gern geheim macht, ein Geheimraths- oder sonst ein Titel, der was Geheimes an sich trägt und doch vor dem Volke so breit thut. Freilich hat diese Fügsamkeit, in seinen Stand und in das was einer vorstellt, aufzugehen, ihre guten Folgen; nirgend giebt es bessere Arbeiter im Weinberge des Herrn und die das ihnen vertraute Pfand gewissenhafter verwalten, als in Deutschland — wir haben sehr gute Bräute, die nichts sind als Braut, sehr gute Mühmchen, die nichts sind als Muhme, wir haben treffliche Häusväter und Hausmütter — Schade nur, daß diese Hausväter und Hausmütter in Deutschland auch nur einen Stand bilden und wenig kennen, was darüber hinauslåge. In Deutschland ist ein Genie übel dran. Wie lange wird es gekreuzigt, gedrückt, über die Achseln angesehen! Denn bei uns gilt nur der gemachte, ge-

wordene Mann, nicht die großen Eigenschaften, durch die man etwas werden könnte. Man will überall einen Erfolg sehen, und den sieht man, wenn solch ein Genie es über sich bringt, ein salarirtes Schubladenstück der Menschheit zu werden, unter den Töchtern des Landes sich umzusehen und eine gesunde Bürgerstochter zu heirathen, eine kleine oder große Hauswirthschaft anzulegen, mit Tabackspfeife und Feuerschwamm in die Tabagie zu rücken und zur Noth auch wohl ein Häuflein junger Staatsbürger zu erzeugen, die man wohl oder übel zu etwas erzieht, was nicht mehr Genie entwickelt, als zum Haus- und Staatsbürgerthum nothdürftig hinreicht.

Wir haben uns selbst von Anfang unseres literarischen Bewußtseins an die schönsten Complimente gemacht. Wir waren in unsern Augen das gelehrteste, gebildetste, frömmste Volk; besonders rühmten wir unsere Redlichkeit, unsere Treue, unsere Arbeitsamkeit, unsern Heldenmuth; und wenn die Gegenwart eben keinen Helden aufzuzeigen hatte, so sahen wir doch am Eingange zu unserer Geschichte einen Helden stehen, Hermann den Cherusker, obgleich, ehrlich gestanden, die Schlacht von Teutoburg der deutschen Redlichkeit eben keine Ehre macht. Indeß dies bei Seite! Naturvölkern darf der rohen Gewalt gegenüber nichts unerlaubt sein. Aber jene Deutschen der Teutoburger Schlacht und wir, ihre Urenkel, welche die Befreiung von der römischen Herrschaft nur benutzt haben, um uns dem harten, unchristlichen, zu Gunsten der Vornehmen und Freien verfaßten römischen Rechte zu unterwerfen und aus unserm eigenen Volke selbst jene Sachwalter zu reproduziren, denen die alten

Deutschen im gerechten Zorn die lügnerische Zunge ausrissen; nur benutzt haben, um uns an lateinischen, schimpflich klein gedruckten Classikern den Flammenquell der jugendlichen Sehe bis zu ihrer Erlöschung auszulesen; nur benutzt haben, um am Cicero unsern vaterländischen Styl und am Horaz unsere Dichtkraft zu verderben — man kann es kaum glauben, daß sie mit ihren Riesenleibern und ihrer freien Wald-, Jagd- und Kriegslust, ein und dasselbe Volk mit uns, den geschniegelten, zärtlichen, von Wind und Wetter wie Rohr bewegten Jünglingen des modernen Deutschlands gewesen sein sollten! Indessen haben wir ja einen Beweis davon; man setzt dem Arminius ein Denkmal, ein Vorfall, über den sich der Seelige noch vor Vergnügen im Grabe umwenden wird.

Wir sind treffliche Leute, wir! Aber die Complimente, die wir uns selbst gemacht, haben uns nicht ein Haarbreit weiter gefördert. Einige versuchten es auf andere Weise, und Hölderlin, der des griechischen Himmels und der Umgebung griechischer Kunstgebilde bedurft hätte, um sich vollkommen zu genügen, ist von seiner Wuth gegen Deutschland völlig enthusiasmirt; seine Pfeile, die er schleudert, sind die des Sonnengottes; wo ihn der Dämon gegen Deutschland rasen läßt, erscheint er in der Stellung des Apollo, der den Python erlegt; wie ein Athlet, der selbst in der Hitze des Kampfes auf ein schönes Gliederspiel hält, ringt seine elfenbeingliedrige Sprache, während Börne in ähnlicher Situation nicht selten in der Stellung eines englischen Boxers erscheint, jedes Wort bei ihm als ein Faustschlag, treffe es, was es wolle, Brust- oder Nasenbein des Gegners. „Barbaren,“ sagt Hölderlin von den Deutschen, „Barbaren von Alters

her, durch Fleiß und Wissenschaft und selbst durch Religion barbarischer geworden, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, in jedem Grad der Uebertreibung und der Aermlichkeit wahrhaft beleidigend für jede gut geartete Seele, dumpf und harmonielos, wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes rc." Und weiter: „Kein Volk, was zerrissener ist, als das deutsche. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Junge und gesetzte Leute, aber keine Menschen. Die Deutschen bleiben nur beim Nothwendigsten, und darum ist bei ihnen auch so viele Stümperarbeit und so wenig Freies, Aechterfreuliches. Doch das wäre zu verschmerzen, müßten solche Menschen nur nicht fühllos sein für alles schöne Leben, ruhte nur nicht überall der Fluch der gottvergessenen Unnatur auf solchem Volke." — „Die Tugenden der Deutschen sind nur ein glänzend Uebel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavenmühe dem wüsten Herzen abgerungen." „Es ist nichts Heiliges, was nicht entheiligt, nicht zum ärmlichen Behelfe herabgewürdigt ist bei diesem Volke, und was selbst unter den Wilden göttlich rein sich meist erhält, das treiben diese allberechnenden Barbaren, wie man so ein Handwerk treibt; denn wo einmal ein menschlich Wesen abgerichtet ist, da dient es seinem Zweck, da sucht es seinen Nutzen, es schwärmt nicht mehr, bewahre Gott! es bleibt gesetzt, und wenn er feiert und wenn er liebt und wenn er betet, so bleibt der Deutsche in seinem Fach." — „Es ist herzzerreißend, wenn man Eure Künstler, Eure Dichter sieht und alle, die den Genius noch achten, die das Schöne lieben

und pflegen! die Guten! Sie leben in der Welt wie Fremdlinge im eigenen Hause, sie sind so recht wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlersgestalt an seiner Thür saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landstreicher gebracht?" — „Voll Lieb' und Geist wachsen seine Musenjünglinge dem deutschen Volke heran; du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln, wie die Schatten, still und kalt, sind wie ein Boden, den der Feind mit Salz besäet, daß er nimmer einen Grashalm treibt, und wenn sie sprechen, wehe dem! der sie versteht, der in der stürmenden Titanenkraft, wie in ihren Proteuskünsten den Verzweiflungskampf nun sieht, den ihr zerstörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft, mit denen er es zu thun hat." — „Die Deutschen leiden, um des Außenlebens willen, alle Schmach, weil sie Höheres nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt." —

So weit Hölderlin. Und Börne? Hören wir auch Börne. „Man muß nicht aufhören," sagt Börne einmal, „die Deutschen zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht — sie sind sogar gute Leute — man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum National-Aerger stempeln, kann man sie nicht zur National-Freude begeistern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: ihr seid keine Nation rc." „In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutschland das eines Postillons, der die nämliche Station stets hin und zurückmacht und dem das Glück ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich ist uns auch jeder Stein auf unsern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im

Schlafe machen; wir haben so viel Genie wie ein Pferd. Das nennen wir gründlich sein." Ein andermal nennt Börne die Deutschen die „Lampenputzer im Welttheater." Dann bricht er wieder in Wuth aus über die geringe Theilnahme, welche das Genie bei den Deutschen findet. „Denken Sie," schreibt er, „an Beethoven! O ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutscher Erde, daß ich sie hinunterschlucke!" So, meinte er, könne er das Land wenigstens symbolisch zu nichte machen. „Das ist nicht allein Menschlichkeit," schreibt er an einem andern Orte, „daß man Jedem in seiner Noth, sobald er klagt, zu Hilfe kommt, sondern daß man menschlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verstehe. Das vermögen die Franzosen, denn sie sind Totalmenschen; das vermögen aber die Deutschen nicht, die nur Stückmenschen sind und, kleinstädtisch selbst in größern Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenossen verstehen."

Schon Schiller sagte einmal, daß man den Deutschen nicht derb genug die Wahrheit sagen könne, und er wie die besten der deutschen Nation, die eigentlich genialen Menschen, haben immer gegen die schlimmeren Eigenschaften der deutschen Nation zu Felde gelegen, mit ihnen zu kämpfen, durch sie zu dulden gehabt. Viele Genies sind offenbar an ihren Umgebungen zu Grunde gegangen und an Deutschland selbst gestorben; man darf nur Hölderlin, Wezel, Lenz und Kuh nennen, welche nebst vielen minder bekannten Dichtern wahnsinnig wurden; Grabbe, der sich aus Trotz verwüstete; Hölty und Bürger, welche hungerten; Sonnenfels, Heinrich von Kleist, Leßmann, die sich durch einen frei-

willigen Tod erlösten. Wie viele Begabte kommen wohl gar nicht zum Vorschein, weil sie unter den erschwerenden Umständen des deutschen Lebens nicht aufducken konnten! Es ist, wie man es im protestantischen hilfsbedürftigen Norddeutschland sehr gut bezeichnet, zum Katholischwerden, und mehrere, wie Zacharias Werner, wurden es auch. Dann unsere Exilirten in Paris! Das ist Alles sehr schmeichelhaft für uns, aber für das Ausland und die Nachwelt ein kläglicher, ein schimpflicher Anblick, ein schmutziger Fleck, den alle Wohlgerüche Arabiens und der Ocean selbst aus dem deutschen Leben nicht tilgen können. Dagegen wuchern in Deutschland unter erträglichen Umständen die literarischen Lumpe in reichlicher Zahl, die das Sprichwort: mit dem Hut in der Hand (und die Unverschämtheit auf der Zunge) kommt man durchs ganze Land, im Auge und im Herzen zu behalten wissen. Es wäre ein ekelhaftes aber verdienstliches Geschäft, eine Geschichte der literarischen Lumperei in Deutschland von ihrem ersten Anbeginn zu schreiben und ihre Schliche und Ränke aufzudecken, eine Geschichte jener Lumpe, welche von der bürgerlichen Gesellschaft verachtet, durch Gemeinheit, Arroganz, Niederträchtigkeit und Gesinnungslosigkeit einen Platz in der Tagesliteratur errungen haben! Aber wahrlich, das kann kein gesunder Boden sein, wo solche Frazzen von Literaten gedeihen können. Die Literatur keines Volkes sonst hat eine ähnliche partie honteuse aufzuweisen, vor der jeder Schamhafte die Augen niederschlagen sollte! — Und hier denke ich beiläufig mit Schauder an den unglücklichen Lenz, dessen komische Sonderbarkeiten Göthe und den weimarischen Hofleuten Gelegenheit gaben,

ihn als Hofnarren und Spaßmacher zu brauchen, bis er vollkommen verrückt geworden! Das ist deutsch, das ist die deutsche gerühmte Humanität!

Zu Börne's und Hölderlin's Aussprüchen rechne man noch andere von Heine, dessen Zorn gegen Deutschland freilich etwas verwogen Leichtfertiges hat. Er schüttelt ihn mehr aus der Feder, als aus dem Herzen. Alles in Allem, Heine ist ein zu inconsequenter Schriftsteller, zu dandy- und poltronmäßig, um uns an die Gründlichkeit seines Zorneifers glauben zu lassen. Aber auch ernstere und würdigere Männer haben gegen ihre deutschen Landsleute den schärfsten Tadel ausgesprochen. Dahin gehört der würdige Jochmann, der Freund Zschockes, Oelsners und Schlabrendorfs, welcher den Deutschen besonders ihren unterwürfigen, kriecherischen, vereinsamten, das Schlimmste zu erdulden fähigen Character zum Vorwurf macht. Dieser Character, behauptet er, trüge sich auch auf die Schriftsteller über. „Zu befangen von Vorurtheilen," heißt es in seinen trefflichen, von Zschocke herausgegebenen Nachlaßpapieren, „zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum, pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenig Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Wünschen, Ansichten oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatsachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England und Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut. Selbst

die Kühnheit darf bei uns nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen." Jochmann, der überall das Einfache, Offene, Natürliche und Gesunde begehrt, hält die deutschen Zustände für kleinlich und erzwungen. Jochmann starb 1830, noch vor der Juliusrevolution; wie viele kennen Jochmann? In Deutschland einen ihm angemessenen Boden nicht findend, begab er sich nach Paris; nicht um weltliche Vortheile zu suchen, sondern um seinen Character, seine Gesinnung, sein Talent in ursprünglichster Form und natürlichsten Farben spielen zu lassen. In Paris endlich fand er einen aus gleichgesinnten Landsleuten bestehenden Kreis vor, da fand er Regsamkeit, Kraft, Aufgeschlossenheit und, was ihm vor Allem zusagte, die Licenz, im Reden und Denken sich nach Belieben ergehen zu dürfen. Zwischen Schlabrendorf, Oelsner und ihm gab es eine fortdauernde Communication von Ideen, einen Austausch von Ansichten, einen ununterbrochenen Denkprozeß. Was Jeder fühlte und meinte, wurde Eigenthum des Andern. Es was keine kleinliche Freundschaft, welche auf dem geringen Terrain bloß persönlicher Zueigung sich bewegt, und, wie in unserm lieben Vaterlande so häufig, den entgegengesetztesten Fluctuationen unterworfen ist — es war eine uneigennützige, großartige, die Welt und alle ihre Verhältnisse umfassende Freundschaft, eine unerschütterte, gegründet auf den Geist, die Gesinnung, welche in Allen eine und dieselbe war. Es war die Freundschaft, wie sie unter großen, scharf ausgeprägten Characteren stattfindet. Aber wir wissen, daß die Gegenwart an wirklichen Characteren einen empfindlichen Mangel zu erleiden anfängt. „Die Frauen," sagt Jochmann selbst, „wer-

den heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu.“ Jochmann hatte schon früher mehrere vortreffliche Bücher anonym geschrieben; sein Nachlaß ist in geringerem Maße bekannt worden, als er verdiente. Der Deutsche hat noch viel zu thun, wenn er seine eigentlich großen Männer zu achten, anzuerkennen, ja nur aufzufinden und wirkliches Verdienst von dem Scheinverdienste zu sondern, vollständig lernen will. Jochmann gehörte zu den hochbegabten Männern, die in England und Frankreich etwas geworden wären, wozu ihnen in dem mit jenen Ländern in geistiger Hinsicht vielleicht gleichhochgestellten Deutschlande der Boden fehlte; er verurtheilte sich zu einem freiwilligen Exil, aber er konnte mit Diogenes zu den Deutschen sagen: ich aber verurtheile euch, in Deutschland zu bleiben — was in mancher Hinsicht wohl ein Segen, in vieler Hinsicht jedoch eine Strafe Gottes zu nennen ist.

Durch seine Angriffe auf die schwachen Seiten des deutschen Volkes hat sich ehedem auch Menzel als wackerer Kämpfer ausgezeichnet, und seine Stellung zum Litteraturblatt des Morgenblattes sicherte ihm eine ausgedehnte Wirksamkeit. Die Jüngern, welche gleichfalls von den Zuständen der deutschen Nation geängstigt und gepreßt ihre Zornesklagen in der Schürze ihrer harthörigen Mutter ausweinten, sind uns noch Allen im Gedächtniß, wiewohl sie selbst diese vergrämte Lage allgemach aufgeben und sich kopfüber in das heitere Gebiet der freien Produkzion zu stürzen suchen. Wie es ihnen gelingen wird, liegt vielleicht nicht in ihrer, sondern in einer höhern Hand — was freilich fast wie eine Ironie klingt.

Das Hervortreten der Stände aus dem gesammten Volkskörper macht sich in Deutschland, besonders in Norddeutschland, überaus fühlbar. Wo es keine eigentlichen Stände giebt, wie in Hamburg, klagt man über den beschränkten Stolz der Geldaristokratie, welcher unter allen Gattungen des Stolzes und der Hoffahrten der empfindlichste ist. Je weiter nach Süden, desto mehr erlischt das Standesmäßige im Allgemeinmenschlichen. Die Grenzlinien sinken; in München und Wien mischen sich Vornehme und Geringe weit inniger als etwa in Dresden und Berlin. Dresden, die Stadt der Hofräthe, ist durch seine Abschließungssucht der Stände durch ganz Deutschland verrufen. Schade um die schöne Natur! — In Wien und München herrscht die compacte Lebenslust; man würde sie zu beeinträchtigen und ihren Durchbruch zu hemmen glauben, wollte man sich innerhalb der engen Demarcationslinie des Standes absperren. Diese Mischung von Vornehm und Gering nimmt im europäischen Süden je weiter desto mehr zu. Man denke an Italien, wo sogar das Ungeziefer mit dem Menschen auf einen so vertraulichen Fuße gegenseitigen Wechselverkehres steht; man lebt und läßt leben — diesem schönen menschlichen Grundsatze verdanken wir die Qualen, welche die italienischen Flöhe dem Regimentsauditeur Nicolai bereitet haben, und die Qualen, die Nicolai uns und der Literatur bereitet hat. Die Flöhen- und Wanzenvertilgungsliteratur ist ein Produkt des inhumanen Norddeutschlands, und es ist für den Süden sehr bezeichnend, daß z. B. in München die Gesetze gegen Thierquälerei strenger sind als etwa in Berlin. Der wackre Arndt, der sich später in die Tollheiten des Ur-

deutschthums mehr als billig einließ, hat sich Italien durch die Flöhe nicht verleiden lassen. Seine Reisebeschreibungen gehören zu den muntersten und genußreichsten, welche von Deutschen geliefert sind. Er suchte das Menschliche so gut wie Mundt, aber nicht in den Salons, noch in den Handwerkerstuben der Schriftsteller, die in der Regel so viel als Menschen verlieren, wie sie als Schriftsteller gewinnen, obgleich auch der umgekehrte Fall möglich und denkbar ist. Arndt befand sich in Italien überaus wohl. „Hier, sagte er einmal, geht der erste beste Marchese hin und kauft sich aus derselben Pfanne bratende Kastanien, nimmt aus demselben Korbe Pinien und Obst, aus welchem ein rüstiger Bettler, der neben ihm steht, vor ihm kaufte. Hier trägt der erste Edelmann, so ihm unterwegs etwas gefällt, es eigenhändig nach Hause, wobei ein deutscher Schneider zittern wird, es über die Gasse zu tragen. Hier kehrt sich Keiner in solchen Dingen an einander und was nicht lasterhaft ist, dünkt dem starken Character auch vor allem Volk erlaubt. Was würde man in gewissen deutschen Ländern sagen, wenn die Minister oder Baronen in einem öffentlichen Garten aus dem Wagen stiegen, sich die Kleider abwürfen und Ball spielten, wo vielleicht einige Straßenbuben neben ihnen dasselbe Spiel treiben? Was würde man sagen, wenn Einer von so oder so viel Ahnen auf dem Markte unter allem Volke sich erlaubte, Nüsse und Weintrauben zu naschen? Der Deutsche ist selten er selbst unter andern Menschen." — Ja, es ist die Etikette, der sogenannte Anstand, welcher auf Begriffen beruht, die aller Natürlichkeit, Formenschönheit, Beweglichkeit und Leichtigkeit des Da-

seins zuwiderlaufen, und der uns sogut auf der Straße wie im Hause unter fortdauernder polizeilicher Aufsicht hält. Ich für mein Theil glaube, daß selbst unsre Knixe und Complimente, wobei man den Boden scharrt, die Füße krampfhaft zusammenzieht und den Oberkörper in der Mitte bricht, eben so unterwürfig und eines kräftigen Volkes unwürdig, als eckig und dem wahren Gefühle für Schönheit zuwiderlaufend sind; der Unbequemlichkeit gar nicht zu gedenken. Das ist moderner Firlefanz, wobei wir uns wie Drahtpuppen, Automate und Sclaven benehmen, ein Firlefanz, wovon die freien und gebildeten Griechen und die Römer, deren Tugend die Virtus war, nichts gewußt haben. Die Orientalen und Perser, denen es an Höflichkeit nicht fehlt, wissen viel mehr von Würde und Anstand, als unsre ausbündigsten Elegants, die vom Tanzlehrer dressirt wurden und die englischen hints of etiquette und die deutschen Complimentirbücher paragraphenweise auswendig gelernt haben. In der That! ein unsrer heroischen Zeit würdiges Studium! — Das aber ist das Schlimmste und vom trübseligsten Einfluß auf die Gesittung der Zeit, daß unter der Last aller dieser von der Etikette vorgeschriebenen Aeußerlichkeiten das wahre Gefühl und die natürliche Empfindung zu Grunde gerichtet werden. Dazu die unstäte, flüchtige Mode, die sich selten auf der Wahl schöner Formen ertappen läßt, und die unmalerischen, steifen Modekleider, die, wie sie Menzel schön bezeichnet, an den betreffenden Personen wie „Löffel am Galgen" hängen!

Die egoistische Heimlichkeit und Abgeschlossenheit ist im geselligen Leben der Deutschen hervortretend. Börne bezeichnet sie unter dem Namen der Kleinstädterei, und diese

Kleinstädterei ist auf der Scheibe der deutschen Nation der schwarze Punkt, auf welchen Börne seine Schüsse hauptsächlich richtet. Wie kränkte es Börne, als er in irgend einer deutschen Hauptstadt einen öffentlichen Garten besuchte und an der Thür jedes Zimmers eine Tafel unter der Aufschrift „geschlossene Gesellschaft" erblicken mußte. Und als er speisen wollte, fand er die Tafel nicht für sich gedeckt, sondern für eine geschlossene Gesellschaft! und hätte er Kegel schieben wollen, er würde abermals gefunden haben, daß man hier kegele in geschlossener Gesellschaft! Betrachtet unsre Zusammenkünfte und Tafelfreuden! Welche Anstalten macht man, um Andre zu vergnügen und sich vergnügen zu lassen. „O, erzählen Sie uns die Anekdote!" — „Reißen sie einen Witz!" — „Singen Sie uns ein Lied" ꝛc. solche Aufforderungen muß sich Jeder gefallen lassen, der entweder als Anekdotenerzähler oder als Witzreißer bekannt ist, oder gesellschaftliche Lieder mit gutem Ton und gutem Anstande, mit ganzer oder halber Stimme vorzutragen weiß. Da ist Alles beabsichtigt, vorbedacht und veranstaltet! — Von unsrer sogenannten „guten" Gesellschaft gilt Göthe's Vers jetzt wie damals:

Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht nicht die Gelegenheit giebt.

Und unsere Conversation! Wie selten kommt sie in Fluß! Unser gesellschaftliches Leben kugelt sich zusammen wie ein Stachelthier; man kann ihm nicht beikommen; unsre sogenannten Salons sind wie Klosterzellen voll Einsiedler; die Conversation zehrt nur am dürren trockenen Holze, und wenn das Gespräch in's Feuer kommt, so sticht es sich plötz-

lich, wie der Basilisk, den Schweif selbst in den Nacken, um sich zu tödten. Wir halten den Mund, auch wenn wir ihn aufthun. Werft einen Blick in unsre Familienfreuden, Klubbs und Kränzchen! Welche aufreibende Fadheit, welch äußerer Glanz bei innerer Hohlheit, welche jeden freien Aufschwung ertödtende Langweile! Das gesellige Spiel hat man verlernt und doch keinen genügenden Ersatz dafür gefunden! Worüber spricht man, worüber soll man sprechen? Etwa nur über das, was Glanz hat, die Eitelkeit fördert und doch in sich ohne Gehalt ist — Modesachen, Theater, Paraden, Cavalcaden, Ballette, Hof- und Scandalgeschichten! — Und unsre Frauen! vielleicht setzt sich eine an's Clavier, sie thut's mit Widerstreben! Nun sitzt sie, sie spielt auch wohl, oder gar, sie singt! — Bravo! man ruft Beifall! — aber welch ein dünnes Stimmchen, welch ein schülerhaftes Spiel! — Keiner amüsirt sich dabei, aber man thut doch so, und auf das „nur so thun" läuft zuletzt doch Alles hinaus! O, diese süßen, prüden Demoisells, und diese süßen, prüden jungen Herren, die auch nicht eher zu brauchen sind, als bis sie walzen, galoppiren oder eine Cigarre rauchen! Vielleicht bittet man eine Gesellschaft zusammen. Ein Schriftsteller hat vor fünf Jahren ein Drama geschrieben; er liest es heut Abend vor. Eine deutsche literarische Gesellschaft! Ein Wunder! Die Geladenen sind alle exquisit, einige Damen gelehrt, andere, die nicht orthographisch schreiben noch orthographisch Geschriebenes verstehen können, sind mindestens körperlich liebenswürdig und geistig langweilig, die Frauenzimmer sitzen in der Runde, wie ein Zwirnknäuel zusammengewickelt, die Herren in zerrissner sporadischer Unordnung, den Hut in der

Hand oder zwischen den Beinen, einige stehen und zucken vor Unruhe und Vergnügen mit den Füßen — wäre das Abendbrot nur erst aufgetragen! — Der Gott sei bei uns der Langweile schreitet durch das Gemach und wächst mit jedem Worte, welches der Dramatiker aus seinem Manuscripte vorliest, zu grauenhafter Riesengröße, aber das Drama ist überaus herrlich, sehr witzig, sehr geistreich, man hat nie dergleichen gehört, man taumelt vor Entzücken zum Abendessen, man fängt an, das Gesicht in freundliche Falten zu legen, entweder aus Vergnügen über das Drama, welches man genossen hat, oder über die Speisen, welche man noch genießen soll. Dies ein Beispiel von einer extraordinären litterarischen Zusammenkunft!

Nun noch ein Paar Worte über das Surrogatmittel und den Nothbehelf der Unterhaltung, das Kartenspiel, wobei ich freilich Gefahr laufe, die Dinge allzugenau zu sehen, wie es im Shakspeare heißt. Ein bekannter russischer Schriftsteller, Bulgarin, ist mir hierin schon vorangegangen, indem er in einer Abhandlung die Erfindung des Kartenspiels, ihren Erfolgen nach, der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, der Gas- und Dampfbereitung rc. gleichstellte. Ich denke aber minder friedlich und versöhnlich über das Kartenspiel als Bulgarin, und besonders minder friedlich von den still verlaufenden, gemüthlichen, höchstens ein kleines Gezänk — was man „Knittereien" zu nennen beliebt — veranlassenden gesellschaftlichen Spielen, dem Whist und Boston, Spielarten, welche nur einem excentrischen Kopf oder einem durch zu vieles Nachdenken aufgeregten Gelehrten, der Abdämpfung und Zerstreuung wegen, erlaubt sein

sollten. Diese Spiele sind der Tod der Gesellschaften, der Conversation; eine Fortsetzung der häuslichen Langweile und Nichtsdenkerei in anderer Form. Man setzt sich, man sitzt, und wie sich von selbst versteht, ehrbar; man spielt die Karten aus, der Reihe nach, eins, zwei, drei, vier — man hat einen Stich, endlich gar einen Trick, eine Parthie, und — was noch mehr sagen will — einen Robber gewonnen. Nun robbert und gegenrobbert man sich durch. Fortdauerndes Unglück macht erbost, verdrießlich, mürrisch und legt den ersten Grund zur Unzufriedenheit mit dem Schicksal, mit Gott und der ganzen Welt; aber man darf nicht merken lassen, daß man erbost ist — ein Uebelstand, welcher die Verstecktheit und das Heuchelwesen begünstigt. Seht da! wie die unliebenswürdigsten Eigenschaften durch das Whist- und Bostonspiel erzeugt und genährt werden. Schadet das Unglück beim Spiel, so bringt fortdauerndes Glück auch keinen Nutzen für die Moral, und hat eitles Vertrauen zu sich und zum Schicksale, oder Ueberdruß und Langweile zur Folge. So die Dinge ansehen, heißt zwar sie allzudeutlich sehen; aber es bleibt doch wahr, daß das Kartenspiel, verbunden mit andern langweiligen Institutionen, die Poesie in unsern gesellschaftlichen Kreisen bis zum Tode vergiftet. Besonders bei unsern Frauen und Jungfrauen, die man nicht früh genug dazu anlernen kann, damit sie im Nothfalle im Stande sind, den vierten M a n n in ihrer jungfräulichen Person zu stellen. Da erlischt denn alle Gemüthlichkeit und mädchenhafte Herzlichkeit. Wenn die Frauen des Mittelalters Muße hatten, so saßen sie beim Spinnrocken, am heimlichen Kamine, wo das Feuer traulich loderte, und hiel-

ten ihre poetische Anschauung wach durch das lebendige Wort, durch die Mittheilung von Mährchen und Abenteuern und die Erzählungen von den Thaten der tapfern Männer und vom schmucken Turnierspiele. Hätten die Spartanerinnen, die Griechen und Schweizer Boston oder Whist gespielt, so würden wir schwerlich etwas vernommen haben von dem Heroismus der spartanischen Frauen, dem Triumphe von Marathon und Salamis, den Siegen bei Morgarten und Sempach, bei Granson und Murten. Als wir den Franzosen den Stuhl vor die Thür des deutschen Landes setzten, hatte uns die Noth so weit gebracht, daß wir des Whist- und Bostonspieles vergessen hatten. Das Meiste thaten doch die Landleute, deren Kartenspiel „Deutsch-Solo oder Blücher" im Kruge zugleich Action ist, eine Arbeit, ein Gliederspiel, ein Drauf- und Dreinschlagen. Das Kartenspiel im Feldlager ist ein ganz anderes als das in unsern Salons. Thee, Kaffee, Taback, Gewürz, Branntwein, Liquer und Kartenspiel — welch ein ganz anderes Blut muß in unsern Adern und somit in der Weltgeschichte selbst fließen! Aus Beider Blut sind wenigstens die Eisenbestandtheile ausgesogen; aber das hypochondrische venöse Blut blieb bis zum Uebermaße zurück.

Wir haben uns immer viel mit unsrer Redlichkeit und Treue beschäftigt, und es ist wahr, es fehlt uns nicht an einer gewissen Offenheit. Wir theilen unsre Freuden und Leiden gern ohne Rückhalt mit, eine Eigenschaft, die aus unserm an sich kindlichen Gemüthe ihren Ursprung nimmt. Indeß ist ein unbedingter Glaube an die Menschheit und an die Wahrhaftigkeit Einzelner für eine Zeit kaum

noch passend, wo durch allerlei äußere Einflüsse die Verhältnisse tief im Grunde so erschüttert, die Gemüther so verbittert oder so raffinirt sind, daß der gläubig sich Hingebende leicht Gefahr läuft, zu kurz zu kommen und in dem eigenen Grund und Boden ein Grab zu finden. Wir haben jetzt eine Zeit der kaufmännischen Speculation, des Raffinements, des Spionirwesens, wir sind gezwungen auf der Hut zu sein, das enthusiastische Gefühl für Freundschaft zurückzudrängen und unsre Gläubigkeit, die uns viel Schaden gethan und mancherlei Täuschungen erfahren hat, einzuschränken. Ein unschuldig ehrlicher Mensch ist hierbei übel dran; er weiß sich in den Irrgängen einer so complicirten rücksichtsvollen Welt nicht zurechtzufinden und verliert, wenn er den Glauben an die Menschheit verloren hat, auch leicht den Glauben an sich; wo der Argwohn einbricht, der scheelblickende Wolf unter die Lämmer unserer Hoffnungen und Fürwahrhaltungen, der Kirchenräuber in das Allerheiligste, welches unser Herz wie eine vom Nachtmahltrank der Liebe überschäumende Hostie verbirgt, da hören die Unschuld und die Tugend auf, das leichte Blut unsrer Moral verdickt sich und hat keine freie Circulation mehr, die Störungen in unserm innern Menschen nehmen mehr und mehr zu, wir verderben den ursprünglichen klassischen Text unsers Gemüthes mit der kritischen Tünche der gothischen Mönchsschrift, die reinlichen und gottseeligen Liedernummern werden auf der geweihten Tafel mit schmutzigem Schwamme ausgewischt und der Herr Adam Riese, der Rechnungsrath des raffinirenden und skeptischen Verstandes, schreibt seine Subtractions- und Divisionsexempel darauf, jener moderne Verstand, der immer nur theilt,

sondert und abzieht und die Probe macht, ob er auch richtig calculirt habe. Verlust an Gläubigkeit macht unglücklich und Unglück verfinstert und verschlechtert die Gemüther, besonders in unsrer Zeit, wo man nur an das gegenwärtige Leben zu glauben anfängt und den Sperling in der Hand der Taube auf dem Dache vorziehen lernt. Unsre Jugend fühlt ihr Unglück; und wäre es nur fingirt, so ist eine Zeit, welche ein Unglück zu fingiren erlaubt, der trostloseste Boden, trostloser als der Boden eines reellen Unglücks, der sich doch umwenden läßt, um das fruchtbare Erdreich zu oberst zu bringen. Das Alter freilich hat jetzt eine schöne Zeit, um sich die Schlummerkissen zurecht zu legen; aber die Jugend begehrt Kampf, begehrt ein Ideal in die Welt zu setzen oder auch nur verehrt zu sehn, welches jenseit der gewöhnlichen Haus= Gerichts= Schul= und Kirchenordnung liegt. Die Jugend muß kämpfen, sie muß wenigstens kämpfen wollen, oder wir werden eine Welt voll junger Greise bekommen, die, wenn die Zeit der Thaten, der Gefahr, des Kampfes da ist, mit erloschenen Augen und vergrämtem Gemüth die Tagsbefehle und Proclamationen anstarren und nichts herauslesen wird, als daß der Buchstabe den ertödteten Geist nicht mehr lebendig zu machen im Stande sei.

Oder man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß den Hoffnungen und Bedürfnissen der Jugend, die durch so ungeheure unsrer Gegenwart theils angehörige theils ihr nahe voraufgegangene Thatenstürme angeregt sind, vollkommen genügt werde? Man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß unsre Jugend eine muntre, idealistische Jugend von grünem und frischem Holze sei? Man wird doch nicht etwa

behaupten wollen, daß unsre Erziehung und Pädagogik auf naturgemäße Grundsätze sich stütze und die Jugend mit dem wirklichen Leben auf eine Weise vermittele, welche sie den Schulzwang vergessen ließe und einer gesunden praktischen Lebensauffassung entgegenführe? — Man lernt bei uns in der Regel nur, um das Gelernte zu vergessen, während man doch hauptsächlich lernen sollte, das Gelernte auch praktisch anwenden zu können, man lernt nur für das Examen und hält die Jugend in einer Abhängigkeit vom Buchstaben der alten Lehrmethode, welche viele von ihnen zu Sklaven der bloßen Grammatik und Dogmatik, zu Gespenstern der Gelehrsamkeit macht, während andere aus Trotz gegen diesen pädagogischen Zwang ihre Geistesfreiheit in der Geistesfrechheit suchen, sich Allem, was außer dem Wege liegt, ohne Wahl und Leitung hingeben und der modernsten Oberflächlichkeit zum Opfer fallen. Hieraus entspringen die wunderlichsten Erscheinungen; und jene Zwietracht, welche zwischen Leben und Schule keine Mitte zu halten weiß, mithin jene jetzt wahrnehmbare Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Dingen und was sich daran folgerecht knüpft, schreibt sich aus dem angedeuteten Mißverhältniß her. Auf die Ausbildung des Characters und der Gesinnung wird wenig Bedacht genommen. Zwischen der Schule und der Universität ist eine große Kluft. Man weiß in der Regel nicht, wie und was man studiren soll. Die Meisten verflüchtigen sich; viele gehen im materiellen Studentenleben auf; andere suchen sich mit den Erscheinungen der Gegenwart zu verständigen, ohne daß ein rechter gediegener Grund gelegt wäre. Die auswendig gelernten Ciceronianischen Reden und Horazischen

Oden, die Ausarbeitung griechischer und lateinischer Verse haben zu nichts gedient, als den Geist abzustumpfen, der sich nun mit Gewalt durch pikantes Zeitgewürz zu stimuliren sucht. Wie dem Allem ohne eine durchdringende Reformation des Schul- und Studirwesens abzuhelfen sei, ist nicht wohl einzusehen, aber die Reformatoren werden nicht ausbleiben. Jahr zu Jahr rücken wir vom Alterthume weiter ab, von Jahr zu Jahr tauchen in der politischen, in der industriellen Welt, in dem Bereich der Technologie, der Physiologie, der Psychologie, der Geographie und wie unsre Wissenschaften alle heißen mögen, neue Entdeckungen auf — wie soll der Lernende mit der forteilenden Zeit und ihren Entdeckungen Schritt halten, wenn nicht der Unterricht auf der Schule einerseits vereinfacht und vom alten Wuste befreit, andererseits auf das zunächst Liegende, dessen Kenntniß nothwendig geworden, ausgedehnt wird! Die Gründlichkeit kann, wo es auf klassische Studien ankommt, gegenwärtig nur scheinbar sein; früher oder später durchbricht sie das Leben der Gegenwart mit seinen unzähligen Kreuzfragen und Ansprüchen. Es ist über diesen Gegenstand, gewiß eine Hauptfrage der Zeit, viel zu sagen und viel ist bereits von bewährten Männern gesagt worden. Einige sagen: dem alten Unterrichtssysteme reden Geister wie Kant, Lessing, Göthe, Herder, Humboldt u. A. das Wort, in einem gedrungenen Kerne müsse sich erst der Schüler sammeln, um von hieraus sich peripherisch weiter zu verbreiten — und so kommt man endlich auf die vielfach angeregte Frage zurück, ob es nicht am besten sei, von einer gewissen Scheide an den Realunterricht von dem clasischen auf den Gymnasien

zu trennen und die Zöglinge je nach ihren Talenten und Fachsneigungen entweder diesem oder jenem zuzuweisen. Aber die Grundlage müßte hier wie dort vaterländisch sein; die deutsche Sprache, ihre Dialecte und die Urform des Alt-Deutschen eingeschlossen, müßte im weitesten Umfange geübt werden. Denn unsre Sprache ist unser Heiligthum, unser Stolz, unser gemeinsames Bindemittel; eine Sprache, deren Wohlklang nicht in der äußern Melodie, sondern der Harmonie ihrer innern Construction beruht; eine Sprache, welche durch ihre Gefügigkeit und Schmiegsamkeit die Poesie aller Völker und Zeiten in wunderbar genauem Abdruck uns vermittelt hat; eine Sprache, welche den Kern des Wortes nicht dem bloßen Wohlklang der mit überflüssigen Vokalen aufgeputzten unwesentlichen Anhäng- und Ableitsylben opfert; eine Sprache, welche mit deutscher Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit keine Sylbe, keinen Buchstaben verschweigt; eine Sprache endlich, deren Urborn unerschöpflich, deren Bildungsmöglichkeiten unendlich und an deren zahllosen Sprossen wir so recht in das Innerste und Tiefste des Gemüths- und Gedankenlebens gedrungen sind. Lehrt die Zöglinge Achtung haben vor diesem National-Heiligthum, statt sie mit mathematischen Formeln abzustumpfen, welche die Wenigsten Gelegenheit haben, zum Nutzen der Welt anzuwenden! Ich berufe mich hier auf einen besonnenen alten Gewährsmann, Herrn von Strombeck, der den mit den aufgedrungenen mathematischen Studien getriebenen Unfug strenge rügt. Eigentlich productiven Genies ist dies aufgedrungene mathematische Studium immer eine Qual gewesen und eine nutzlose Zeitverschwendung.

Wie man in der Regel auf den Schulen den Zöglingen die Geschichte klein zurichtet und zuschneidet, wie man den Geist der Geschichte erst tödtet, um den unbeseelten Leib den jungen Adlern zur Ätzung vorzuwerfen, kann auch wohl nicht die rechte und zu billigende Lehrmethode sein. Ein Pädagog, der in der Literaturgeschichte bis zu Göthe und in der Weltgeschichte bis zur französischen Revolution hinaufrückt, hat das Möglichste geleistet; die Gegenwart läßt man bei Seit, was auch ganz gut ist, da sie doch nur in verfälschter Form und umgekehrter Ordnung vorgetragen werden könnte. Im Allgemeinen lehrt man unsre Gymnasiasten zu wenig denken, d. h. praktisch; mit bloßen Formeln ist nichts gethan, und bei den wenigsten Schülern, selbst Primanern, welche doch sogar lateinische und griechische Verse zurechtzusetzen wissen, ist von eigentlichem deutschen Styl die Rede. Es ist kaum zu glauben, daß solche Stümper im Styl sammt und sonders bei ihrem Eintritt in ein Amt der deutschen Sprache vollkommen gewachsen sein sollten. Gar die Prediger, die als Schüler ein studiöses Leben voll Nachtwachen und Tagearbeiten und als Studenten meist ein durch Noth und Armuth gedrücktes Leben führen — wo sollten sie alle das heilige Feuer der Rede hernehmen? — Auch wende man mir hier nicht ein: woher die Menge jetzt von jungen Schriftstellern, die doch alle ein lesbares, möglichst fehlerfreies Deutsch zu schreiben wissen? Aber wer wollte einen blos aus der Conversation hervorgegangenen, witzelnden, pikanten, leichtfertigen und gedankenleeren Styl für Styl halten? Ein Styl ohne Gedanken ist keiner, denn nur der Gedanke macht seinen Styl.

Es müssen schon tüchtige Gemüther sein, welche ein Vierteljahrhundert dressirt wurden, den Schulzwang durchmachten, die Studenten- und Kadidatenjahre in Brot- und Examenarbeiten verzehrten und doch die gehörige Elasticität und Freiheit des Geistes zu wahren wissen. Dafür seht ihr auch die unzähligen geschwächten Augen, die sich mit der umgebenden Welt durch Brillen vermitteln, die krankhaften Unter- und eingedrückten Oberleiber! Es sind schon viele Stimmen gegen die Gebrechen unsrer Studien-Einrichtungen laut geworden, aber noch immer nicht genug, noch hinlänglich beharrliche. Der Medicinalrath Lorinser hat sich dieser hochwichtigen Angelegenheit in einem denkwürdigen Aufsatze vom medicinischen Standpunkt aus angenommen. So viel bleibt gewiß, daß es ehedem ein gesünderes, kräftigeres, körperlich und geistig harmonischer ausgebildetes, den erhebenden Einflüssen der Religion und den erkräftigenden der Natur zugänglicheres Geschlecht gab. Wir leiden, wie Lorinser bemerkt und jeder Andere, der mit offenen Augen sieht, bemerken kann, an einer krankhaften Verstimmung unsrer Organisation, an einem Ueberreiz der Nerven, an einem hypochondrischen Grundleiden, das nicht selten schon in sehr frühen Jahren hervortritt und uns mit der umgebenden Welt in eine herbe Opposition setzt. Ich kenne Fälle, wo die Hypochondrie schon im zehnten Jahre vollkommen ausgebildet war. Trifft man hier keine Abhilfe im Ganzen und Großen, so wird das Geschlecht, nach den Gesetzen des Falles, sich progressiv kraftloser gestalten. Die aufregenden Mittel, welche der Jüngling ergreift, um diese verbitterte morose Stimmung auf die leichteste Weise los zu werden,

sind auch selten die rechten und mehr geeignet, ihr Nähr- als ihr Ableitestoff zu werden. Das Leben, das wir in und mit der jetzt ein wenig derangirten Familie führen, so wie das, welches uns mit der weiten Peripherie der menschlichen Gesellschaft überhaupt in Verbindung setzt, ist so wenig wie das Schulleben im Stande, die krankhaften Elemente in uns zurückdrängen. Wo man unser geselliges Leben fassen mag, zu Hause, bei Tafel, bei Tanz, Thee oder Weißbier — es hat nichts Plastisches, es hat etwas Verschwommenes, trotz allem Formellen Formloses, was sich nicht greifen, sondern nur angreifen läßt. Wir stehen insgesammt zu weit abwärts von der Natur. Der Urquell des Lebens wird schon im Säugling erstickt, bereits in der Wiege bedrängen und beengen uns Schnüre und Windeln; wir können als Kinder nicht einschlafen, ohne daß man uns wiegt und schaukelt. Der verstorbene würdige Director des grauen Klosters in Berlin, Köpcke, sprach sich in einem Programme über denselben Gegenstand für einen Berliner Gymnasialdirector freimüthig genug aus. „Ich fühle mich," sagt er, „genöthigt zu bekennen, daß mir das poetische und produktive Geistesvermögen bei unserer Jugend immer geringer zu werden scheint, und daß diese für wahrhaft poetische Eindrücke auffallend gleichgültiger ist, als sie es nach der Erfahrung früherer Zeiten war, und als es mir selbst aus der Zeit vor dreißig oder vierzig Jahren, wo freilich Schiller mit seinen frischen Schöpfungen seinen Geist auf uns ausströmen ließ, erinnerlich ist." Das, meint Köpcke, sei Folge unsers jetzigen so complicirten Unterrichtsystems. Und hieran knüpft er den Wunsch, daß man das gesellige Treiben der Leibes-

übungen durch Anweisung von waldumkränzten Räumen in freier Natur befördern möge.

Weitzel hat schon vordem vom pädagogischen Standpunkt aus gegen die schädlichen Einflüsse, welche Vielheit der Unterrichtsgegenstände, Vielheit der Unterrichtsstunden und Vielheit der häuslichen Aufgaben auf das Gemüth ausüben müssen, ein treffliches Schriftchen herausgegeben. Auch der alte Strombeck bemerkt, daß unsre Jugend keine Jugend mehr sei, daß sie übermäßig spintisire und theoretisire, daß sie sich überlerne und anmaßlich überschütze, und das sei Folge des jetzigen forcirten Erziehungs- und Bildungssystems; es sei unbegreiflich, wie so viele Regierungen durch Anordnung immer strengerer Prüfungen dem fortschreitenden Unwesen so recht in die Hände arbeiteten. Auch der freisinnige Dr. Reck, Verf. der Schrift „Göthe und seine Widersacher", klagt über die gebrochene deutsche Jugend und über die Examina, welche man abschaffen müsse und ohne welche Engländer und Franzosen viel besser beständen. Zu bemerken ist, daß das glücklichste, gesündeste und gebildetste Volk der Geschichte, das griechische, auch ohne Examina war und doch bestand und, wie man nicht leugnen kann, selbst ohne Examina ein Mustervolk geworden ist. Vielleicht sagt man, diese Prüfungen seien ein nothwendiges Uebel; aber die Nothwendigkeit von Uebeln erkenne ich nicht an; das ist moderne Sophisterei, womit man zuletzt die Sünde selbst entschuldigt. Wie aber eine Reformation des Schulwesens bewirken? — Jede Zeit steift sich auf ihre Einrichtungen als nothwendig beste; da ist, wenn die Welt bestehen soll, keine Aenderung möglich; aber es kommt eine Zeit und schüttelt an den auto-

risirten Einrichtungen und siehe! die Welt besteht fort und befindet sich besser als vorher. Schade nur, daß so manches Geschlecht darüber zu Grunde geht! Von dem unsrigen wird man nicht leugnen wollen, daß in ihm etwas Krankhaftes liege; Krankheit verbittert und verstimmt; Verdrießlichkeit und Verbitterung machen unfrei, und der Unfreie verfällt in Demoralisation; denn der Unfreie ist das schlechte Ding an sich.

Da sei Gott vor, daß ich in die Geheimnisse unsrer Erziehung in den Familien eindringen wollte! Die moderne Erziehung — nicht bloß die deutsche — stützt sich und zwar hauptsächlich in großen Städten und unter den Honoratiorenfamilien der mittelgroßen Städte, welche den Hauptstädten auf eine doppelt gefährliche Weise nachahmen, auf Grundsätze der Lüge. Schon der verständige Engel, der Verfasser des Lorenz Stark, behauptet in der Mimik: „die Erziehung macht den Menschen zu einem zwiefachen Lügner: sie lehrt ihn die eine Art von Empfindungen nach ihrer wahren Stärke verbergen, die andre in einer falschen Stärke erheucheln.“ Der bloße Wohlstand, fährt er fort, verbanne und verdamme Vieles, was an sich ganz wahr und angemessen ist. W. Menzel sagt treffend, daß wir uns kaum auf der Straße anreden dürften, ohne uns zu belügen. Und das Schönste dabei ist, daß wir so mit vollkommnem Bewußtsein belügen und belogen werden. Wie werden die Kinder bei uns dressirt von Klein auf! Jene coquetten Zierpüppchen von fünf und sechs Jahren, nach den Vorschriften der Modezeitung ausgeputzt, die schon jetzt so gefallsüchtig sind, wie etwa eine Funfzehnjährige ist und allenfalls sein darf, sind ein Produkt der jüngsten elterlichen Erziehung. „Wer wird

so etwas sagen! wer wird so die Hände halten! wer wird so die Füße setzen!" unter diesen und ähnlichen mütterlichen Ermahnungen entwachsen wir allem natürlichen Gefühl und der Kindheit selbst. Diese altklugen, naseweisen, tadelsüchtigen Bürschlein in unsern Hauptstädten — ist es nicht eine Rotte geborner Recensenten, hämischer Kritiker und in ihr eigenes Selbst verliebter Narzisse? Thörin, die junge Nymphe, die sich künftig um diese empfindungslosen Narren wie Echo abhärmen wollte! —

Wir sind unendlich breit geworden, aber wir kennen die Tiefe des Gefühles nicht, und von Religion, Kunstbegeisterung und Liebe haben wir nur den Rauch, nicht die Flamme eingefangen; wir haben ihre Dämpfe eingesperrt, denn wir lieben das Gedämpfte, das Matte, das Gehauchte; und mit diesem Dampfwerk von Religion, Kunstbegeisterung und Liebe treiben wir unsere Gefühle die langweilige Chaussee unsers modernen alltäglichen Lebens auf und ab, und werden der in gelegten Schienen sich einförmig bewegenden Fahrt nicht satt noch müde. Wir haben oft keinen Heller in der Tasche, aber für jeden möglichen Fall eine Höflichkeit, die auch keinen Heller werth ist. Wir sind im Stande, unserm ärgsten Feinde eine handgreifliche unverschämte Schmeichelei und einer Matrone dieselbe Artigkeit zu sagen, die wir vorher bei ihrer Jungfer Tochter mit Glück und Verstand angebracht. Wir verstehen ein und dasselbe Ding für die verschiedensten Fälle nutzbar zu machen, wie ein Messer, womit wir dem Einen sein Brot zu-, und einem Andern seine Ehre abschneiden. Das vorige Jahrhundert, in den Formen steif, pedantisch und selbst in den Bögen noch linienartig,

hatte wenigstens das Bequeme, das Massive und Dauerhafte vor uns voraus. Die Stoffe und Zeuge von damals mit ihren überflüssigen Blumenpartien und Gartenanlagen, und die Häuser von damals mit ihren altfränkischen Schnörkeln, pausbäckigen himmlischen Engeln und noch himmlischern Amoretten und ausgezackten Ornamenten, waren wurmstich- und handfest. Des Großvaters Hochzeitrock warf für eine ganze Reihe von Kindern, Enkeln und Urenkeln unsterbliche Westen und Westchen ab. Die Gesinnungen des Vaters gingen im feierlichen, ehrbaren Menuettschritt auf den Sohn und vom Sohne auf den Enkel über. Was wir aber heute gedacht und für wahr gehalten, denken wir morgen nicht mehr oder halten es für falsch. Uns scheint eine Wolke. wie dem Polonius, je nachdem man uns fragt, bald ein Kameel, bald ein Wiesel, bald ein Wallfisch zu sein. Die modernen Kinder sind klug, ehe sie alt, und alt, ehe sie klug geworden; aber jedenfalls klüger und älter als ihre über eine so entsetzliche Bildungsfähigkeit ganz verblüfften und entzückten Aeltern, der Tanten und des sonstigen Anhanges nicht zu gedenken. Wir legen uns mit der Republik schlafen, träumen von der constitutionellen Monarchie und stehen mit dem Absolutismus auf. Am Montag geben wir uns das heilige Versprechen, am Sonntag über vier Wochen einmal wieder in die Kirche zu gehen und den ehrbaren Rock der christlichen Gesinnung über das üppige Unterkleid der Weltlust zu ziehen; aber der bezeichnete Sonntag — leider! — kommt und mit ihm die Trägheit und Bequemlichkeit; der deutsche Hans Michel läßt sich nicht zurückschrecken noch bekehren — die Pfeife brennt, sie dampft sogar, der märkische

Zeus sitzt in blaue Wolken gehüllt; jetzt Christ sein? nein! Heide! Die ambrosischen Locken werden geschüttelt und ein ganzer Olymp von sonntäglichen Betrachtungen schneidet wehmüthige Gesichter, läuft auf die Straße, ringt die Händchen und sucht bei einer gottesfürchtigen Hospitalitin unterzukommen. Man sollte glauben, wir lebten und athmeten Alle unter einer ausgepumpten Luftpumpe, so lieb- und luftlos, so indifferent ist Alles um uns her! Man sollte glauben, wir könnten nicht musiciren, ohne die Dämpfer anzusetzen, so selten klingt ein voller klarer Ton aus dem umgebenden Leben in unser verarmtes, verwaistes Gemüth tröstend herüber!

Wir Modernen haben hinlänglichen Grund, nicht in der besten Laune zu sein. Vergleichen wir uns einmal mit den alten Griechen, demjenigen Volke, welches unter allen zu der am meisten harmonischen Ausbildung gelangt ist. Sie, die ein Staatsleben, kein Familienleben führten, hatten weite vaterländische Perspectiven, die Agora, die Kunst, für die sie sich begeisterten. Ihre Religion selbst war ein schön gegliedertes Kunstwerk, vor dem sie anbeteten; alle ihre Institutionen, ihr Staat, ihr Theater wurzelten in dieser Religion. Himmel und Land unterstützten ihre Begeisterung und harmonische Durchbildung. Sie litten an keinen Kirchhofsgedanken, denn sie hatten keine Kirchhöfe; die Asche der Todten war Familieneigenthum; der Tod erschien den Griechen in freundlicher Gestalt; ihre Lieben wurden von keiner Verwesung bedroht; in dem reinsten Elemente, dem Feuer, flogen sie den alten Göttern zu; ihre Mähren und Sagen waren klar und sonnendurchglüht, wie ihr Himmel, ihr Meer;

sie kannten keine Heinische Zerrissenheit, die zwischen Austern, einer losen Dirne und Selbstmord schwankt, keine Hoffmann'schen Spukgestalten, Doppelgänger, Sandmänner, diabolische Geister, womit uns schon unsere Muhmen in der zartesten Kindheit zu unterhalten, zu schrecken, zum finstern Nachgrübeln zu bringen wissen. Nicht so weit war der Horizont ihrer Ideen wie der unsrige, aber lauter und voll Himmelsbläue und Sonnenlicht, und eben darum waren sie glücklicher. Sie durften ihre Phantasie nicht anschrauben zu Jahn's bärtigem Turnerdeutschthum oder Fouqué's nordischem Reckenthum, noch abdämpfen zur sentimentalen Schwärmerei oder romantischen Träumerei oder philosophirenden Absolutisterei; sie hatten keinen Spieß, keinen Clauren, keine Sand, keinen Victor Hugo, keinen Paul de Kock, keine kritischen Literaturblätter, pietistischen Tractätlein und ästhetischen Thees. Die Ruinen haben sich, seit Hellas in Blüthe stand, durch mehrere Tausende von Jahren allerorts angehäuft; wo wir wandeln, wandeln wir auf niedergeschlagenen Freiheiten, geschlachteten Völkern, Gräbern und geschichtlichen Trümmern; da ist kaum ein Fleck, wo wir nicht, wie ein melancholisch zirpendes Heimchen, eine Matthisson'sche Elegie anstimmen könnten. Wo sonst unter Joniens gesegnetem wohlwollenden Himmel und unter dem Panier der Freiheit ein Reich der Kunst und Poesie sich aufthat, dehnt sich jetzt wollüstig der osmanische Despotismus auf weichen Kissen, erschallt das Gebet der Gläubigen in wunderlichen Tempeln, welche eine vollkommene Abart der Kunst darstellen; unter der Trägheit desselben Volkes, das nur durch die Toleranz und zähe Friedensliebe der Franken besteht, liegen die herr-

lichen Ufer des Bosporus brach; griechisches Volk und Land sind beide Ruinen, so morsch, so durcheinander geworfen, daß man nicht weiß, wie und wodurch eine Wiedergeburt herstellen; Italien, wo man statt der alten schönen Marmorbilder ungeschlachte aus Holz geschnitzte Heiligenbilder verehrt, ist angefüllt nicht bloß mit den Trümmern der römisch-griechischen, sondern auch der römisch-germanischen Welt, des Mittelalters, welches in den deutschen Domen mit seiner religiösen Begeisterung und Kunstfertigkeit und in den unverwüstlichen Burgen auch in Deutschland zu einem abgeschwächten Volke Worte der Demüthigung redet. Die bösen Erinnerungen so vieler Jahrhunderte lasten auf uns, und Blut und Wollust, Sklaverei und Demuth, Rang- und Ränkesucht, Characterlosigkeit und Hofdespotismus springen uns wie schwarze Punkte an jeder Stelle unsers geschichtlichen Gedächtnisses wild und peinigend entgegen. „Wir sind," sagt Immermann, „um in einem Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt."

Betrachtet die unnatürliche Zahl der Selbstmorde, die sich aus unsern Todtenlisten ergiebt! Nicht die wenigsten unserer Selbstmörder fallen als Opfer unserer ungesunden und niederdrückenden Zustände. Auch die sind Selbstmörder, die, ohne Hand an sich selbst zu legen, von den raffinirten Genüssen, von ungestillter Sehnsucht, unbefriedigtem Ehrgeiz, Reue über ein verfehltes Leben und Verzweiflung über verschuldet oder unverschuldet herbeigeführtes Elend, sich aufreiben und vor der Frist sterben, die ihnen die Natur gesetzt hat. Sie summen sich in unsern Todtenlisten zu Millionen

auf, wenn sie auch nicht als Selbstmörder aufgeführt, in der Kirchhofecke oder unter dem Schleier der Nacht verscharrt werden, oder als heimliche Mörder Anderer unter des Nachrichters Beile verbluten. Denn ich sage Euch, daß Tausende unter uns, welche gute Bürger sind, ihre Contracte einhalten, ihre Abgaben an den festgesetzten Terminen bezahlen, und bei Fleischer und Bäcker keine Schulden haben, mit mehr Fug und Recht Galgen und Rad verdienen mögen, als Mancher von den Unglücklichen, die auf Grund des Gesetzes dazu verurtheilt werden. Hier war vielleicht ein offenbarer Todtschlag, aber nur einer, von dort gehen hundert Todschläge aus, allmälig und heimlich verübt, in langsamer Folterqual. Oh, es ist so leicht, das Herz eines Menschen und den Stab über seinem Haupte zu brechen; der Buchstaben des Gesetzes sagt alles so deutlich, so entschieden, und das Erkenntniß, daß Ihr gefällt habt, darf Euch kein Gewissen machen; denn das Gesetz, das Nieren und Herzen erkennt, hat nichts Ungewisses, und das Gewissen ist nur bei dem Ungewissen und Bedenklichen! — Wir haben erlebt, daß Knaben von neun Jahren ihr Taschengeld aufsparten, um sich Pulver und eine Pistole zu kaufen und den Act einer lärmenden Selbstentleibung zu vollziehen. Der Selbstmord, wo es sich um eine allgemeine Idee, etwa um den Verlust der Völkerfreiheit handelt, macht jetzt keine Proselyten mehr; darüber sind wir hinaus; die neueste Geschichte, wenn wir nicht einige Männer der Gironde mitzählen wollen, hat keine Cato und Brutus, kein Numantia und Tyrus, jene Heldenstädte, welche im größesten Maßstabe den Selbstmord vollzogen haben; uns kümmern nur die kleinen Leiden,

die Auswüchse unserer eigenen kränklichen Subjectivität, welche freilich unter den ungesunden Einflüssen der Zeit zur Erscheinung und Reife kommen. Selbstmorde wie derjenige der trefflichen Charlotte Stieglitz, welcher sich, so viel wir ahnen können, aus Motiven der Aufopferung herschreibt, ragen mit einer Art Heiligenschein über die Heerschaar der gewöhnlichen Selbstvernichtungen hinweg, so weit man einem Selbstmorde die Glorie der Heiligkeit zugestehen darf; denn auch dem Heiligsten, und wie viel mehr hier, hängt sich immer noch irdischer und trüber Stoff genug an. Was man liebt, muß man auch tödten können, sagt irgendwo Johannes Falk. Mithin wäre die Ueberhandnahme der Selbsttödtung gerade in den Zeiten der Selbstliebe und Selbstsucht sehr wohl erklärlich. — Je gesunder eine Zeit, desto seltener die Selbstmorde, desto edler die Motive, ja, desto einfacher die Todesart selbst; je krankhafter, zerfallener, verwickelter und verfeinerter eine Zeit, desto häufiger der Selbstmord, desto unedler die Motive, desto raffinirter und mannigfaltiger die Todesart. Die alten Römer brauchten das stolze heroische Schwert, sie tödteten sich mit der Nationalwaffe, die ihr Vaterland groß und herrlich gemacht; die Griechen, wie überall der schönen Milde zu- und dem Gewaltsamen abgeneigt, zogen den Schierlingsbecher und ein sanftes Einschlummern vor; die undelikaten Japanesen schlitzen sich den Bauch und die Eingeweide auf; die indischen Gymnosophisten und Wittwen übergeben sich dem läuternden Elemente des Feuers; zur römischen Kaiserzeit, wo Alles Raffinement, Ekel, Selbstverzweiflung und Ueberdruß war, wurde man in der Todesart schon erfinderischer; Otho, in dem etwas

vom alten Rom lebte, entleibte sich — unus pro multis — noch mit dem Schwert; aber Heliogabalus, der Knabe an Kraft und Riese an Wollust, hatte sich im Voraus mit köstlichen Giften, seidenen Stricken und prächtigen Dolchen versehen, um eine recht luxuriöse Auswahl für den Fall eines Selbstmordes zu haben. Bei uns war die Pistole eine Zeitlang an der Tagesordnung; jetzt ist man bereits raffinirter, man ist nicht zufrieden mit dem Erschießen, Erhängen, Ersäufen, Vergiften, man weiß exquisitere Todesarten in Anwendung zu bringen. Es ist gar keine Norm mehr, es herrscht, wie in der Literatur selbst, die vollste Willkühr. Einige Mystiker schlugen sich selbst an's Kreuz, unglückliche Liebende oder junge Dichter, die mit ihren Melodramen nicht reussirten, ersticken sich in unserer Zeit der Dampfanwendung mit Kohlendampf, Napoleonisten stürzen sich von der Vendomesäule, ein Mädchen verschluckt Nähnadeln in Honigkuchen, bis ihre Eingeweide in unheilbare Geschwüre übergehen, ein Mann in Birmingham kriecht in einen glühenden Ofen und verkohlt sich darin, andere kauen und verschlingen Glas, ein genialer Selbstmörder stürzt sich unter die zermalmenden Räder eines schwer belastetes Wagens, eine ganz neue Erfindung, die ihre Nachahmer fand; ein Engländer erhängt sich, indem er sich mit Lichtern bespickt und der eingeladenen Gesellschaft als Kronleuchter dient — man sieht, daß es uns nicht an Erfindungsgabe fehlte, und daß der Humor selbst bei dieser schrecklichen Angelegenheit keine untergeordnete Rolle spielt. Wenn sich Sappho, die glühende Liebende, vom leukadischen Felsen herab in die Wogen des Meeres stürzt, so ist darin eine Art Poesie, man sieht ihr begeistertes, ge=

röthetes Antlitz, ihre brennenden Augen, ihre hehre Gestalt auf dem Felsen, die Lyra im Arm, wie eine Gottesseherin, jetzt schwingt sie sich herab, die weiten wallenden Gewänder fliegen, die Wellen des losgebundenen Haares wogen im Winde, das Meer, verlangend, streckt seine feuchten Arme ihr entgegen, sie berührt es mit der Sandale, die Wogen brausen hoch auf dumpf murmelnd, sie verhüllen die Gestalt, sie bergen das glühende Herz in der kühlen Tiefe. Wenn aber Luise Brachmann, die keine so liebeflammenden Lieder gesungen hat wie Sappho, bei Nacht und Nebel an das niedrige Ufer des unberühmten Flusses hinausgeht, im modernen Nachtgewande, einen Stein mit berechnender Kunst um den Hals geschlungen, so überfällt uns etwas, wie ein ganz gemeiner moderner Schauder, etwas Unheimliches, was sich nicht gut bezeichnen, aus dem sich aber kein Fünkchen Poesie entwickeln läßt.

Es ist wahr, unsere Zeit hat seit einigen Jahrzehnden große Fortschritte gemacht, man will wenigstens, wie man zu glauben Ursach hat, das Beste, man hat die Fahne der Humanität mehr und mehr entfaltet, man hat der nationalen Einseitigkeit, die immer nur ihren eigenen Nabel beschaut, die Grenzen enger gezogen, man hat aufgeklärt, emancipirt oder emancipiren wollen, hin und wieder nach Befinden der Umständen den kochenden Ideen der Zeit ein wenig den Deckel gelüftet, man hat die Industrie und den Handel befördert — aber die Resultate sind des vielen Geistes- und Blutaufwandes seit 1789 schwerlich vollkommen würdig, am wenigsten verdienen sie die keck ausgesprochene Ueberzeugung, womit man sich die Vollkommenheit der Zustände einredet; und

die Ruhe, wenn überhaupt eine bloß ruhende und von Kampf und Streit gänzlich befreite Epoche das Ziel der Menschheit wäre, selbst die Ruhe ist nur scheinbar und äußerlich. Wir leben noch in der Zeit des Argwohns und der gegenseitigen Beaufsichtigung; die Ueberzeugung, wenn sie mit dem Bestehenden in Collision tritt, und sich laut und redlich äußern will, ist so gut proscribirt, wie in den Zeiten des finstersten Despotismus, und wir haben noch lange die Redefreiheit nicht wieder erlangt, welche z. B. die Franzosen unter dem despotischen Ludwig XI., den ein Richter öffentlich und ohne bestraft zu werden beschuldigte, er sei ein König schrecklichen Andenkens, genossen haben. Oder dürfte man wohl jetzt, wie damals ein französischer Pfarrer, gegen die Taxen eifern als gegen das Salz und Gewürz, um das Fleisch der Armen desto besser in der Hölle zu braten, und, wie ein anderer Pfarrer, von der Kanzel herab dem Könige und den Fürsten und den Großen des Reichs zurufen: laßt von Euren Wollüsten oder ich werde Euch den Teufeln überantworten! Es gab eine Zeit, man nannte sie die der Gewalt, wo ein Mönch, der groß werden sollte vor allem Volk, sich vor Kaiser und Reich verantworten durfte und aufmerksames Gehör fand, obgleich er die damals für heilig gehaltenen Satzungen des religiösen Cultus umgestoßen hatte. Das dürfte schwerlich ihm oder einem Andern jetzt unter analogen Verhältnissen möglich sein. Es hindert mich freilich Niemand, innerlich die Republik für die vollkommenste Staatsform zu halten, aber was hindert mich, selbst wenn ich zugleich eingestehen wollte, daß unsere Menschheit zu leidenschaftlich, zu raffinirt, zu verdorben und zu complicirt für eine einfache untheilbare

Republik sei, diese Ueberzeugung offen in der Gesellschaft oder auf der Straße auszusprechen? Man würde vor mir wie vor einem Gottesleugner zurückweichen, wie vor Einem, der dem Gesetze verfallen ist. Hierin zeigten sich die alten Republiken viel unparteilicher, und Aschines durfte es wagen, vor den demokratischen Athenienſern das Königthum und die angeblichen Rechte des Alleinherrschers Philipp zu vertheidigen, und wurde nicht eingesperrt, noch schauderte man vor ihm als vor einem Hochverräther. Unsere Freiheiten sind mithin mehr oder minder illusorisch. Anstaunenswerthe große Charactere und wirkliche Volksmänner haben wir nicht, die uns als sittliche Muster deutlich voranleuchteten, wenn wir nicht etwa die feinen Diplomaten unserer Zeit, die Talleyrands, welche ihren Eid mit derselben Miene kalter Ueberzeugung brechen, wie einen neuen leisten, oder die Palmerstons für jene sittlichen Muster halten wollen, welchen die brausende idealistische Jugend nachzustreben habe. Wir sahen Zerwürfnisse in den königlichen Familien selbst, wir sahen Don Miguel von seinem Bruder Don Pedro, Carlos von seiner Schwägerin Isabella und diese von jenem geächtet, und sahen sie aus allzugroßer Liebe zum Volke das Land verwüsten und das künftige Glück der Nation mit Kanonen proclamiren — und bei alledem zucken wir noch die Achsel über das erbärmliche Volk, das so treffliche Muster vor sich hat und in wüthender Verzweiflung und gepeinigt von Hunger und Elend über sich selbst herfällt und die Zähne in sein eigenes Eingeweide schlägt?

Wir wollen hier nur in der Kürze noch jener großen erschreckenden Gegensätze unserer Zeit gedenken: jener ganz

starr absolutistischen und jener terroristisch demokratischen Richtung, die sich mehr an dem blutigen Werden der Freiheit, ihren Zuckungen und Wehen ergötzt, als an den Resultaten der überwundenen Wirren; wir gedenken jenes ganz materalistischen und merkantilischen Geistes, welcher Alles verachtet und ignorirt, was im Geiste empfängt und empfangen wird, und jenes transcendentalen, speculativen Geistes, welcher sich nur an dem Gespinnste auf und abwindet, die er aus dem eigenen Hirne gewebt, und an den großartigen Anstalten der rührigen Industrie und des stolzen Handelthums nicht den geringsten Antheil nimmt; wir gedenken jener unermeßlichen Reichthümer, welche sich in die Hände Weniger zurückzuziehen streben, jener bevorzugten Klasse, welche sich ihre Genüsse aus den entferntesten Enden der Welt herbeizuschaffen weiß, und jener der Lastträgerei und ewigen Arbeit zugewiesenen Klasse, deren Mitglieder oft nicht besser daran sind als die Negersclaven in Westindien und die im besten Falle sich mit dem Ertrage ihrer kleinen mühsam bestellten Scholle begnügen müssen; wir gedenken jener Gegensätze in den complicirten großen Städten, wo in Bell-Etagen die Verschwendung und Trägheit schwelgt und an Digestionen leidet, während zu unterst in den Keller- und zu oberst in den Dachstuben das nackte Elend, der Ruheschemel der vornehmen Schwelgerei, sich windet und krümmt und jeden Augenblick, den es noch athmet, durch erschöpfende Arbeit dem Tode abgerungen hat; wir gedenken jener Ungleichheit der Gesetze, die noch immer nicht ganz aufgehoben ist, die Gefängnisse mit den Unbegüterten füllt und diese ihrem Broterwerb entzieht, während sie häufig in denselben

Fällen den Begüterten gestattet, sich mit Geld von der Strafe loszukaufen und vor wie nach fortzuschwelgen, welche die Delicatessen, das Wild wenig besteuert oder ganz unbesteuert läßt, während die höchsten Taxen auf den Lebensmitteln der arbeitenden Klasse ruhen; wir gedenken jener spitzfündigen und auf die Spitze getriebenen Bildung, aber auch jener rohen und brutalen Dummheit, die im Sumpfe der Gemeinheit ihre ungeschlachten Glieder badet; jenes überhand nehmenden Unglaubens, der an den Wundern verzweifelt, an Gott, an der ganzen Welt und sich selbst, und jenes forcirten Afterglaubens, welcher in den Winkeln des dumpfen Mysticismus Spiele der Wollust treibt; jener unersättlichen Gutmüthigkeit, die, wenn eine Fliege im Milchnapf zappelt, in sentimentale Thränen hinschmilzt, während sie an Völkerunglück oder einer auswandernden Familie kein anderes Interesse nimmt, als das der Neugier; wir gedenken auch jener Gemüthlosigkeit, in die sie umbricht, wo es hinterrücks den Ruf, die Ehre und das Brot des Nächsten zu vernichten gilt; endlich jenes grauhaarigen nervenschwachen Senilismus, welcher, weil er selbst stillsteht, meint, die Weltgeschichte müsse mit ihm stillstehen oder zum Stillstehen gebracht werden, und weil er im Lehnstuhl sein Verdauungsschläfchen hält, den Bürgersteig vor der Hausthür mit Stroh belegt, damit das Getümmel des jugendlichen Straßenlebens nicht in sein Zimmer dringe, während die junge Welt tumultuarisch über die Nacht- und Schaarwächter herzufallen und das sanftmüthige Horn ihnen zu entwinden strebt, um darauf eine heulende und dissonirende Marseillaise anzustimmen.

Unter solchen Gegensätzen konnte keine fröhliche kunstheitere Literatur zur Blüthe und Reife gebracht werden, um so weniger, da man sich dieser Gegensätze klar geworden ist. Man sah ein, wie in sich nichtig und auf nichts begründet jene Behaglichkeit sei, die sich vordem mit Allem begnügte, was ihr geboten wurde oder sie sich selbst bot. Man ist zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen. Man überzeugte sich von der Unhaltbarkeit eines Zustandes, der nichts Großes in seinem Schooße barg noch zur Erscheinung kommen ließ. Da erwachte die Skepsis, die Opposition, der Kampf gegen die Schwächen, deren man sich bewußt geworden, gegen die Genügsamkeit und unmaßgebliche Verehrung, welche immer nur Göthe und wieder Göthe wollte, gegen die Schlaffheit, die selten einen Gedanken aufkommen ließ, welcher, aus einer gesunden Brust entsprungen, an das Herz der Zeit selbst anzuschlagen Kraft und Ton genug hatte. Die Juliusrevolution erweiterte den Kreis der Ideen und eignete sich die Literatur, die Kritik und Prosa als Dienerinnen an; sie überlieferte denen, welche jung waren oder sich jung fühlten, das Scepter, und die Jüngeren und die, welche sich jung fühlten, wurden nun Stimmführer. Die Literatur ließ sich geduldig zu einem Felde der Discussionen, der Tendenzen, der Richtungen umschaffen, sie untertrat die Produkzion, und diese Erscheinung war so neu, so reizend, so übermächtig, daß Berufene und Unberufene zur literarischen Fahne schwuren. Ein Gemeingefühl der deutschen Jugend führte jenen Zustand herbei, nicht die Ideen der George Sand und die Grundsätze des St. Simonismus, welche nur ein andrer Ausdruck jenes in allen europäischen Völkern vorhandenen

Gemeingefühls sind, und zu ausschließlich von einigen allzu einseitigen Köpfen als Kampfwärtel berufen wurden, während gerade sie ein der deutschen Nationalität ganz entgegengesetztes Element in sich tragen. Jener skeptische und kritische Zustand ist übrigens über Erforderniß und seine natürliche Dauer ausgedehnt und überhaupt an allen Nerven und Muskeln zu straff angespannt worden, weshalb auch er alt geworden ist, und ehe man es vermuthen durfte, sich ausgelebt hat. Zudem mischte man zu viel außer dem Wege Liegendes ein, eine Menge Emancipationen, politische Bezüge und sociale Fragen, welche den Kern, um den es sich handelte, in einen Wust von Nebel einhüllten und undeutlich machten. Das Schiff der jungen Literatur scheiterte durch die Ueberfülle von Ballast und das zu beharrliche einseitige Richten nach einer Gegend hin, ohne der nächsten Gegenstände Acht zu haben, und fand sich zuletzt in dem eigenen Nebel nicht mehr zurecht. Die Freudigkeit des produktiven Gemüths, ohne welche eine Nationalliteratur nicht gedeihen, ja nicht einmal werden kann, wurde urkundlich unterdrückt und untergraben. Man erkannte das, aber zu spät. Man rief mit Gewalt die Pietät herbei, aber man war ihr entfremdet, und es ist nur eine rächende Nemesis, wenn die Kritik an den Werken dieser jungen Literatur ein entsetzliches und nicht zu rechtfertigendes Richtamt übt und die Wenigsten Gutzkow'n glauben wollen, daß er es mit seiner gewaltsam erworbenen Pietät für ältere Richtungen ehrlich meine. Besonders fiel es ihnen, wie allen Emporkömmlingen schwer, im Glücke Maaß und im Unglück Ausdauer zu bewahren, und die deutsche Hoffahrt meldete sich bei manchen von ih-

nen eben so gut, als bei denen, die sie um der Hoffahrt willen angegriffen und verfolgt hatten. Man trieb eine zu große, einförmig und lästig werdende Ostentation mit den an sich wahrhaftesten Ideen. Dennoch war diese neue Richtung so heilbringend als nothwendig; ihre Ausdauer und beharrliches einseitiges Steiern nach einem Ziele, für die Vertreter dieser Richtung selbst späterhin so verderblich, hat in manchem Betracht die günstigsten Folgen gehabt; die Kritik nahm eine schärfere, durchdringendere, mehr spiritualistische und doch zugleich praktischere Richtung; viel feiner- und belebender Geist wurde überall hin zerstreut und auf dem Wege der Transfusion alten Körpern verjüngend eingeimpft; das Blut der Sprache wurde beweglicher; der Puls des Gedankens rascher, die Auffassung zwar leicht-, aber auch springfertiger; endlich ist manche philosophische Idee für das gemeine Leben gerettet worden, die bis dahin nur esoterisch war. Es wäre in der That undankbar, wenn wir, so streng unser Tadel die Leiter dieser Richtung in manchen individuellen Leistungen auch treffen mag, alle diese ganz kurz angegebenen Resultate ableugnen wollten. Dieses und Aehnliches, welche Hauptschwächen der deutschen Nationalität man zu bekämpfen hatte, wie und aus welchen Elementen diese Richtung sich gestaltete, welche ihre Entwickelung, ihr Verlauf, ihre Gegenwart und ihre Hoffnung für die Zukunft ist, über welche Kräfte und Talente sie zu verfügen hatte und welche Schismen sie zerspaltet haben, werde ich in aphoristischer Weise, und wo es die Discretion und das Wesen der Sache nöthig machen, mehr andeutend als wirklich erörternd, in den folgenden Büchern aus einander zu setzen suchen.

---

# Sechstes Buch.

Das deutsche Volk ist seit Jahrhunderten, wenn nicht von sich abgefallen, doch scheinbar ein anderes geworden, so daß sich die Grundzüge seines Characters schwer wieder erkennen lassen. Wer sagt uns, ob die künftigen Generationen noch die Spuren ihrer Abstammung in ihrer Physiognomie tragen werden? — Ich hoffe zu ihrer Ehre, daß sie uns, ihre Vorläufer, im Ganzen für ein schwächliches und krankhaftes Völkchen halten werden, sie müssen es, wenn sie gesund geworden, die Thatenscheu, die Sentimentalität, die Nichtsnutzigkeit unserer sogenannten guten Gesellschaft, die devote Unterthänigkeit und andere dergleichen Nationalsächelchen bei Seite gelegt haben, wie denn auch wir seit den knechtischen und trüben Zuständen, welche die Nation nach dem dreißigjährigen Kriege niederdrückten und entnationalisirten, offenbar auf dem Wege zum Bessern begriffen sind. Eben so wenig ist zu leugnen, daß die ungeheueren Werke, welche der deutsche Geist unter den mißgünstigsten und wenig fördersamen Zuständen in kaum sechzig Jahren aufgeführt hat, unter jeder Bedingung ihren Nachkommen Erstaunen abnöthigen werden.

Von jener Gemüthskränklichkeit und Sentimentalität, die so lange ein Erbübel des gebildetern Theils der deutschen Nation gewesen sind, wußte man vordem nichts. Keine Spur davon in den Nibelungen, den süßen Minneliedern, den derben Spässen von Hans Sachs, der gesunden Kräftigkeit Luther's und seiner Zeit! Erst mit und nach dem dreißigjährigen Kriege fand sich im deutschen Nationalcharacter eine gewisse Schwere, Dumpfheit und Trübheit ein, die von den gelehrten und bombastischen Dichtern der nächst anliegenden Jahre keine Heilung erwarten durfte. Der deutsche Geist verbiß sich und brütete in der Stille; die großen Anlagen der Nation verkümmerten an den schmerzlichen Rückerinnerungen und den philisterhaften innern Verhältnissen Deutschlands, sie wurden von den Gebietenden nicht bloß mißkannt und nicht gefördert, sie wurden vielmehr zurückgedrängt, verachtet, verhöhnt, sie wurden mit den Formen des Auslandes fast erstickt, und es war nur die zähe Lebenskraft des deutschen Genius, wenn er sich im Geheimen trotz dem fremdartigen Wuste für seinen künftigen Durchbruch an sich selbst vollsog und stärkte. Und man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Anlagen der Nation nie, auch jetzt nicht, so unterstützt werden, als sie verdienen. Ganze Landstriche, ja Reiche in Deutschland, haben an der höhern geistigen Entwickelung der übrigen deutschen Länder nicht Theil nehmen können, nur weil man den status quo, seine eigene Ruhe und vor Allem das System erhalten wollte. Um so mehr laßt uns das Haupt in Ehrfurcht beugen vor den großen Geistern der Nation, die, nur auf die eigenen Hilfsquellen gewiesen, Alles aus sich, und aus dem

Volke so viel aus ihm zu machen war, gemacht haben. Als Schiller seinem militärischen Frohnzwang entschlüpfte, war er ein Verbrecher, ein Abenteurer, ein Deserteur — wer weiß, was aus ihm gemacht worden wäre, hätte man seiner habhaft werden können! Dieser Verbrecher, dieser Abenteurer, dieser Deserteur sollte der „deutsche Genius des Zeitalters" werden und mehr Feinde der deutschen Nationalität besiegen und umbringen, als je ein Feldmarschall besiegt und umgebracht! — Wer aber rechnet nach, wie viel große Geister, die nur nicht zur Desertion Kraft und Gelegenheit hatten, unseren polizeilich-militärisch-pädagogisch-administrativen Einrichtungen in bester oder schlechtester Form erlegen sind! — *** in Berlin ließ sich einmal, vom Sturme der Begeisterung und des natürlichen Gefühls erfaßt, in einer Vorlesung bis zu der Aeußerung hinreißen: unsere Staaten wollten keine Menschen, nur Maschinen, sie stellten jenes Alles verschlingende, Alles wiederkäuende Göthe'sche Ungeheuer dar und zehrten täglich an den Individuen als ihrer Atzung. — *** war in solchen Augenblicken des Enthusiasmus und Gefühlssturms wahrhaft hinreißend, er war dann der freigeborene Dichter und Prophet durch und durch, und wohl im Stande, in sonst harte und ausgetrocknete Augen die Thräne jugendlicher Mitahnung und Mitempfindung zu pressen; aber er überlegte sich andern Tags das Unrecht, was sein Gefühl an seiner amtlichen Professorpflicht begangen hatte, er wand seinen demagogischen Ausspruch hin und her, er trat das nächste Mal auf das Katheder wie ein reuiger Mensch; man sollte doch ja, sagte er, seinen über die Gefräßigkeit des Staats gethanen Ausspruch nicht mißdeuten,

nicht übel deuten, nicht falsch auslegen; er meine es nicht so wie er es gemeint habe, er wolle nur gesagt haben, nur gemeint haben, es nur so und so verstanden haben, so von Andern verstanden wissen rc. rc. O über eine Zeit, die so das Nein zu Ja und Ja zu Nein macht, was sogar nach dem Ausspruche des wahnsinnigen Lear keine gute Religion ist.

Zur Zeit der Lohensteine und Hoffmannswaldau befand sich die Dichtkunst offenbar auf der Flucht vor dem Volke und stürzte sich in die Arme der pedantischen Gelehrsamkeit; dem Volke blieb nur das humoristische Handwerksburschenlied, die rührenden und verliebten Gesänge der Spinnstuben und die würdige trostreiche Kirchenhymne. Aber wenn auch jene Neigung der Poesie, sich von den Volkselementen loszureißen, von einer bedenklichen Mißstimmung zeugte, so war wenigstens jene Sentimentalität und Mondsüchtelei nicht vorhanden, die späterhin in den Symptomen des Siegwartfiebers eine ganze junge Generation ergriff und verdarb. Werther's Sentimentalität war nur der Natur abgelauscht; Göthe, der wie kein Moderner die trüben Grundstoffe der Zeit von sich fern zu halten und zur griechischen Klarheit und Objectivität zu gedeihen wußte, vermochte auch die Sentimentalität, die in einzelnen seiner Jugendlieder noch anklingt, später radikal zu überwältigen; in Werther stellte er einen Heros der Sentimentalität auf, aber einer großartigen Sentimentalität, die sich aus dem Kampfe mit einer verdorbenen philiströsen Societät und unnatürlichen Verhältnissen erzeugt, Werther ist eine Personification jenes Zornes gegen den Druck einer Welt, welche die zarten Rechte eines innigen

und human gestimmten Herzens nicht gelten läßt und in der damaligen Zeit keine andere Form annehmen konnte, als die der Sentimentalität. Wenn das junge Volk sich darin Alles zu Gift machte, so war es nicht Göthe's Schuld, eben so wenig wie es Schiller's Schuld war, wenn die deutschen Mädchen alle empfindeln wollten wie seine Luise, deren Sentimentalität einen zu poetischen Schwung hat, als daß es unsern guten Bürgermädchen hätte gelingen können, sie nur einigermaßen glücklich nachzuahmen. Aber diese Sentimentalität war einmal in die Gemüther gedrungen und hat sich bis zu unserer jüngsten Zeit in mehr oder weniger erkennbaren Spuren heraufgezogen. Wir finden sie bei Jean Paul und in den elegischen Liedern Matthisson's, der keine Glocke anschlagen hören kann, ohne jenes Tages zu gedenken, wo er nicht mehr sein wird und Niemand des guten Jünglings sich erinnern wird, des liebenswürdigen Matthisson's, der so viele Moosarbeiten geliefert und seine scharmanten Elegieen aus Cypressenholz gefertigt und mit dem vermoderten Holze geborstener Särge ausgelegt hat. Ach, diese jungen Leute der sentimentalen Periode waren so glücklich, so innig, so gerührt, Männlein und Fräulein Hand in Hand zu gehen, schweigend in der Abenddämmerung Schleier den Anblick einer schönen Gegend zu genießen und so gut wie Schiller's wilde Räuber den Wald zu ihrem Nachtquartier und den Mond zu ihrer Sonne zu machen! Diese Leute waren wirklich glücklich und viel moralischer als wir, nur war es nicht das Glück und die Moral der straffen, elastischen Gesundheit, sondern das Glück einer krankhaften Hingegebenheit und Hinfälligkeit. Man macht ja wohl die

physiologische Erfahrung, daß ein hinschwindender, abgemat=
teter Körperzustand von angenehmen Gefühlen des Wohlbe=
hagens begleitet ist. — Jene Sentimentalität spukt, nur in
anderer Form, in vielen süßlichen Gebilden unserer romanti=
schen Schule, die mit dem praktischen Leben wenig zu thun
hatte. Da ließ man die Bäume singen und die Sonnen=
strahlen klingen, die Farben blühen und die Blüthen spre=
chen, die Thränen duften und die Düfte weinen, — alle
Naturerscheinungen erhielten andere Functionen, als sie von
Hause aus haben, und was vordem Sentimentalität gewe=
sen, wurde nun Traumbildnerei und kopfhängerische Liebes=
und Märchendämmerei. Die Liebe sprach nicht mehr aus
rechter voller Brust, sie lispelte, sie stammelte nur, sie
sprach nur durch die Blume und wurde auch nur durch
die Blume verstanden. Die Gegenwart wollte gar nichts
bedeuten; alle diese kleinen mit Halbdämmer erfüllten poe=
tischen Kapellchen mit dem vielen Arabesken= und Blu=
menwerk, zierlich verschlungenen Spitzsäulchen und bunt=
farbigen Rosetten und den Holzschnittzeleien, welche bald ge=
flügelte Engel und ernste Heilige, bald ironische Spottfi=
guren und monströse Drachenbilder darstellten, ruhten nicht
auf der Basis der Gegenwart, sondern der Kreuzform des
Mittelalters. Auch auf diese Schule hat der wunderbare
penetrirende Geist Göthe's seine unabweisbaren Einflüsse ge=
übt. Göthe hat in kleinen Liedern und in größeren drama=
tischen Compositionen zuerst das Mittelalter richtig gewürdigt
und angebaut, und die Meisterwerke der gothischen Baukunst
zuerst dem Bewußtsein der deutschen Nation wieder näher
gerückt. Und so sehen wir Göthe in der lyrischen Dicht=

kunst in Uhland und sogar in Heine mächtig sein, wir sehen Walter Scott aus seinem Götz von Berlichingen den ersten Nährstoff für seine historischen Romane entnehmen, wir sehen sogar in Byron's „Manfred" ein Stück Faust wiedergespiegelt, wir sehen an seinem Wilhelm-Meister den reflectirenden Roman und die Novelle sich heranbilden und die sogenannte sociale Literatur seinen Fußtapfen folgen. Göthe ist überall gegenwärtig, aber man hat sich ihm in Liebe und Haß zu unbesonnen aufgedrängt und Viele haben ihm uneigennützig einen großen Theil ihrer innersten Eigenthümlichkeit zum Opfer gebracht.

Die Deutschen sind immer ein wunderliches Volk gewesen, sie sind die Sphinx mitten in der europäischen Welt ausgestreckt, woran die Ausländer noch jetzt, ohne eine Lösung zu finden, herumstudiren; Schade nur, daß sie an uns in der Regel nichts weiter herausfinden als die Wunderlichkeit. Die Deutschen sind eben darum wunderlich, weil sie, selbst wenn sie nicht an Wunder glauben, doch bemüht sind, überall nach Wundern zu suchen; sie möchten gern, daß es dergleichen gäbe, sie möchten die Eindrücke einer übersinnlichen Welt haben, weil ihre reale Welt, von aller politisch lebendigen Thätigkeit entblößt, so wenige Eindrücke auf sie hervorbringt. Der Schuster bleibt ungern bei seinem Leisten, er begehrt etwas, was über den Leisten hinausliegt, und vertieft sich wie Jacob Böhme in mystische Speculationen. Selbst Swedenborg konnte nur aus germanischem Stamme hervorgehen, Cagliostro war ein reeller, ein gemachter Taschenspieler, der Scandinavier Swedenborg ein spiritueller. Nur einem Deutschen wie Lavater

konnte es einfallen, die menschliche Nase als Mittelpunkt der Weltordnung anzusehen; er that es wirklich; denn die Nase ist ihm der Mittelpunkt, der delphische Nabel, der Granitkern, das Ur- und Grundgebirge des menschlichen Antlitzes, woran sich die übrigen Theile desselben an- und ablagern; das Antlitz aber seinerseits ist ihm der Mittel- und Schwerpunkt der verschiedenen Characterbildungen; diese Characterbildungen aber sind Centralknoten und Knochen des werdenden Gedankens, also der Geschichte selbst; mithin hat Lavater die Nase als den Mittelpunkt der göttlichen Weltordnung gesetzt. Dahin konnte nur die Kühnheit eines deutschen Spekulanten gelangen. Lavater las in den menschlichen Gesichtern eben so gern wie wir Andern in Büchern; er las die Duodez- und die Quer- und Großfoliogesichter; kein Einband schreckte ihn; er blätterte in den Gesichtszügen und verblätterte sich häufig; er war der Champollion der Gesichtshieroglyphen, der als Spion in den Mienen herumhandthierte und das Bischen Geist und Capacität, was an Nase, Stirn und Augenbraunen, nach allen Revolutionen des äußern und innern Menschen, hängen bleibt, mühsam und gläubig heraustastete. War Lavater der Champollion der Gesichtszüge, so war Gall der Champollion des Hirnschädels, er trug die Lavatersche Physiognomik auf die Knochen an Vor- und Hinterkopf über, er tastete an dem erhabenen gediegenen Gewölbe, welches die Schatzkammer unsers Denkens und unserer Hirngespinste verwahrt, und meinte an seinen Vorsprüngen und Vertiefungen unsere Seelenkräfte und Fachsneigungen, wie etwa die zur Wollust, zum Diebstahl und Morde, herauszufühlen. Mesmer, ein anderer

wunderlicher Heiliger, war schon nationaler; er fußte in der Nationalleidenschaft der Deutschen, der Clairvoyance, er pflanzte die Sentimentalität in die Medicin, er nahm unsern Glauben an das Wirken geheimer Körperkräfte in Anspruch, welche die sich Hingebenden mit dem Glaubenfordernden in den genauesten Rapport setzen und das abdestillirte Fluidum, aus Körper und Geist gebraut, den thierischen Magnetismus, als Flug- und Kettenbrücke herüber- und hinüberschlagen; er lehrte uns, daß unser Körper noch ein drittes Auge, den Magen, besitze; wir waren erstaunt, aber wir glaubten; wir glaubten auch an die Heilandschaft der Krüdener, wir glauben im Wupperthale an die Unfehlbarkeit der Tractätlein, wir glauben an die an allen Ecken und Enden erscheinenden Wunderdoktoren und ihren Oberdoktor, den Schillingsfürsten, und im hellen Mittage unsers Jahrhunderts glaubt Kerner an seine Gespenster und Eschenmeyer an die protokollrichtige Wahrheit somnambulistischer Aussagen, Andere glauben an die Wirkungen homöopatischer Arzneitropfen, die bis ins Trillionenfache verdünnt werden, oder an Oertel's und Priesnitz Wasserkuren, Andere an den Athanasius, Andere an die evangelische Kirchenzeitung, Andere an die Wahrheiten des hellseherischen Berliner politischen Wochenblatts, und noch Andere halten dafür, daß in dem Glanze an Hoffesten das Glück des Volkes und in dem Jubelgeschrei des Pöbels das Wohlbefinden der Nation und eine allgemeine Stimmung zum Ausbruch komme. Wir haben die Bezeichnung: ein wunderlicher Heiliger! — und es ist wahr, diese Wunderlichkeiten haben etwas Heiliges und Rührendes, was sich nicht wohl antasten läßt. Bei den Ori-

entalen werden sogar die Narren und Wahnsinnigen für gottbegeisterte und verehrungswürdige Dämonen gehalten.

Diese heilige Wunderlichkeit und wunderliche Heiligkeit, ein deutsches Landesprodukt, ist auch für jene Gattung von Dichtern characteristisch, welche man unter dem Namen der romantischen Schule zusammenzufassen pflegt; denn es muß bei uns Alles schulmäßig classificirt werden und einen Namen haben. Welche günstigen Einflüsse diese Männer auf die Fortbildung der Literatur gehabt, wie sie die fremden Literaturen uns befreundet machten, den Riegel von noch unbekannten Schätzen der einheimischen Mährchenwelt lösten, eine neue Seite der Kritik herausbildeten u. s. f. ist hier zu entwickeln nicht meine Absicht. Populäre Elemente waren in dieser Richtung, aber sie wurden nicht hinlänglich populär verarbeitet. Es gehört eine ungemeine große gelehrte Bildung dazu, ihre Vorzüge zu verstehen, und ein äußerst feines poetisches Tastgefühl, ihre Schönheiten herauszufühlen. Sie war reich an Verirrungen und Mißformen, aber reicher noch an wirklich poetischen Genies, ja man kann sagen, daß es auf einem so geringen Raume Zeit wohl nie so viele, so durchaus dichterisch organisirte Menschen neben einander gegeben hat, als zu der Zeit, da diese Richtung in ihrer Blüthe stand. Unsere jetzige Periode kann sich in dieser Hinsicht mit jener der Tieck, Wackenroder, Schlegel, Novalis, Eichendorff, Fouqué, Achim von Arnim, Clemens Brentano, wie überhaupt der ersten Tieckianer und Schellingianer, gar nicht vergleichen; unsere dermalige Richtung bildete sich vielmehr fast im geraden Gegensatz zu jener aus und hat ihre Vorzüge auf einem ganz andern Terrain, als

dem der bloß poetischen Anschauung, in Anspruch zu nehmen. Die Romantiker sind durchweg liebenswürdige Menschen, meist Engel an Gemüth, wie sie von den altdeutschen Malern verbildlicht werden, besonders diejenigen, welche sich von der Ausübung der Kritik, die in Solger zu ihrem philosophischen Culminationspunkte gelangte, fern zu halten wußten. Aber diese poetischen Lämmer Gottes waren nicht für diese Welt, und unsere praktische Zeit, mit aller schuldigen Ehrfurcht vor ihren poetischen Offenbarungen, weiß nicht mehr recht, was mit ihnen anfangen. Und doch thut es so wohl, in den flüsternden und säuselnden Blumenhainen, die da sprechen und klingen, zur Lust auf und niederzuwandeln, und wer einmal mit Genuß faullenzen will, lese Eichendorff's Taugenichts, worin er die Poesie des Nichtsthuns und des die Füße baumeln Lassens aufgedeckt und die Faullenzerei im rosenrothen Lichte der Romantik verklärt hat.

Einmal war diese Richtung zu sehr in sich selbst verloren und zu einförmig; sie gestaltete nur im Nebel der Ahnungen, plastische Marmorbilder waren ihr versagt; sie begrenzte nichts, sie ließ Alles in einander verlaufen, es war an ihr Alles unendlich, ohne kolossal zu sein, denn zum Kolossalen gehört die Unterlage von etwas Materiellem, aber auch nur die Vorstellung von etwas Materiellem läßt sich den Gebilden dieser Richtung nicht unterschieben. Die Personen in ihren Romanzen, Novellen und Dramen handeln, beten, lieben wie im Traume, im Somnambulismus, höchstens wie von einem naiven Instinkte einer angeborenen geheimen Naturkraft getrieben. Daß sie Schiller nicht mochten, und daß Schiller sie überdauert hat, ist desto ehren-

voller für diesen; es findet bei Schiller eine Wesenheit, eine Begrenzung statt, deren Nothwendigkeit in ihr selbst liegt, wovon die romantischen Kunstjünger nichts wissen wollten. Diese Begrenzung fehlt Göthen nicht, ihm als Individuum gedacht am wenigsten; nichts ruht in den Gränzen der Schönheit inniger, wie seine Iphigenia, sein Tasso, plastische Werke, fein herausgearbeitet aus dem durchsichtigsten Marmor der Sprache; aber er übertrat das Gesetz künstlerischer Begrenzung im Faust, zwar mit genialem Selbstbewußtsein, aber er übertrat es, indem er die Form gleichsam verunendlichte. Ohne diese Unbegrenztheit wäre Göthe's Faust nicht Faust, nicht Göthe's Faust. Ihn zum Abschluß bringen zu wollen, wäre ein thörigter Gedanke. Wie im Bewußtsein der Modernen, ist überall noch Raum, eine Thatsache, eine Lebenserscheinung, eine Gefühlsoffenbarung einzupassen. Faust ist unendlich, wie der Gedanke, das Leben, die Liebe, die Reue, Verzweiflung, Strafe und Gnade. Was Göthe in seinem Alter als zweiten Theil angepaßt hat, war nur ein subjectives Belieben des Alters. Göthe's Faust konnte nur mit der Katastrophe des ersten Theiles abschließen; alles Uebrige liegt jenseit und bleibt der göttlichen Gnade überlassen, die nicht in das Gebiet der dramatischen Form zu ziehen ist. Die Wege der Gerechtigkeit Gottes, die sich im Himmel verlieren, sind nicht die Wege der poetischen Gerechtigkeit, die sich in der Welt der sinnlichen Erscheinungen offenbart. Göthes Faust zweiter Theil ist ein Werk für sich, wo Mephistopheles nicht mehr Mephistopheles, Faust nicht mehr Faust ist, die Willkühr hat ihn geschaffen, mithin hätte die Schöpfung, als eine der Willkühr, eine andere sein können,

als sie ist. Dieser zweite Theil ist, um Göthes Lieblingsausdruck zu brauchen, incommensurabel, eine Sphinx, welche die Räthsellöser in einen unermeßlichen Abgrund stürzt und nimmer einen glücklichen Oedipus finden wird.

Solcher Sphinxe hat die Gemeinschaft der Heiligen in der romantischen Schule viele erzeugt. Ihre Produkzionen sind unumfaßbar, fast wesenlos, ihr Vorzug ist die Glaubensinnigkeit und ein poetisches Fluidum, welches diese Gebilde durchströmt wie Ichor, der Göttersaft, nicht wie materielles Menschenblut. Ist es die Verwandtschaft der ursprünglichen Abstammung, welche wir mit den Indiern haben sollen, die auf uns rückwirkt und uns unter allen Völkern Europa's am geneigtesten macht, formlose Produkte zu erzeugen? Jakob Böhme und eine Unzahl in sich verlorener, nur den Nabel ihres eigenen Bewußtseins anstarrender Träumer sind in der That eine Gattung philosophischer Fakirs. Ich gedenke hier eines zu wenig gekannten dramatischen Gedichtes von Clemens Brentano „die Gründung Prags." Es ist ein unendlicher Speicher poetischen Stoffes; Situationen und Charactere sind großartig, aber man sieht nur das Mittelstück ihres Leibes aus dem Dunkel herausragen, die Füße verlieren sich im Nebel, das Haupt löst sich in einer wolkigen Masse auf, man sieht nirgends Anfang noch Ende, Handlungen sind da, aber nicht die Motive, überall ist etwas Rechtes und doch nicht das Rechte, die Sprache selbst ist gewaltig, aber sie rührt von keinen Wesen unserer Gattung her — Menschen sind es nicht, die hier reden, auch keine Götter, keines von beiden, aber beides zugleich, halb ausge-

gohrene Zwittergeschöpfe, Mammuthbildungen einer poetischen Urwelt.

Es ist, wie Dr. Reck in seinem ebenfalls unharmonischen, formlosen, doch zu Zeiten geistreichen Buche über Göthe und seine Widersacher bemerkt, etwas Unharmonisches, Hypochondrisches im deutschen Volke, ein Hang zum Abenteuerlichen, Nebelhaften, Formlosen, und wie er es treffend nennt, etwas Disparates, Trübes und Unendliches, mit einem Beisatze von Humor, Gemüthskindlichkeit, titanischem Aufstreben; wir haben, wie er sagt, kein Bedürfniß der Eleganz noch sonstiger Vollendung der Form (Woltmann's „Barbarei in der deutschen Literatur"); die Kunst lebt in uns nicht als Naturbedürfniß; wir erliegen dem Stoffe, der Masse; das Philisterthum ist für uns gar kein unbehaglicher Zustand. Bis dahin hat Reck die Deutschen treu und wahr gezeichnet; er mag auch nicht Unrecht haben, wenn er sagt, daß die Germanen an Verstand, mathematischer und logischer Kraft als Anlagen des ganzen Volkes genommen, nicht bloß den Hellenen, sondern überhaupt allen gebildeten Völkern nachständen; aber er muthet uns auch einen Mangel an spekulativem Sinne und an ungetrübter Naturauffassung zu. Ist doch selbst in der Masse die Spekulation vorhanden, wenn auch in verzerrter Form, in religiöser Hinsicht etwa in der Form des Mysticismus, der pietistischen Orthodoxie! Wie Sokrates einen Tag und eine Nacht lang gesenkten Hauptes stehen, um die Sonne zu erwarten und den jungen Tag anzubeten, ist uns wohl nicht gegeben; dafür ist unser Verhältniß zur Natur viel inniger, geistiger und sinniger als bei den Hellenen. Wenn irgend ein Volk ein unge-

trübtes Wald-, Natur- und Bergleben zu führen wußte, war es wohl das der Germanen. Wenn wir jetzt der Natur entfremdet worden, so liegt es wohl nicht an unserer ursprünglichen Gemüthsverfassung, sondern an der Verfassung der allgemeinen Dinge. Die Unnatur ist uns eingeimpft: daher jene Unbehilflichkeit, Trägheit, Gleichgültigkeit und Unbehaglichkeit. Wir sind von Hause aus kein Volk für Residenz- und Hofleben, wir sind ein Volk für die einfachsten Verhältnisse, gemacht, eingefriedigt zu sein in ein grünes Stillleben oder uns als Abenteurer in ritterliche Kreuz- und Querzüge zu zerschlagen. Nicht vegetabilischer Stoff und Wasser, wie Reck behauptet, sondern wirkliche Vegetation ist in unserm Grundwesen überwiegend. Die fahrenden Schüler, die wandernden Handwerksburschen — in dieser Form kennt sie nur Deutschland. Jetzt wiederholen Künstler, Studenten und Schriftsteller dasselbe Schauspiel. Führt uns um Gotteswillen nicht in die Salons, in die Werkstätte diplomatischer Betriebsamkeit, gebt uns die Luft frei, führt uns in Berg und Wald, wo unsere Sangeslust mit der Lerche zur Wette steigt und jubelt. Der Deutsche giebt sich selbst auf, wenn er die Natur und die Empfindung dafür aufgiebt. Weil er von Geburt besser ist als alles Volk, wird er schlechter als alles Volk, wenn man ihn einer raffinirten und diplomatisirenden Stellung anzwingt. Eine solche zweideutige Lage ist eine viel natürlichere Sphäre für unsere transrhenanischen Nachbarn, die dabei nicht schlecht, hoffärtig, abgeschlossen, einsam, mürrisch und boshaft werden, wie wir unter denselben Bedingungen. „Ist irgend etwas in der Welt,“ heißt es in den Memoiren des Freiherrn S—a,

„was die Deutschheit in uns ausreuten kann, so ist es das diplomatische Leben.“ Ich nehme hier das Wort diplomatisch in umfassenderer Beziehung auf den Character des modernen Lebens selbst.

Wir sind mit der Vegetation verwachsen, wir sind es gewesen, so lange der heiße Samum der Hofkultur, der sophistischen Diplomatie, der Zweifel, der politische Verdruß, die modernen aufreibenden Zustände das Grün des deutschen Lebens nicht an der Wurzel angriffen. Das frühere fortlaufende Mißgeschick, jetzt die Nothwendigkeit, kaufmännisch zu speculiren und überall zu balanciren, hat uns ein wenig demoralisirt, weil wir gezwungen wurden, unsern innern Kern der äußern Schale aufzuopfern und uns aus dem Pflanzenmark in Rinde und Bast zu verlieren. Als vegetative Menschen haben wir, wie Alles was der Vegetation verwachsen ist, etwas Stilllebiges, Dämmeriges und Träumerisches, in sich selbst sich Zurückziehendes, etwas Sinnpflanzenartiges, was bei unzarter Berührung äußerlichen Scheinlebens Blüthe und Blätter verlegen hängen läßt. Wir leben am liebsten mit geschlossenen Herzblättern, und tragen die Embleme der Passionsblume tief im Innern als unantastbares Allerheiligstes. Die romantische Schule hängt die linke Seite ihres träumenden Hauptes eben so nach der Vegetation, nach dem Blumen- und Waldleben, wie Alexander und Friedrich der Große nach der Flöte; sie war die schmerzenreiche und stillfreudige Kreuz- und Passionsblnme auf dem bunten Blumenplane unsere Poesie.

Es ist immer etwas an uns, was mit der Gegenwart auf dem Fuße der Unverträglichkeit und stillverlaufenden Feind-

schaft steht. Die Gegenwart ist dem Deutschen nur eine Einleitung für das, was kommen soll, wie die Vergangenheit nur eine Vorrede war für das, was ist. Wenn er arbeitet, scheint es ihm räthlicher zu genießen und wenn er genießt, räthlicher zu arbeiten. Er ist ein perpetuum mobile innerlicher Unruhe. Mit Recht heißt es irgendwo: „Das ist der deutsche Character: keine Ruhe, bis das Ersehnte erlangt ist, dann ewige Furcht, das Ersehnte zu verlieren. Die Deutschen denken immer auf zehn Jahre voraus und genießen deshalb die Gegenwart nur halb. Ich glaube, daß deutsche Weiber weinen können, wenn sie daran denken, daß ihr Säugling einst sterben muß." Daher des Deutschen elegische und sentimentale Stimmungen. Die romantische Richtung setzte sich über eine für Deutschland traurige, bange und niederdrückende Zeit hinweg; man verschloß das Ohr mit Gewalt den brausenden Stürmen der Weltgeschichte und fand sich unter Klostergeistlichen, altkatholischen Kirchen und Kirchengemälden, spanischen Assonanzen und italienischen Terzinen, Volksliedern und Volksmährchen weich und sicher gebettet. Wollte Heinse überall in der Kunst begehrtes und begehrliches Fleisch, üppige Form, reizendes Colorit, so begehrte der kunstliebhabende Klosterbruder abkasteites, rückgesunkenes, gedämpftes Fleisch, einen Abtödtungsprozeß der schönen Leidenschaft und der vollen Form, verzehrt von dem stillen Flämmchen katholischer Innerlichkeit, und statt der hüpfenden zu den Sinnen sprechenden Grazie die veilchenblauäugige, mit dünner Taille einhertrippelnde Naivetät der Altdeutschen. Aber selbst Heinse vermochte in seinem Ardinghello nicht, innerhalb der Erscheinungswelt zu bleiben,

er streifte selbst das Fleisch der Wirklichkeit von sich, und mit einer Naivetät, die fast Lächeln erregt, construirt er willkührlich einen Staat von seiner Theorie, den er als wirklich setzt, einen Staat, wo Alle gleichberechtigt sind und dessen Einrichtung einzig und allein auf das Vergnügen der Bürger und Bürgerinnen abzweckt; denn daß das Vergnügen zum Nutzen gereiche, ist Heinse's liebenswürdige und nicht zu widerlegende Meinung. Somit springt auch Heinse, als ein echter Deutscher, der nie bei der Sache bleiben kann, sehnsüchtig auf die Theorie ab, so daß vom Romane nichts Wirkliches übrig bleibt. Selbst Göthe, im Wilhelm Meister, verläßt zuletzt den Boden der Wirklichkeit und spielt mit mystischen Thürmen, Pergamenten, Gesellschaften und ähnlichen Dingen. Diese Lieblingsneigung läßt sich herunter bis auf Mundt verfolgen, der sich in seinen Novellen der Phantasterei ganz hingiebt. Es ist der Urtypus des deutschen Romans. Der „Simplicissimus" des 17. Jahrhunderts, jener gedrungene, naiv humoristische, vortreffliche Sittenroman voll überraschender neuer Situationen und Personalitäten, wühlt sich zuletzt in den Kern des Erdbodens und der Gnomenwelt hinein. Diese idealistische Richtung der Deutschen, welche beweist, daß sie eines besseren Zustandes würdig sind und die Mängel ihres vaterländischen Grundes und Bodens erkennen, spricht sich offen genug schon in der Insel Felsenburg aus, einem Roman, dessen Träger vor der drückenden deutschen Wirklichkeit sich auf die Flucht begeben haben.

Es ist uns als Rückstand jener romantischen Richtung, als ihr Aeußerstes ein eben so sonderbares als poetisches,

eben so närrisches als tiefsinniges Buch überkommen, ich meine den Briefwechsel eines Kindes mit Göthe. Bettina ist Clemens Brentano's Schwester und mindestens eben so extravagant und wunderlich als dieser. Mit Recht nennt sich Bettina ein Kind; ein verständiges Weib würde so nicht schreiben, so launisch, so läppisch, so eitel, so weinerlich, und doch wieder so dichterisch, treuherzig, hingebend, phantasievoll, originell. Wie beim Kinde wechselt Weinen und Lachen, Spiel und Ernst, Trotz und Nachgiebigkeit, Coquetterie und schlichte Naivetät. Das Buch war ganz dazu gemacht, in der literarischen Welt Aufsehn zu erregen. Die Hauptsache war: ein Weib schrieb es, das emancipirt genug war, ihre heimlichsten Gefühle drucken, ja in's Englische übersetzen zu lassen und sie vor aller Welt bloßzustellen. Dies Weib lebte außerdem in Berlin, wo eine Unzahl junger und alter Journalschreiber die zarte Taubenpost abgiebt, zu nichts fähig, als die Boten der Liebesbriefchen zu sein, welche von den angebeteten Personen an auswärtige Blätter und Blättchen zu bestellen sind. Außerdem ist Bettina die Wittwe des gleichbegabten Arnim, Schwester des Clemens, und Göthe der Gegenstand ihrer Verehrung, Göthe, dem zu Ehren man einmal in Berlin Lieder dichtete, deren bestes — in Nachahmung der olympischen Siegerpreise — mit einer goldnen Preisfeder gekrönt, und worauf ein solenner Schmaus abgehalten werden sollte! Außerdem kann man wohl sagen, es war lange nichts so Originelles geschaffen worden, als diese Schwelgereien und Orgien zartester Gefühle und inbrünstiger Liebe; diese Briefe sind kein Dichtwerk, aber ein dichterisches Werk, eine Art Produkzion, ein Gebilde der

gaukelnden Phantasie, und man weiß, daß man zur Zeit an eigenthümlichen Produkzionen nicht eben reich ist.

Eine merkwürdige Erscheinung! Rahel, die fulminante Denkerin, die moderne Delila, welchr ihre streitfertigen Aphorismen gegen die bestürzte Linie alter vertrockneter Vorurtheile schlachtmuthig führt, Charlotte Stieglitz mit ihrem rührenden Opfertode und ihren pikanten Tagebuchblättern, und diese Bettina — fast abnorme Erscheinungen, wenn man die bisher in Kraft gebliebenen Geschlechtsregeln gelten lassen will — überragen an Eigenthümlichkeit die Mehrzahl der Männer, welche in der Literatur die vom Herkules am Spinnrocken der lydischen Omphale gespielte und jämmerlich durchgeführte Rolle übernommen haben. Löwenfell und Keule, sammt dem Pantoffel giebt man den literarischen Frauen in die Hände, die sich ein Vergnügen daraus machen, uns mit der demüthigen Haube, wie die Frauen in Figaro's Hochzeit den Pagen Cherubin, auszuputzen.

Nur ist den Frauen Eins nicht gegeben und wird ihnen nie gegeben sein, die Gabe der Produkzion. Die Produkzion ist des Mannes. Den Frauen geht die Kraft ab, den Stoff zu überwältigen und seiner in allen Theilen so Herr zu werden, daß diese mit einander übereinstimmen; es fehlt ihnen der logische Verstand, die mathematisch berechnende Kraft, welche sich zugleich der Regel demüthig unterwirft und bei der trocknen Arbeit aushält, es fehlt ihnen das kritische Unterscheidungsvermögen, das sie nur durch Tact, Zartsinn und Geschmack zu ersetzen wissen. Produkzion setzt Activität voraus; eigentlich activ ist schon bei dem

Zeugungsacte nur der Mann und jede Produkzion ist aus einem Zeugungsact hervorgegangen. Das männliche Geschlecht macht in der Kindheit weibliche Bildungsstufen durch, die Stimme des Knaben ist Sopran, er erscheint in gewissen Jahren fast geschlechtslos, das Mädchen nie, das Weib ist daher immer einseitig, es begreift nur sich, nur seine Gefühle, es kann sich nicht aus sich verrücken, und wenn es einmal über die entferntern Kreise der Weltgeschichte reflectirt, so macht das Weib sich selbst zum Mittelpunkt. Des Weibes Gefühl ist, in Liebe und Haß, so innig, so tief, so sich selbst durchdringend, sich selbst verschlingend und sich in sich selbst versenkend, daß ihm nichts gleich kommt; aber der Mann ist wenigstens im Stande, diese Empfindungen des Weibes innigst zu begreifen, nachzufühlen und künstlerisch darzustellen, weil er körperlich und geistig weibliche Bildungsmomente durchlebt hat; ohne das Ineinanderspielen weiblicher und männlicher Elemente kann ein wahrhafter Dichter gar nicht gedacht werden. Der zarte Denker und glänzende Stylist Wienbarg ist auf ein ähnliches Resultat gekommen; wenn er aber den Roman im weitesten Umfange den Weibern anheimgegeben wissen will, so ist er in einem liebenswürdigen und galanten Irrthum befangen. Schon Kühne hat ihm nachgewiesen, daß der historische Roman dem Manne gehöre. Die Historie liegt nicht in der gemäßigten Zone weiblicher Begriffe, sie liegt zugleich zwischen den Wendekreisen des Steinbocks und Krebses, unter der Mittagslinie, und an beiden Polen zugleich, Gegenden, wo die zarte Natur des Weibes auf die Länge nicht dauern mag.

Ich liebe in Bettinen das Kind, das naive, unbefan-

gene, keck anschauende, das im muthigen Sprunge der Empfindung nicht darauf Acht hat, ob es zu Falle kommt, ich liebe im Kinde die Jungfrau Bettina, die glühende, übermüthig sprudelnde, trotzköpfige, die ursprüngliche und neckische süddeutsche Natur. Aber ich hasse ihre fast frevelhaft weichliche und wieder bacchantisch trunkene verliebte Raserei, nicht um ihrer selbst, als der Eindrücke willen, die sie auf den Leser hervorbringt, und so anmuthig in meisterhaft leidenschaftlicher Schilderung ihr Verhältniß zu Göthe und ihre Freundschaft für die unglückliche Günderode erscheinen müßte, wäre das Alles als Fiction, als ein Stück aus einem Romane gegeben, so widerlich werden diese Situationen in der bloßgegebenen Nacktheit ihrer süßlichen Verliebtheit und Ueberschwänglichkeit, wenn man sie als wirklich dagewesene Lebenslagen sich vorstellen soll, als die sie gegeben sind. Welch eine Zeit, welch ein Volk, vor welchem sich Bettina selbst ein glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen nennt, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen! So ein coquettes, eitel süßes, aus dem Alter heraus die eigene Jugend beliebäugelndes Spiel zu treiben vor einer ernsthaften Nation, die eine Geschichte von achtzehnhundert Jahren und so viele blutige Striemen und Narben auf Brust und Nacken aufzuweisen hat! Dann der Kuß, den sie von Herder empfängt, und die Ohrfeige, die sie ihm zutheilt! und wie sie unter Göthe's Armen vor Liebe zittert! und wie sie sich der Günderode aufs Knie setzt und ihr zum ersten Mal — als handle es sich hier um ein Liebesgeständniß — einen Kuß auf den Mund drückt, und sie bittet, daß sie sich ihrer erbarme und ihr das

Kleid aufreißt und die Günderode auf den bloßen Busen küßt — ich muß hier in dem weichlichen von der Verfasserin angewandten Und=Style schreiben, der auch häufig bei Heine eine so süßliche Wirkung macht — welche Prostitution der Herzensgefühle an sich selber ausgeübt von einem Weibe auf offenem literarischen Markte! Man wird fast an die Brautfeier der Messalina mit ihrem Günstlinge erinnert, die auch vor allem Volke geschehen ist. Aber diese Weise literarischer Prostitution ist etwas sehr alltägliches geworden; von den eleusynischen Geheimnissen in der Menschenbrust ist der Schleier weggerissen, man giebt sie preis und opfert sie und sich dem geprickelten Publikum. Mir wird unheimlich, wenn Bettina so im Gefühle schwelgt. Ueberall sehe ich das Ich, das liebe Ich gehätschelt, das Kindes=Ich! Das moderne Ich der König, sagt Balzac, beginnt unter dem Baldachin des Thrones und endigt unter dem zerissensten Wammse — aber es herrscht auch, wie wir sehen, unter dem Weiber= und Kinderröckchen!

Die Zeit ist krank, wo Bettina so empfinden und ihre Empfindungen so aussprechen konnte, wie sie gethan hat; aber noch kränker ist die Zeit, wo sie wagen durfte, vor gesetzten Nationen, wie die deutsche und englische, ihre Gefühle in der Krambude ihres Buches offen auszubieten. Und doch war wenige Jahre vorher über Könige und Fürsten und das Schicksal ganzer Reiche und Ideenrichtungen zu Gericht gesessen worden! — Die Frauen fühlten, daß ihr Innigstes, Heiligstes und Heimlichstes hier prostituirt sei; aber die Männer waren ganz außer sich! Man schrieb Betrachtungen über Bettina, man stellte sie in einem Drama

unter dem Bilde der Semiramis dar, so daß Göthe nichts geringeres war, als der fabelhafte König Ninus; und ein Poet brachte Bettina's Correspondenzgefühle in Verse, wohl und übel gereimt, wie ihn gerade der Gott, nicht der Poesie, sondern der Bettina'schen Gefühlsschwelgerei antrieb! — Warum verarbeitete Bettina nicht ihre Lebens-, Liebes- und Gefühlsangelegenheiten in einem Romane? Er hätte vortrefflich werden müssen. Die Kunstform hätte den zu starken Auftrag gemildert und ihr Ich in die gebührenden Schranken zurückgewiesen; zuletzt würde diese hypergeniale Leidenschaft in der objectiven Darstellung eines Romans nur wie eine Ironie auf sich selbst erschienen sein!

So haben wir an Bettina ein Beispiel, wie sich die Ueberschwänglichkeiten und Inbrünstigkeiten der Romantiker incarnirt und ein Leben seiner ganzen Länge nach ausgefüllt haben! Es ist merkwürdig, aber es ist so: in der Zeit, wo wir der tyrtäischen Schlachtfurie in der Poesie bedurft hätten, versenkte man sich in das stillgemüthliche, stehende Wasser des Kunstgenusses, der Mystik, der Gefühlsinnerlichkeit. Man drängte sich in sich selbst zurück. Schelling bemächtigte sich der Natur; nur der starkmüthige Fichte, dessen in weniger Worte Kern zusammengedrängte Unsterblichkeitslehre „ich werde immer wissen, daß ich bin“ eben so stolz, als die einzig richtige und zugleich überzeugendste ist, beschäftigte sich mit dem geschichtlichen Ich und hielt seine heroischen Reden an die deutsche Nation, die seines Feuers bedurfte. Als der Krieg losbrach, der uns von der Fremdherrschaft befreien sollte, und in dessen Verlaufe Görres durch sein mächtiges Wort eine kriegführende Macht wurde, tauchten die patrioti-

schen Sänger auf, unter denen Körner schon um deswillen als der vorzüglichste, als der Nationalsänger dasteht, weil er die Aechtheit seiner Lieder mit dem Siegel seines kostbaren jugendlichen Blutes gestempelt hat. In Max Schenkendorf klang die Weichheit der romantischen Schule noch an; F. G. Wetzel und Arndt, welche beide so frische, kernhafte, naturkräftige Lieder zu dichten wußten, schwangen in ihren eigentlichen Kriegsgesängen nicht selten den Tomahawk eines Wilden, ohne irgend die Achtung und das nur menschliche Mitleiden einem tapfern Feinde zu zollen, der so Großes gethan, so unendlich Bitteres erduldet, so ungeheure Schicksale erfahren hatte. Mit gräßlichen Gebärden führten diese und Gleichgesinnte ihren kannibalischen Tanz um ihre Opfer auf, indem sie nicht bloß in ihren Liedern sie kalt würgten, sondern vorher noch verhöhnten, und ihnen ins Gesicht spieen. Das sollte Volksthümlichkeit und deutsche Kraft darstellen. „Schlachtet sie kalt, mordet sie kalt, stoßt sie mit Lachen darnieder!" — lautet der Schluß eines Kriegsliedes, welches ein barbarischer Lieutenant von damals den Franzosen nachgedonnert hat. Ein wunderliches Volk, die Deutschen! Roh oder weich bis zum Uebermaß, unanständig in den Ausbrüchen ihres Zorns, unanständig in ihrer Liebe und Gemüthlichkeit, unanständig in ihrem Glauben wie in ihrem Zweifel! — Freimund Raimar selbst hielt sich von dieser Maßlosigkeit des Kannibalismus nicht frei; man lese sein Lied auf die Schlacht an der Katzbach; nur seine geharnischten Sonette haben Kunstmaß und poetischen Zorn; in andern Liedern ist der Volkston gemacht und gewaltsam nachgekünstelt. Erst

als Rückert wurde Freimund Raimar der große Lyriker, den wir jetzt an ihm besitzen.

Die Deutschen zeigten abermals, wie unmöglich es ihnen ist, bei der Sache zu bleiben und in der Gegenwart festzuwurzeln. Unsere Dichter von damals identificirten die Helden des Befreiungskrieges mit den Recken des Nordens und den Helden des Mittelalters. Man glaubte, in Taschenbüchern sogar Feuerstoff für den Patriotismus liefern zu müssen und beschwor die Minne und den Heldenmuth der deutschen Ritterzeit und trug beiden das Kreuz in feierlicher Prozession voran. Das war die Zeit des Frauentaschenbuchs, in dem sich die Blüthe der dichterischen Schriftstellerschaft, meist distinguirte Personen, Herren vom Adel, Freiherrn und Grafen, dem Publikum vorführte. Aber die gute deutsche Sentimentalität saß diesen minnigen, religiösen und turnirfähigen Romanciers, die sich Fouqué's Motto „Liebe und Ehre" zu Herzen genommen hatten, hart auf dem Nacken; es geschah in ihren Novellen viel Unglück, und es hätte noch viel mehr Unglück geschehen können, wenn nicht das Taschenbuchpublikum auch je zuweilen einen günstigen und lustigen Ausgang begehrt hätte, eine Geschmackslaune, die doch auch zu berücksichtigen war. Keuschheit und Reinheit des Herzens, nicht des Geschmacks, zeichnete diese Richtung aus; aber einem gesunden Magen konnte diese weichliche Speise, trotz Liebe, Religion und Ehre, auf die Dauer nicht zusagen.

# Siebentes Buch.

Im Ganzen war, gleich nach dem Befreiungskriege und trotz dem Wiener Congresse, der das Territorialsystem der modernen Politik hauptsächlich im Auge behielt, ein munteres Leben in Deutschland. Die gebliebenen Helden prangten auf den Erinnerungstafeln in den Kirchen, die verstümmelten trugen eiserne Kreuze und wurden auch sonst wohl durch Anstellungen möglichst bedacht; die gesunden kehrten munter zurück, voll Lebenslust und Beimischungen französischer Heiterkeit; man hatte gegenseitig viel zu erzählen, und viele Heirathen zwischen den deutschen Heldenmädchen und Heldenjünglingen gingen vor sich; die Männer drängten sich unter den Czako und die Mädchen unter die Haube; die Schuljugend war kriegslustig, die Studenten bildeten unter ihrem General-Quartiermeister Jahn eine altdeutsche Genossenschaft, trugen Barette, kurze Röckchen und ihre Haare so lang als Gott der Herr sie wachsen ließ, sogar die Jungfrauen gingen hier und da in altdeutscher Tracht; das wunderliche deutsche Volk glaubte durch all dergleichen Apparate die schöne Zeit der Altdeutschen — man wußte nur nicht recht, aus welchem Jahrhundert — zurückgeführt zu haben

und fühlte sich in dieser phantastischen Träumerei innnigst befriedigt. Es war damals eine so poetische Zeit, wie wir lange nicht gehabt haben. Die Jugend, die recht wohl wußte, wie auf ihre Herzen und Arme die Hoffnung des Vaterlandes gesetzt werde, fühlte sich altkräftig, und die grauen ehrwürdigen Häupter fühlten sich jung. Dazu hatten Gymnasien und Universitäten ihre Turnstätten, und wenn bei diesen Uebungen auch kein griechisches Schönheitsgesetz obwaltete, so machte doch dies Laufen und Springen, Klettern und Ringen, dies Verdrehen der Glieder auf Barren und Recken vielen Spaß; was man früher nur in den Freistunden heimlich betrieben hatte, wurde jetzt vor Lehrern und Predigern und zuschauendem Volke ausgeübt, war privilegirt und stand im Lectionsplane der Unterrichtsgegenstände obenan; der gute Cicero war fortan ein Bagatell und der langweilige Horaz eine Zugabe zu den gymnastischen Uebungen. Dazu loderten an jedem achtzehnten October die Erinnerungsfeuer der Leipziger Schlacht von den Hügeln, wo es deren gab, sonst begnügte man sich, wie es eben ging, mit der Ebene. In der Perspective ruhte die Aussicht auf eine Volksvertretung; aber mit dieser Aussicht, die überhaupt sehr problematisch war, begnügte man sich nicht; die jungen Köpfe waren einmal in Feuer, man wollte aus Deutschland was Rechts machen, man wußte nur nicht was? Man wußte nur so viel, daß diese Vielherrschaft untauglich sei; die einen wollten einen mittelalterlichen Kaiser mit Bart, Pickelhaube und Schlitzkrause, die andern eine Republik, so daß aus Bückeburg etwa ein Staat wie New-York, aus Siegmaringen ein Staat wie Ohio und aus

Frankfurt der Sitz des deutschen General=Congresses gemacht werden sollte.

Bis auf diese Uneinigkeit über die Staatsform war man über die Zukunft Deutschlands eins geworden, als in dieser Zeit der Träumerei und des Donquixotismus ein schwärmerischer Jüngling plötzlich mit einer von ihm verübten blutigen That ein grelles Licht über die Gemüthslage der Jugend verbreitete. Der excentrische Sand übte an Kotzebue eine Kritik seines literarischen Treibens und Lebens aus, wie sie an einem Comödienschreiber nie schrecklicher verübt worden ist. Hiermit war Teutonia nach seiner unglücklichen Meinung frei, aber im Gegentheil — jetzt erst begann die Zeit des Argwohns, des Verdachts, der Untersuchungen, eine Zeit, welche freilich die hochverrätherischen, aber wie man glauben darf, wenig gefährlichen Elemente im weiten Umkreise des deutschen Landes erstickte, aber zugleich mit diesen chimärischen Plänen, an deren Gelingen bei der ruhigen verständigen Gemüthsart der Deutschen gar nicht zu denken war, zumal, da sich die Weltgeschichte in ihrem consequenten Gange nichts vorweg nehmen läßt, den Muth, die Gemüthsheitre der Jugend tilgte, den Enthusiasmus für die Befreiungskriege dämpfte und bei einem großen Theile der Nation jener Apathie den Zugang gestattete, zu welcher wir nur allzusehr geneigt sind. In solchem apathischen Zustande wird uns der Kreis allgemeiner Ideen verringert und unser geschichtlicher Sinn auf den kleinsten Punkt zusammengedrängt, auf jenen häuslichen Punkt, wo unsere liebste Ehehälfte näht oder strickt, unser Tisch, Bücherspind und Bett verträglich neben einander stehen und höchstens eine

Frau Nachbarin verstohlen durch das Fenster lugt, neugierig, was für biographische Momente innerhalb unserer vier Pfähle an uns zu entdecken sind.

Den Character, den die deutsche mit diesen ziemlich ereignißlosen Jahren mitlaufende Literatur annahm, können wir mit wenigen Strichen bezeichnen.

Die Karlsbader Beschlüsse beschnitten der trotzigen Jugend die Flügel, die sie nicht bloß dazu anwandte, sich in die blaue allgemeine Luft idealistischer Träumerei zu erheben, sondern wie eine Bruthenne die jungen fast noch unbefiederten Nestlinge politischer Tendenzen darunter warm zu halten. Da nun der Jugend die Flügel so kurz beschnitten waren, so mußte sie sich in das Erbsenfeld der gemeinnützigen Spießbürgerlichkeit herablassen, und selbst da gab es noch viele Vogelscheuchen, von denen sie erschreckt wurde. Die geselligen Verhältnisse verloren allmälig wieder ihre Frische und phantastische, seelenvolle Munterkeit, und es ist wohl zu sagen, daß sie sich allmälig wieder in Formen gekleidet haben, wie sie so äußerlich, steif, trocken und gemüthlos kaum zu irgend einer Zeit gewesen sind. Am politischen Horizonte wurde großer Rasttag ausgeschrieben; es war damals die Sabbathruhe, der siebente Tag der Herren, welche die gegenwärtige politische Welt geschaffen haben. Die Unabhängigkeitskriege der südamerikanischen Staaten und der Freiheitskrieg der Griechen, waren in einer langen Reihe von Jahren die einzigen Momente von hervortretender Bedeutung, welche die Theilnahme der Christenheit in Anspruch nahmen. Die revolutionären Bewegungen in Neapel, Sardinien und Spanien endeten wie Possenspiele, wie Maskeraden, wobei der

Bajazzo, der persifflirende Gottseibeiuns der Weltgeschichte, mit Pritsche und Schellenkappe thätig war. Dem aufmerksamen Beobachter, der das Uhrwerk der innern Geschichte der Staaten, besonders Frankreichs, genau zu beobachten verstand, konnte indeß nicht entgehen, daß die Weltgeschichte ein neues Kleid anzuziehen im Begriff stehe, indem sie heimlich Ideen, Prinzipien und Meinungen an die Stelle der Thatsachen setzte. Hierzu kamen manche überraschende Katastrophen, wie etwa die Vereinsschlacht bei Navarin, die ein Beispiel von der Möglichkeit eines Krieges giebt, welcher auf einen Schlag entschieden wird, ohne erklärt worden zu sein. Das Improvisiren in der Weltgeschichte nahm seinen Anfang; die Seeschlacht von Navarin war eine Art Handstreich, wie wir deren späterhin noch mehrere erlebt haben. Frankreich blieb der thätige Nerv der weltgeschichtlichen Dinge; selbst das legitime bourbonische Frankreich konnte sich nicht entschlagen, gegen die Barbarei anzukämpfen, wie in Griechenland gegen die Herrschaft der Aegypter, an der Nordküste Afrikas gegen die Faustrechthaberei der Raubstaaten. Aber der wohl gelungene Handstreich gegen Algier ist dem legitimen Stamme der Bourbonen nicht zu gut gekommen; die Linie Orleans übernahm die Erbschaft und läßt sich ihre Testamentvollstreckung Geld, Schweiß und Blut kosten, um eine offene Wunde am Körper Frankreichs zu haben, wohin das böse Blut, welches das Gouvernement sich selbst macht und was ihm gemacht wird, abgeleitet werden kann.

So fabelhaft öde die Politik und die Gesellschaft sich im Ganzen gestalteten, so fabelhaft öde gestaltete sich auch

die Literatur, zumal in Deutschland. In der wilden Thierbude der Journalistik machte Kotzebue eine Zeit lang durch sein literarisches Wochenblatt Aufsehen. Das Journal bestand in sehr flüchtigen Auszügen aus allerlei Büchern, in denen der Redacteur geblättert, und aus Randglossen und Seitenbemerkungen, die er entweder zur Widerlegung oder zur Bekräftigung hinzugefügt hatte. Selbst auf die Sprache verwandte Kotzebue nicht die geringste Mühe und Alles daran war hausbacken, Gesinnung sowohl als Darstellung. Jede nur einigermaßen neue Richtung wurde darin bekämpft, die Romantik Fouqué's, die Kritik der Schlegel, vor Allem jedoch das Turnerthum. Allerdings vergaß Kotzebue über Rußland, wo er das merkwürdigste Jahr seines Lebens verlebt hatte, sein deutsches Vaterland; die Russen, meinte er, sängen am meisten, folglich wären sie das glücklichste Volk; die Leibeigenschaft mithin als natürlichster Zustand für den Landmann gerechtfertigt. Das Verdienst der Deutschen um und in den Befreiungskriegen zu schmälern, und wo es ihm möglich war, das der Russen hervorzuheben, war auch eine alle Deutsche verletzende Sucht des Staatsraths, deren Motive sich sehr wohl erklären lassen. Jahn, Passow, Wadzeck, Oken, die studentische Jugend wütheten gegen Kotzebue; erst warf man ihm die Fenster ein, dann verbrannte man mehrere seiner Schriften bei der Wartburgsfeier, die ein eben so seltsamer Streich war und eben so viel verdarb, als später das Hambacher Fest; endlich warf sich ein junger Turner, ein entbrannter Teutone, zum Vollstrecker des Urtheils auf, indem er überzeugt war, Kotzebue verrathe durch geheime Berichte die junge deutsche Freiheit an das

Kabinet von St. Petersburg. Eine abgesonderte Blutthat, an einem im Ganzen unbedeutenden Manne wie Kotzebue verübt, kann auf Zustände keine Wirkung haben und streift als verfehlter Handstreich bei dem beabsichtigten Zwecke vorbei. Sand's That war nicht bloß ein Frevel, sondern auch eine Thorheit. Doch bleibt uns die That und die Gemüthsbewegung, die sie in den verschiedensten Kreisen hervorrief, wichtig, als Ausdruck der damals herrschenden Stimmung. Man bedauerte fast den Mörder mehr, als den Gemordeten; man verkaufte auf den Jahrmärkten Sand's Bildniß, mit betreffenden rührenden Verseleien; man identificirte ihn mit Theodor Körner; Frauen und Gymnasiasten begeisterten sich für ihn, und ein berühmter Theologe in Berlin schrieb an Sand's Mutter einen Brief, worin er ihr zu solch einem Sohne Glück wünschte. Kotzebue hatte in seinen laxeren Comödien oft genug dem deutschen Zartgefühle und in seinem Journale dem deutschen Unabhängigkeitsgefühle Hohn gesprochen, als daß er bei seinem schrecklichen Ende auf wirkliche Sympathie des Volks hätte Anspruch machen können.

Mischte sich Kotzebue auf eine offenbar gemeine Weise in die Politik und politische Intriguen, so hat nach ihm Müllner einen literarischen Escamoteur und Intriguanten gespielt, wie ihn nur Deutschland und auch Deutschland nur in Müllner aufzuweisen hat. Gemeinheit giebts auch jetzt in reichlicher Fülle, aber sie trägt sich offen zur Schau und hat den literarischen Nimbus und die übrigen glänzenden Eigenschaften nicht, durch welche Müllner sich auszeichnete. Zanksucht, Unverschämtheit und Vergötterung seiner selbst bezeichnen Müllner's journalistische Laufbahn.

An diesen beiden Männern, Müllner und Kotzebue, als Wortführer der Kritik, hat man ein Beispiel, wie die Journalistik damals betrieben wurde und was sich das deutsche Volk gefallen läßt, ehe ihm die blöden und blinden Augen aufgehen. Vor ein ehrliches kritisches Volks-Tribunal ladet man Keinen, man wartet, bis sich ein improvisirter Nachrichter findet, der den Todesstreich auf eigene Hand begeht, oder bis der literarische Verbrecher nicht ein noch aus mehr weiß, in der Verzweiflung vor allem Volke in den Stricken seiner Lüge sich aufhängt und den Lebensathem verliert auf dem Wege der Selbsttödtung, bis er den Duft der Fäulniß, in die er übergeht, an sich selbst wittert und in der Furcht, daß auch Andere ihn wittern möchten, seiner öffentlichen Laufbahn selbst entsagt und vom Ertrage seiner literarischen Sünden ein einsames Leben in dem schönen Bunde mit Wäscherin und Aufwärterin zu Tode fristet.

Damit der Leser es weiß: wir befinden uns jetzt auf dem Tanzboden der Zeit, wo die Taschenbuchmacher und der seelige Clauren — von dem ich recht wohl weiß, daß er noch halbewege von dem pecuniären Erfolge seines jetzt verstorbenen Ruhmes existirt — den Reigen der Literatur anführten. Die baare, nackte und frevelhafteste Mittelmäßigkeit hatte mit ihrem Fett- und Wasserbauche auf dem Lotterbett der schönen Literatur und den Dielen der Bühne Platz genommen. Da dehnte sie sich und blinzelte mit den Augen und fertigte aus dem allerweichsten Wachs der Sprache kleine zärtliche Figuren mit küßlichen Lippen und sammetnen Wangen, zierlichen Wädchen und angenehmen Beinchen, die bis zum Strumpfband zu sehen waren, denn das Mimili-Röck-

chen war doch gar zu kurz, und vom Busen wegen des ausgeschnittenen Mieders manches Menschliche zu sehen, und was so nett wächsern gedreht war, bestrich dann dieselbe Mittelmäßigkeit mit dem Speichel einer krankhaften Phantasie und bunten mit schädlichen Stoffen versetzten Schminkfarben. Da kam denn so ein Spielwaarenhändler, kaufte sich die zierlichen Dinger, bezog damit den Markt der Literatur und schlug seine Bude auf, Taschenbuch oder Almanach oder Taschenkalender oder Tulpen, Rosen, Nelken, Amaranthen, Vergißnichtmein genannt. Die Mittelmäßigkeit aber übt auf die mittelmäßige Menge eine große Gewalt aus, wenn nicht eine schwere Noth der Zeit, oder eine Zeit der schweren Noth vorhanden ist und die Weltgeschichte durch laute Mahnungen nicht zum Ernst und zur männlichen Würde auffordert.

Alles nahm eine Taschenbuchnatur an und die Form der Novelle wurde übermächtig. Tieck erweiterte ihren Wirkungskreis und gab ihr die Anwartschaft auf das Amt, Kunst- und Literaturfragen abzuhandeln. Seine Novellen sind kleine Meisterstücke in ihrer Art, aber so wenig wie Miniatur-Statuen dazu geeignet, zu imponiren und im Pantheon unserer Literatur eine maßgebende, überragende Rolle zu spielen. Sie verhalten sich zum Romane wie das Lied zum Epos und Drama, nur mit dem Unterschiede, daß das Lied viel selbstständiger dasteht, als die Novelle, die mehr eine erweiterte Anekdote, die Erzählung einer einzelnen Begebenheit ist, oder ein auf seine einfachsten Ein- und Ausgänge reducirter Roman. Dies fühlte Cervantes wohl, der seine Novellen, ihres geringen Umfanges wegen, als Episoden in

seinen Don Quixote eingeflochten hat, obgleich man freilich zugeben muß, daß die Tieck'sche Novelle an geistigem Inhalt zu hoch angewachsen, ja fast eine ganz andere Gattung ist, als daß sie nicht eine Vergleichung mit den in ihrer Art wieder viel liebenswürdigeren und poetischeren Novellen des Cervantes übel nehmen sollte. Jedenfalls spiegelt sich in dieser Gattung der Novelle die Schwächlichkeit einer Literaturperiode ab, welche darüber ganz außer sich gerieth, daß sie es, ohne ein Epos, ein Drama, ja nur einen Roman von mustergültigem Werth und eine Lücke in der Nationalliteratur ausfüllendem Inhalte erzeugt zu haben, bis zu dieser kleinen Hügelformation von meisterlich geschriebenen Dichter- und Künstlernovellen gebracht hatte.

Die schöne Literatur zerschlug sich damals auf eine fast furchtbare, ihre nationale Bedeutung ernstlich bedrohende Weise in bloße Unterhaltungsschriften, große und kleine Romane, Novellen und Novelletten. Selbst Tieck und Hoffmann flüchteten sich in die Taschenbücher. Die Journale waren von diesem Genre des bloß Romanhaften und Unterhaltenden überfüllt. Einer ahmte immer dem Andern nach. Nur Hoffmann trat als eine markirte Erscheinung aus dieser allgemeinen Familienähnlichkeit heraus. Er blieb, wie er von Hause aus war, fix und fertig in seiner phantastischen, musikalisch enthusiasmirten, fratzenhaft bizarren Natur, und nur in den wenigsten seiner kleinen Erzählungen brachte er es zu einer Art Kunstform. Diese Erzählungen haben aber auch dann eine Fülle von lebenshaltigem Stoffe. In seinen Mähren, Nacht- ud Phantasiegemälden wimmelt es von Sandmännern, dämonischen Gestalten, zerrissenen

Zerrbildern von Characteren und den cartesianischen Teufelchen eines ergrimmten, höhnenden Humors. Hoffmann, diese in ihrer Wunderlichkeit echt deutsche Erscheinung, bildete sich in dieser Absonderlichkeit auf dem Wege des Mißbehagens aus, das er an der spießbürgerlichen Organisation der modernen Menschheit empfand. Mit seinem reinen Enthusiasmus sah er sich vereinzelt stehen, und aus Trotz schleuderte er die Hohnbilder seiner wüsten Elementar- und Nachtgeister ballenweise an die eiserne Stirn der entherzten gemeinen Wirklichkeit. Diesen oppositionären Charakter aus Hoffmann's Schriften herauszulesen, war den Wenigsten möglich; Alles las ihn des Vergnügens und der Verdauung wegen; Niemand bedauerte ihn, Niemand ahnte die thränenwerthe Kluft, die zwischen dem enthusiasmirten Schriftsteller und dem ausgetrockneten Leser oder der gemüthlichen Leserin lag, die sich doch auch einmal „grauen" wollten.

Hoffmann war kein aristokratischer Schriftsteller, während sonst vornehme Blässe für diesen Literaturabschnitt bezeichnend ist. Die Nachahmungssucht tilgte jede Eigenthümlichkeit und erstickte mit Häckerling und Bohnenstroh das Feuer der Originalität. Man arbeitete besonders nach Walter Scott'schem Muster; die Literaturen aller Völker wurden eine thätige Fabrikstätte, ein Manchester und (Er-) Barmen-Elberfeld der Romanfabrikation. So ein Nachahmer war van der Velde, der novellistische Herrgott der Abendzeitung. Selbst Hauff, dessen phantasie- und poesiereiche Abenteuer im Bremischen Rathskeller eine orginelle Erfindungskraft bezeugten, stürzte sich an der Hand Walter Scott's in die mittelalterlichen Zustände Alt-Würtem-

bergs. In Frankreich setzte man dem edlen Körper der Scott'schen Romantik scheußliche Glieder an, wodurch zwar die Mattigkeit der deutschen Nachahmer vermieden, aber auch eine Mißform erzeugt wurde, welche dem gesunden Geschmacke geradeswegs zuwiderlief. Selbst in Italien, das zu einer ganz andern Literatur berufen scheint, hatte man Manzoni und in zweiter Abstammung Grossi als Walter-Scottisten. Das weite Flachland Europa's, die sarmatische Ostscheide, pflegt diese Romantik jetzt noch fast mit ausschließlicher Liebe, denn das leibeigene Verhältniß der Slaven erfordert ein unbedingtes Anschließen an den gebietenden Grundherrn. In England wurde der Scott'sche Roman national; er bildet hier eine wirkliche Schule, eine Literatur für sich; er sagte dem practischen Verstande der Briten und ihrer Fähigkeit zu lebenswahren Characterschilderungen und naturgetreuer Situationsmalerei besonders zu.

Von jetzt an datirt in Deutschland die Periode des Detailgeschäftes, die Abhängigkeitsliteratur, der kleinlichen Eitelkeit, der Zank- und Ränkesucht, der Lüge, Tünche und Vornehmheit. Die welche die schöne Literatur machten, waren meist alt oder alterten schnell. Für die Darlegung wissenschaftlicher Resultate kann ein graues Haupt, ein ergrauter Sinn ganz wohl sich eignen, aber für den Anbau der Poesie fordern wir volle Schnellkraft des Geistes, energische Phantasie, Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes selbst, die nur durch Umgang mit ihm und Herablassung zu ihm zu erringen ist, Jugendmuth und edlen Trotz gegen die Schlechtigkeiten der realen Wirklichkeit, vor allem Entschiedenheit des Characters. Diese Eigenschaften und andere

aus ihnen sich ergebende schließen die männliche Reife nicht aus, noch sind sie bloß Eigenschaften junger Leute, eben so wenig wie die entgegengesetzten Eigenschaften bloß Eigenschaften der grauhaarigen alten Häuser sind. Aber in der Periode, von der wir sprechen, war viel Altklugheit vorhanden, viel Steifheit und aristokratischer Sinn, selbst unter den jungen Leuten. Die vielen edelmännischen Personen, Diplomaten und Betitelten, die, ehe sie produzirten, gerade das Gegentheil von literarischen Produzenten waren, und sich in immer dichteren Massen zur Literatur hinzudrängten, zogen diese in eine vornehme Sphäre, in die sie, nach kurzer demokratischer Zwischenherrschaft, jetzt abermals und zwar mehr als je zu gerathen droht. Diese Herren Aristokraten und Edelleute jedoch, welche meist aus purer Eitelkeit, Liebhaberei oder zur Ausfüllung müßiger Stunden an dem Anbau der Literatur Theil nehmen, haben uns bis jetzt im Verhältniß zu ihrer Anzahl wenig Segen gebracht und wenig dauerhafte Produkte geliefert. Die plebejischen Genies, die sich anfangs auf Seiten der Opposition halten und lieber derb und stark, als delikat und vornehm sein wollen, haben bisher die Literatur noch mit den glänzendsten Produkten bedacht. Göthe und Schiller waren im Beginn ihrer dichterischen Laufbahn Plebejer solchen Gelichters, wie ich sie im Sinn habe. Die Eleganz, die Ausglättung finden ihre Zeit, aber der Gährungsprozeß muß vorangegangen sein, man muß die poetischen Flegeljahre mit vollster Hingebung durchlebt, der deutsche Bursche sich ausgetummelt haben.

Die schlechten verderblichen Elemente, die noch jetzt im Sumpfgrunde unserer Literatur und besonders der Journali=

stik fortwühlen, sind ein Erbgut, welches die damalige Literaturperiode uns überliefert hat. Saphir gab in der ersten Stadt Norddeutschlands den Ton dazu an; der Boden war etwas faul, und mancher Gift- und Glückspilz mochte gedeihen. Es war viel böses Blut in Berlin vorhanden; man freute sich, wenn ein Saphir'scher Wortwitz hier und da eine Notabilität traf, aber man nahm es freilich übel, wenn man selbst einmal an die Reihe kam und den Schwedentrunk der Saphir'schen Bosheit einschlürfen mußte. Der Mann lebte in Berlin, wie die Mäuse im Fasse des Diogenes, die der Philosoph als seine Schmarotzer duldete; man fütterte ihn, sogar an der Tafel eines großen Philosophen; das Völkchen spürte den Teufel nicht, selbst als er sie schon beim Kragen hatte. Die Berliner waren einfältig oder gutmüthig genug, sogar die mitunterlaufenden Sentimentalitäten Saphir's als baare Münze aufzunehmen, und Saphir klug genug, diese Einfalt zu benutzen und falsches Geld nach allen Seiten hin in Curs zu setzen; er brauchte viele Jahre dazu, um sich in Berlin aufzureiben und sich endlich selbst für insolvent erklären zu müssen. Es war damals die herrliche Weltepoche, die sich Seitens der königlichen Bühne an die Namen Milder, Schultz und Seidler, Seitens der königsstädtischen an die Namen Sontag und Spitzeder knüpfte. Was darüber hinaus im Seculum vorging, war Nebensache und der Rede nicht werth. Das Theater war die Speiche des Weltalls; zeitgeschichtliche Fragen zu erörtern, wer hätte damals daran gedacht? Die Bühne und nichts als die Bühne, die Sontag und wieder die Sontag — diese ungeheuren Interessen des berliner Theaters verschlangen das ganze Theatrum mundi,

es war ein Leben wie im Himmel, oder wie Gott in Frankreich lebt oder der reiche Mann im Evangelium; der arme Mann freilich, der mit Schwielen und Beulen behaftet draußen vor der Thüre saß, kümmerte nicht; der war für die Hunde, wenn auch zugleich für Abrahams Schooß, obgleich Saphir den abrahamitischen Saamen für sich hatte. Die jüdischen Schöngeister waren entzückt über die Größe dieses Mannes aus ihrem Geschlecht; welch ein tüchtiger Spekulant war er nicht und wie viele Christen hatte er nicht bereits geärgert, mit Dornen gekrönt und an das Kreuz seines Journals geschlagen! Man sagt, dies boshafte Verfahren sei einem mosaischen Glaubensgenossen nicht zu verdenken, er verträte das Interesse seines Geschlechts, es sei die nationale Rache an den bösen Christen, von welchen die Juden gemartert und gepeinigt werden! Diese gutmüthige Deutung rührt aber nur von philanthropischen Christen selbst her! Und wenn Saphir der rächende Judas Maccabäus der modernen Judenheit war, so muß man zugeben, daß ihn die christlichen Blätter Berlins, der Freimüthige von Kuhn, die Estafette u. s. f. sehr wacker in seinem Vorhaben unterstützten; sie reichten ihrem Gegner überall die Blöße dar; der Wilhelm Tell der Juden durfte nur zielen! Zuletzt verloren die weisesten Männer Berlins den Kopf; was irgend ein Drama geschrieben, rottete sich zusammen, von Willibald Alexis an durch Fouqué hindurch bis zu Tietz herunter, und bildete so gegen Saphir eine mächtige Phalanx von dreizehn Mann, und weil ein Aberglauben sagt, daß von dreizehn Personen, die an einem und demselben Zweckessen Theil nehmen, nothwendig Einer sterben muß, so wurde ein mosko=

vitischer Taschenspieler, Namens Habitt, dessen plumpsten Streiche in den Berliner Zeitungen wirklich als Resultate einer übernatürlichen Magie betrachtet wurden, in das Interesse der Literatur gezogen, und was sonst der Schwachheiten noch mehr waren, welche sich die meist so wackern Männer und zum Theil vortrefflichen Schriftsteller zu Schulden kommen ließen. — Ich denke nicht daran, gegen Saphir, den verlorenen Posten, hier zu operiren, ich schildere hier nur den Zustand der literarischen Dinge in dem damaligen Berlin, das sich so lange Zeit bis in die höchsten Gesellschaften hinauf von diesem Manne, der auf seine Wortspiele Gastrollen gab, dupiren ließ!

Der Stand der Journalistik ist überall ein Spiegel von dem Stande der Gesinnung, der Bildung im Volke; sie kann, ohne entsprechende Elemente im Lesepöbel, weder gemein noch auch edel sein. Unsere Journalistik, meist von fahrenden Schülern beherrscht und bearbeitet, liebt es jedoch, gerade der Gemeinheit und Gesinnungslosigkeit zu huldigen und nichts zu thun, was das Volk in seinem dumpfen Bewußtsein und seiner Bequemlichkeit stören könnte. Hierüber mehreres am geeigneten Ort! Damals war der Zustand der Journalistik noch verwahrloster als jetzt, oder so verwahrlost, wie er, bei der offenbar überhandnehmenden Verschlimmerung und Erschlaffung der menschlichen Dinge, in Kurzem sein wird. Es giebt keine gefährlichere Krankheit für das menschliche Geschlecht, den Volksgeist und die Literatur, als eben die Erschlaffung, ein Zustand, welcher nach und nach allen Sinn für Adel und Größe bis zur Wurzel ausrottet, den Muth zur Opposition bricht und den Seherblick für die Nähe

und Ferne abstumpft. Die Welt fange wieder an sehr langweilig und die Menschheit das zu werden, was man im gewöhnlichen Sinne schlecht nennt, sagt Reck in seinem schon angeführten Buche über Göthe. Man freut sich, wackere Männer wie Reck desselben Sinnes zu sehen, dessen man selbst ist. Aber eine Zeitlang hatte man wenigstens ein Streben nach einer Veredelung der Journalistik; man schlug sich tapfer auf dem Kampfboden allgemeinerer Principien und Tendenzen, welche wohl auf die Produktivität zerstörend wirken, aber für die Journalistik, die nichts zu produziren hat, die nobelste Basis abgeben, eine Basis, welche wenigstens vor den Verirrungen nach dem Schmutze des Lebens hin, wohin unsere Journale so gern sich neigen, eine Schutz- und Landwehr zu bilden geeignet ist.

In der Periode, wovon ich hier spreche, hatte man, wenigstens nicht in Berlin, nicht einmal das Verlangen nach einer Veredelung des Journalwesens. Höchstens hatte das Conversationsblatt der Herrn Häring und Förster eine frischere literarische Tendenz, wie sie damals unter dem Theaterwuste und kleinstädtischen Klatschwesen innerhalb der zahmen Mauern Berlins gedenkbar war. Die Clique war übermächtig, die literarische Gesellschafterei. Das Theater versank in französische Schlüpfrigkeiten, die in deutscher Zunge alle Grazie einbüßen und die bloße Plumpheit hervorkehren; dazu kam das Melodrama, das blutige Scheusal, das die Augen wahnsinnig verdreht und mit den Zähnen blöckt, das Melodrama, jenes Blasen treibende Zugpflaster, welches bestimmt war, die schlaffe Menschenhaut zu prickeln und zu

reizen. Sonst ließ man Gott einen guten Mann sein. Für die Nachtseite des Daseins hatte man keinen Sinn. Alles was von Staats wegen da war, war vernünftig, privilegirt, unangreifbar, unverbesserlich. Damals bereits wurde die Journalistik gebraucht und gemißbraucht, um die Männer der Clique emporzubringen. Die Herrschaft der Lüge und Selbstlüge nahm ihren Anfang. Müllner und Woltmann, der sich selbst in seinen Memoiren des Freiherrn S—a als den einzigen unter den Deutschen darstellte, welcher nach dem Ideal einer Geschichtschreibung strebe, und der auch in seiner äußern Erscheinung so aussähe, als sei er Joh. v. Müller, während Joh. v. Müller gar nicht so aussähe, hatten die Unverschämtheit und das anonyme Selbstlob emancipirt. Selbst das große Talent Häring's führte sich in der Literatur mit einer Lüge ein, indem es die falsche Firma Walter Scott auf die Stirn schrieb. Zur Ehrenrettung Häring's muß aber in diesem Falle einmal gesagt sein, daß ein Lesepublikum, welches sich mystificiren läßt, mysticirt zu werden verdient, sodann daß die Persifflage des übermäßigen Walter-Scottenthusiasmus im „Walladmor" und die ironische Tendenz deutlich genug war und, als sie erkannt wurde, die beabsichtigte Wirkung zu thun nicht verfehlte. Das Lesepublikum, oder vielmehr der Lesepöbel hatte sich einmal wieder auf einer Dummheit ertappt, auf einer so offenbaren Dummheit, daß nichts darüber hinausgeht. Wie soll der Schriftsteller vor einem so blinden Publikum Achtung haben? — Daher die Mißhandlungen, welche die Autoren durch ihre schlechten Bücher am Publikum ungestraft ausüben. Ich führe dies Factum vom Walladmor nicht als ein

Factum aus einer Personalchronik, sondern der Zeitchronik selbst an.

Diese Periode genoß das Glück, zufrieden mit sich selbst zu sein; aber es giebt auch ein Glück der Unruhe, der Unzufriedenheit mit sich, welches der Menschheit förderlicher ist. Berlin aber war von jeher, wie allgemein bekannt ist, ein Zeughaus und Ruhelager der Süffisance, die eben sowohl unter den Gebildeten wie den Ungebildeten als Pestseuche um sich gegriffen hat. Ihr werdet keinen Eckensteher überzeugen, daß nicht eine Art Wissenschaft dazu gehöre, und das Wohl der Menschheit es erfordere, an der Ecke zu stehen und auf Kunden zu warten. — Jene Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit war übrigens allgemein in Deutschland und eine tüchtige literarische Produkzion konnte innerhalb dieser Zustände nicht wohl aufkommen. Man entsagte aller Eigenthümlichkeit. Man hatte ja noch den alten Göthe in Weimar und so viele in Berlin, welche mit ihm correspondirten — brauchte man mehr als ihn und sie? Brauchte man mehr, als Gedichte auf ihn zu verfassen und ihn zu bemahlzeiten? War er nicht das A und das O der Literatur, die wie eine Schlange von Göthe ausging und sich in dem Namen Göthe mit dem Kopfe in den Schwanz biß? Hatte man nicht, im Falle der Olympier starb, noch auf Tieck zu rechnen, der ja auch seines Gewerbes der Einzige gewesen wäre, hätte nicht Göthe neben ihm gestanden? — Was hatte man in Gottes Welt Besseres zu thun, als sich von Hegel verschlingen zu lassen und sein Talent der Bewunderung Göthe's und der Nachahmung der Tieck'schen Novellenweise aufzuopfern? — Daher jene Glätte, Ausgefeilt-

heit und vornehmes sich Gehenlassen im Styl, daher jene mit Allem und Jedem zufriedene Kritik, die man im Käfig der Zahmheit eingesperrt hielt und kein Blut sehen ließ; denn man fürchtete den schlafenden Löwen, man hütete sich vor dem Moment, wo er die Kette brechen würde; man wußte, daß er, einmal aufgeweckt, selbst des Wärters nicht schont.

Meint ihr, ich urtheile über diesen Abschnitt der Literatur zu streng? Nennt mir doch die Charactere, die literarischen Größen, welche in jener Periode ihre Geburtsstätte gefunden und sich ausgebildet hätten, und für die es möglich wäre, sich zu begeistern! So sich zu begeistern, daß man, wie es der Deutsche so schön bezeichnet, aus der Haut zu fahren sich versucht fühlte? Ihr werdet deren wenige, vielleicht keinen finden, und die wenigen nur bis zu einem gewissen Grade, unter Bedingungen. Jene Periode der Behaglichkeit und Selbstzufriedenheit war, wie gesagt, nicht gemacht, große, überragende und selbstständige Produkzionen in's Leben zu rufen, noch weniger bedeutende Richtungen und Tendenzen, welche für den Mangel an großen Dichtwerken entschädigen könnten. Das war die Zeit der süßen Entsagungsgeschichten, die meist in aristokratischer Sphäre, unter adligen Herren und Fräulein ihr dünnes Lebensfädchen abspannen; das war die Zeit, wo die Bühne und die Literatur mit ausländischen Produkzionen unter Wasser gesetzt wurden; das war die Zeit, wo der Humor erlosch und dafür eine kalte, vornehmthuerische Ironie zu Hilfe gerufen wurde, ein schulmäßig fabricirtes, antinationales Element, jene Ironie, welche ungerade gerade, und gerade ungerade und doch wieder nichts weder gerade noch ungerade sein läßt, jenes

zweifelhafte, blasse, Alles bespöttelnde, mattherzige Zwittergeschöpf von Wahrheit und Unwahrheit, Ja und Nein, So und Nichtso, Lust und Unlust, welches, wie jedes Ding in der Welt, seinen Fluch in sich trägt, aber einen doppelten Fluch, da dies Geschöpf Keinem es recht machen konnte, Jedem wehe that und Alle kalt ließ.

Die matte Politik und die matte Literatur wurden sich endlich ihrer selbst überdrüssig. Unlust und Unmuth, jene Wehemütter der Revolutionen, fanden sich allmälig ein. Man lief dem Ungethüme blind in den Schlund, der sich heißhungrig aufthat. In Deutschland brauchte man einige Jahre, um die Sontag zu vergessen, und in Frankreich dreier Tage Zeit, um eine Dynastie zu stürzen. So genau hängen die Erscheinungen in Politik und Literatur zusammen, und so sonderbar verknüpfen sich diese Revolutionen mit tellurischen und kosmischen Einflüssen, daß die Sommersonne vom Jahre 1830 eine neue Dynastie in Frankreich, und in Deutschland, nicht ohne kleine Aufruhrscenen, Thronstürzen und Schloßbränden, eine neue Literatur zuwege brachte.

# Achtes Buch.

Eine neue Literatur! es ist ein stolzes Wort — aber man kann die Wahrheit nicht ableugnen: die Literatur hat sich anders gestellt und gestaltet, als sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, als sie in der Periode ihrer retrograden Bewegung war, um nicht zu sagen, ihres Hamsterschlafes. 1830 erwachte sie wie Epimenides und fand wie Epimenides die Dinge rings um sich her verändert. Sie fing auch an zu weissagen, wie der weise Kretenser, und gute Lehren zu ertheilen, die aber wenig befolgt wurden und auch wirklich nicht immer des Befolgens werth waren. Die Sonne der drei Juliustage stach ihr blendend in die Augen; sie sah die Dinge nicht selten falsch und in einer Färbung, die ihnen nicht eigen war, so etwa, wie wenn man in die Abendsonne blickte und das schöne frische Grün der Saatfelder und Wiesen mit wunderlichen hin und herzuckenden Rund-Sehbildern überzogen wird, so daß man eher alles Andere sieht, als das lebenvolle, Augen stärkende Saatgrün. In der That, man fing die Dinge an zu sehen nicht wie sie waren, sondern wie man sie sehen wollte; besonders legte man an die Produkzionen nicht den Maßstab an, der in ihnen selbst

liegt und mit dem sie gemessen sein wollen, sondern die Tendenzenelle, die kurze und lange, die aus politischem Holze geschnitten oder aus dem zarten Elfenbein socialer Fragen gedrechselt war.

Eine solche Literaturspecies ist nur eine sekundäre, eine Zeitbildung, ihre Periode, in der sie vegetirt, grünt, blüht oder wie ein Schmarotzergewächs sich dem Stamme der Zeit anlehnt, kann nur eine interimistische sein, es geschähe denn, daß große ihren Tendenzen entgegenkommende Thatsachen und Revolutionen ihr immer frische Nahrung zuführten. Da das aber nicht geschah, so verlor sie ihren Boden und gerieth in einen Zustand der Unnatur, indem man sie gewaltsam und über das Bedürfniß der Zeit hinaus verlängerte. Eine Literatur von dieser Species ist nicht durch sich selber stark, sondern durch den zeitgeschichtlichen Boden, auf dem sie fußt; sie trägt nicht, sondern sie wird getragen; sie ist nicht Zweck an sich, sie vermittelt nur. Man sah diesen Uebelstand zu spät ein und begann zu diplomatisiren, wodurch sie erst recht verdächtig wurde; man glaubte allerhand literarische Palmerston's, Talleyrand's, Gentz's und Metternich's vor sich zu haben, und man kann wohl sagen, daß die Diplomatie im Großen wie im Kleinen, wenn nicht allen Credit, doch alle Liebe verloren hat, und zwar bei denen verloren hat, welche des zu keinem dauerhaften Resultate führenden Hin- und Herzerrens auf der langen Bank des diplomatischen Calcüls müde sind, und in dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nur eine Vertagung der Debatte, keine Garantie für die Zukunft zu sehen glauben.

Was diese Literatur leisten konnte und sollte, hat sie

geleistet; es wäre vom Uebel, die Pfeile, die sie unnütz verschossen hat, aufzusammeln, um sie abermals unnütz zu verbrauchen; vieles hat sich aus ihr ausgeschieden und ist eine Wahrheit, ein Glaubensartikel geworden; man hat ferner, wie es bereits geschieht, nur nöthig, das Festgestellte mit Ehren zu behaupten und die Angriffe, die darauf aus dem Mittelpunkte des ancien regime politischer Ideen unternommen werden, zurückzuweisen. Eine gut geleitete Vertheidigung ist zu gleicher Zeit auch ein Angriff. Man hat nichts weiter zu thun, als seinen Posten zu bewachen. Ich meine hier besonders die constitutionellen Ideen, die sich unwiderbringlich festgesetzt haben, und was damit in weiten Kreisen näher zusammenhängt. Andere Fragen, alle jene Emancipationsfragen, welche oft nur dienten, den Ueberblick zu verwirren und die Aufmerksamkeit von der Hauptfrage auf fernab liegende zu leiten und zu theilen, wird man, um sich nicht zu compromittiren, der Zeit in die Hand legen müssen; man muß der Zeit nichts anticipiren und das Prävenire spielen wollen. Viele dieser Emancipationsfragen sind überhaupt von so eigenthümlicher, forcirter, ungeschichtlicher Beschaffenheit, daß sie, einmal abgethan, vielleicht von keiner Zeit mehr aufgenommen werden dürften. Sie beruhen auf einem gegenseitigen Uebereinkommen, auf der Zunahme der Humanität und geistigen Bildung überhaupt. Was z. B. über die Emancipation der Frauen gesagt wird, ist doch nur auf eine Polemik gegen die Rohheit einzelner Ehemänner und die geistige Beschränktheit und den Eigensinn der Frauen selbst zurückzuführen. Begehrt man mehr, begehrt man eine Umwälzung der Verhältnisse zwischen Mann und Weib im

Allgemeinen, gegenüber jenen von der Natur selbst bestimmten und durch die Geschichte der Culturvölker sanctionirten Gesetzen und angeordneten Schranken, so wird man sich, wie es auch geschehen ist, unfehlbar dem Spotte, besonders der Unberufenen, aussetzen und durch immerwährendes Vorschieben eines anerkannt verlorenen Postens die gesammte Schlachtlinie schwächen und dem Gegner die empfindlichsten Blößen zeigen.

Ich habe früher auf die Verdienste dieser literarischen Richtung im Allgemeinen aufmerksam gemacht; es ist auch Zeit, ihre Nachtseite und schlimmeren Eigenschaften hervorzuheben, welche, besonders in der Ausübung der Kritik, bemerkbar und fühlbar geworden sind. Nicht bei Allen auf gleiche Weise, sondern bei dem Einen in prononcirterer, bei dem Andern in milderer Form oder durch eben so viele Lichtseiten verdeckt und unschädlich gemacht. Man bemächtigte sich der socialen und politischen Fragen, die man entweder in einer Art novellistischer Produkzion, in Aperçus und Flugschriften verarbeitete oder kritisch aus den der Prüfung anheimgefallenen Schriften herausschälte, ihnen unterlegte oder vermittelst der Polemik gegen Schriften, wo sie nicht mitspielten oder das Gegentheil der accreditirten Meinung vorhanden war, vor das Forum des Publikums brachte. Die Literatur wurde nun wesentlich ein Feld der Debatte, der Discussion; die Kritik mehr eine Kritik der Gesinnung, die sich in einem Buche aussprach oder nicht aussprach, als des Buches selbst. Die Kritik aber, indem sie sich so großer Dinge bewußt wurde und vermaß, suchte zugleich einen für sich geltenden Inhalt zu gewinnen und eine Form, welche

sich entweder durch diplomatisirende und sophistische Kunst bei den Lesern einschmeichelte oder ihnen durch ein trotziges selbstbewußtes Gegenübertreten imponirte. Jeder, der zur Produkzion unfähig und den Gesetzen der schönen Form Genüge zu leisten untauglich war, mochte nun zu einer Art Geltung gelangen, wenn er die Meinungen, Fragen und Tendenzen der Zeit adoptirte. Somit bildete sich, ohne hier irgendwie an den willkührlichen Parteinamen „junges Deutschland" denken zu wollen, eine Art Phalanx von Gleichgesinnten, die ihre Tendenzen wie Lanzen vorgestreckt trugen, nur daß ihnen ein Alexander fehlte. So geschah es, daß Viele, die nichts durch sich selbst, aber Alles durch den Rückhalt der Zeitideen waren, zu einer Macht in der Literatur sich aufgeschwungen, die sie eben so schnell einbüßten, als sie dieselbe errungen hatten. Zuerst war diese Literatur rein politisch, dann ging sie in eine sogenannte sociale über, welche das Eigenthum von Schriftstellern wurde, denen man, Alle für Eins gerechnet, ein gewisses Maß von Geist, diplomatischer Feinheit, Dialectik, Kritik und besonders Glanz in der Diction nicht ableugnen kann. Was man produzirte, wurde nur in der Form der Novelle, die indeß immer mehr von ihrem Character verlor, hervorgebracht; es war die Novelle des Raisonnements, nicht der Thatsache; und was man an ihr für poetisch hielt, schattete sich im regnigten Gewölke nicht ab wie ein erster Regenbogen, der von der Sonne direct herrührt, sondern wie ein zweiter, welcher nur ein Abglanz des ursprünglichen Regenbogens ist, oder wie eine Wassergalle, ein Stück davon, welches trotz Wasser und Galle glänzend erschien. Man hatte weniger eine poetische

Farbe, als nur poetische Färbung; man führte in den Novellenfiguren nicht eigentliche Charactere durch, sondern Tendenzen und abstracte Gedanken. Man sprach zwar die stolze Absicht aus, daß man die Wissenschaft popularisiren wolle; aber die feinen „Bezüge" dieser Richtung wurden und blieben meist doch nur Eigenthum der vornehmen Patricierfamilien in der Literatur; man bettete sich nicht mit dem Volke zusammen auf hartem Strohlager, man theilte seine Ketten, seine Leiden, seine Lumpen, seinen Hunger, seine dürftigen Mahlzeiten nicht, man bildete sich zu Demagogen des Salons aus, welche nichts mit ganzer Faust aus dem vollen Leben, sondern nur dies und das mit zwei Fingerspitzen anstandmäßig heraustasten. Um die Gesinnung, das gesammte literarische Treiben eines Mannes zu verdächtigen, glaubte man nichts weiter zu thun zu haben, als einzelne Momente aus seinem Leben aufzufassen, und wenn man seine äußere Erscheinung kritisirt hatte, so glaubte man, man habe den Mann, indem man ihn Glied für Glied beschrieb, auch gliedweise gebrochen und vernichtet und seine Werke selbst widerlegt. Wie reich an Resultaten, geschichtlich und mühevoll das Leben eines Gelehrten und Schriftstellers auch gewesen sein mochte, eine geringe Differenz zwischen ihm und der Richtung der Zeit, ja eine einzige Aeußerung reichte hin, ihm das Verdammungsurtheil zu sprechen. Diese Abart der Kritik, Persönlichkeiten, und nicht die Werke und Wirkungen eines Menschen zu besprechen, wurde besonders von den meist kenntnißlosen, landstreicherischen Inhabern der Journalistik geübt, und eben so gut von Solchen, welche mit den Zeitideen auf gutem Fuße, als von Solchen, welche mit ihnen

auf gespanntem Fuße standen. Hämisch, beißend, scheelsüchtig, boshaft, egoistisch, süffisant — das alles war man, nur nicht gerecht; man wollte die Grobheit der englischen Zeitungsschreiber in Deutschland zur Geltung bringen, aber man bedachte nicht, daß es sich dort um andere als bloß literarische Interessen handelt, und daß man, indem man diesen Weg bei uns einschlug, Persönlichkeiten vor das Publikum brachte, um welche sich das Volk nicht kümmerte, daß man seinen eigenen Broterwerb schmälerte, indem man sich von beiden Seiten als ehrlos hinstellte. Insgemein wurden die ernsten Resultate der Wissenschaft nicht beachtet, man gelangte, je mehr Flachheit und Unwissenheit dieser Richtung sich anheftete, endlich dahin, daß die Darstellung, die sprachliche Einkleidung mehr reizte als der Inhalt, und wir haben erlebt, daß man es offen aussprach, die literarische Zukunft werde dem deutschen Style gehören. Mit diesem Ausspruche hat man seinen Mangel an eigenem Inhalt, eigenen Gedanken, Kenntnissen und Originalität beschönigt, aber zugleich auch eingestanden. — Durch eine detaillirtere Darstellung werden sich die Repräsentanten dieser Richtung, ihre Mängel und Vorzüge, wie im Allgemeinen ihre vielfachen und nicht abzuleugnenden Verdienste um die Erörterung politischer, socialer und literarischer Fragen näher bezeichnen und bestimmen lassen.

Die Reformation hat ihre Vorläufer gehabt, nicht weniger die Revolution. Jede große geistige Bewegung wird von Einzelnen geahnt, geweissagt, angedeutet und vorbereitet. Als das politische Leben durch ganz Europa so ziemlich brach lag, kein allgemeines Unglück, keine erhebende

That die Menschheit über sich selbst emporschnellte und auf den Himmel wies, als nach der großen zerstörenden Fluth der Revolution und der Napoleonischen Kriege die Ebbe so bedeutend wurde, daß die ausgedehntesten Sandlager zu Tage kamen, Alles angeregt und doch Keiner befriedigt, wenig den großen Erwartungen Entsprechendes herbeigeführt war und die Menschheit den alten Formen, die für sie keine Ueberzeugung mehr hatten, sich wieder anbequemte, da verzehrten sich die edelsten, die am meisten poetischen Gemüther in sich, oder sie traten mit der Flauheit der allgemeinen Verhältnisse in eine offene Opposition. Man fing an, der Skepsis obzuliegen, zu kritisiren, zu kritteln und zu mäkeln. Die Phantasie selbst ging eine unseelige Ehe mit dem kritischen Verstande ein; man gefiel sich, die nächtlichen Seiten des Lebens aufzuwühlen. Dieses Mißbehagen, diese Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Dingen wurde von Byron in poetische Formen gefaßt; es war aber nicht bloß das Mißbehagen an den gegenständlichen Dingen, es war zugleich die individuelle Trübsal, welche beängstigte und als zerfressende Säure in die Zeit selbst und die Herzen der Menschen geschleudert wurde, um das eigene Herz von dem Gifte frei zu machen. Denn die Menschen waren allgemach sehr egoistisch geworden und trugen ihr eigenes Ich zur Schau. Der Weltschmerz, von dem so viel Fabelhaftes erzählt worden ist, kündigte sich in Byron an. Shelley seinerseits, der poetisch reich begabte Mensch, trieb schon in jungen Jahren mit seiner gottesleugnerischen Skepsis Schaustellung. Man ist gewohnt, an dergleichen Persönlichkeiten wie an Märtyrer der guten Sache und des Rechts zu glauben, und es ist

wahr, sie verdienen unser Mitleid und daß man für sie eine Lanze bricht, durch ihre Schicksale und die Verfolgungen, die sie erduldet haben; denn jede für sie geführte Vertheidigung ist zugleich eine Anklage der Zeit selbst, der man, bei ihrer kleinlichen Verdammungssucht und doch allgemeinen Ueberzeugungslosigkeit, die Wahrheit nicht stark genug sagen kann. Aber es wäre ungeschmackt und thörig, Shelley's oder des deutschen Grabbe Produkzionen als poetische Ideale aufstellen zu wollen. Auch Grabbe war ein cynischer Zweifler, ohne Liebe und ohne Glauben, ohne Ausgangs- und ohne Mittelpunkt und selbst ohne die Anmuth, deren Shelley in seiner Gemüthswildniß fähig war. Aber selbst das Forcirte behält seinen Werth und sein Recht der allgemeinen Schwächlichkeit gegenüber. Und dann haben wir an ihren Lebensläufen so echte sociale Tragödieen, daß es einen eben so grausamen wissenschaftlichen Genuß gewährt, sie zu seciren und die Nerven und Muskeln bloß zu legen und zucken zu sehen, wie es dem Arzte Genuß gewährt, an noch lebenden Thieren zu operiren und Untersuchungen anzustellen. Nervengereiztheit und wollüstige Schwäche, Elemente unserer Zeit, sind überhaupt so geneigt, der raffinirten Grausamkeit obzuliegen und dem Schauspiele schmerzlicher Todeszuckungen beizuwohnen. Die durchkrampfte Liederlichkeit, Verzweiflung, Verzagtheit, Zerrissenheit, ihres eigenen Daseins überdrüssig, in poetischen Caricaturen sich austollend, haben in der jüngsten Zeit ein unerhörtes Glück gemacht. Durch diese Eigenschaften, weniger durch seine Werke, wurde Puschkin, der Byron der Russen, eine europäische Berühmtheit! Ein Cyniker, ein liederlicher Poet, ein Spieler,

ein Oppositionsmensch, zeitweilen verbannt, durch Genüsse aller Art erschöpft, endlich durch ein Duell dahin gerafft, das ist so eine Figur, welcher sich jetzt alle Augen mit lusterfülltem Schauder zuzuwenden pflegen! Eine solche Zeit kann nicht gesund, unschuldig, rein genannt werden — der Genuß hat sie erschöpft; die Vitriolsäure der Reue und des Ueberdrusses fließt in ihren Adern; ihre Haut ist erschlafft und bedarf der schärfsten Reizmittel, um zur Spannung und zur Transpiration zu gelangen. In Frankreich arbeitete die Guillotine des Melodrama's, und poetische Würgengel schlugen das Blutgerüst einer wüsten, gottverlassenen Romantik auf; in Deutschland malte Hoffmann den Teufel an die Wand der Literatur; ein boshafter Alraun von Schicksal wurde aus Erd-Rüben und Pastinackwurzelchen geschnitten und als Popanz auf die Bühne verpflanzt, um Vatermord und Brudermord begehen und eine schlechtgesinnte Ahnfrau das Glück ihrer Nachkommen auf eine maliziöse Weise zerstören zu lassen, und der Unmuth über die Realität der Dinge verkroch sich in den Schmollwinkel der Ironie und jammerte, daß der dünne Boden der Novellistik dumpf wiederhallte.

Das Hohl- und Scheinwesen des modernen Lebens ist kaum von einem Wesen tiefer und wahrer empfunden und kecker ausgesprochen worden, als von der Rahel, welche die Zeit und die Personen so rein und ursprünglich auf sich wirken ließ — und welch eine Zeit und was für Personen! Wie kahl und öde mochte ihr die schale Zeit ihres Hinscheidens erscheinen! Die Charactere starben ihr unter den Händen ab. Der Patriotismus hatte sich versackt und die kos-

mopolitische Gesinnung, von der man viel Schwatzens machte, hing lose in den Wurzeln, weil ihr der festgetretene Boden des Vaterlandsgefühles mangelte. Rahel hatte sich aber stets als eine starke, nicht bloß deutsche, sondern auch preußische Patriotin gezeigt; sie identificirte sich mit ihrer Nation und mit naiver Freude erzählt sie während der Kriegsjahre: wir haben uns sehr tapfer benommen; man bewundert unsere Tapferkeit und Bescheidenheit u. s. f. Für das rein Menschliche begeistert und mit scharfem Blicke begabt, es überall, wo es vorhanden war, aufzufinden, war sie zugleich eine rechte Kosmopolitin im eigentlichsten Sinne des Worts. Denn nur der wahre Patriot hat zu gleicher Zeit auch das Recht, Kosmopolit zu sein; wer den einzelnen Menschen nicht liebt, wird unfähig sein, die Menschheit selbst in herzlicher Liebe zu umfassen; nur wer sein Vaterland als solches liebt und anerkennt, wird auch im Stande sein, die ganze Welt als sein Vaterland zu lieben und anzuerkennen. Wir Deutschen freilich, mit unsern mehreren und dreißig Vaterländern sind mehr an einen abstracten Begriff Vaterland gewiesen, als an ein reelles Vaterland; dafür sind wir auch ein Volk der abstracten Begriffe, und es beweist sich hier abermals, daß der ewige Lenker der Dinge, Menschen und Begriffe Einem nie mehr zumuthet, als man zu leisten im Stande ist.

Rahel mochte sich in ihren letzten Lebensjahren wie ein versinkendes Pflanzenleben vorkommen. Ihr wurde zwar das Glück zu Theil, Weib eines Mannes zu sein, der so wie sie eine Lust an der Jagd nach wirklichen Menschen- und Characterbildern sein Lebelang gezeigt hat. Aber das

Wild wurde immer seltener, die Ausbeute immer spärlicher; Varnhagen, der edle Falk, kann jetzt nur noch auf Jungwild stoßen, wenn er seiner Hauptpassion genügen will, das alte Wild ist zäh und unschmackhaft geworden und läßt sich nur wenig auf der grünen Weide der Oeffentlichkeit erblicken, das Jungwild aber ist stößig, schwer einzufangen und ein raschwechselndes Wild; obgleich man auch wieder sagen muß, daß sich das jugendliche Wildpret von heut sehr bald die Hörner abläuft und von den eigentlichen poetischen Flegeljahren nur noch wenig die Rede ist.

Die größten Gegensätze und die innigsten Sympathieen begegnen sich oft, vermischen sich und ziehen sich an. Man kann sich keine directeren Gegensätze denken, als Varnhagen's sauberen, geleckten, kalligraphisch geregelten und goldgerändelten Briefstyl und den Briefstyl der Rahel, der, statt zu verbinden, Alles aus einander reißt, zerhackt und die Meteorsteine und metallischen Schlacken regellos um sich her streut, wie ein gährender Vulkan. Varnhagen läßt seine Blicke auf den Persönlichkeiten, die ihn interessiren, auf und nieder gleiten, Rahel faßt sie mit einem einzigen ihrer wilden Blicke durchdringend bis ins Herz auf; Varnhagen meißelt seine Charakterbilder sauber und fein in Marmor und Alabaster, häufig schnitzelt er sie auch zurecht, wie aus Papier oder Pappe; Rahel verarbeitet sie in granitener Darstellung und kümmert sich nicht darum, wie tief sie schlägt und wohin die Stücke fliegen; daher hat bei Varnhagen Alles Ebenbenmaß und Zusammenhang, bei Rahel Alles Höcker und Ein- und Durchschnitte; bei Varnhagen hat Alles sein bestimmtes Schübchen, wohin es gehört, bei der Rahel gehört

nichts dahin, wo es liegt, und nichts liegt da, wohin es gehört. Man könnte nun meinen, Varnhagen sei in eben dem Maße Weib, als Rahel Mann gewesen ist; aber jener reinliche, ordnende, ausfeilende, zusammengehaltene und zusammenhaltende Verstand, welcher Varnhagen characterisirt, ist männlicher Verstand, und jene von Empfindung zu Empfindung gazellenhurtig springende, nirgends haftende, mehr ungestüm fordernde, als bittweise erschmeichelnde, mehr mit Gewalt sich zu= als durch Ueberredung sich aneignende Auffassungsgabe der Rahel, ist weibliche Herzensgluth. Beide sind im Ganzen wohlwollend, aber bei Varnhagen ist der Verstand wohlwollend, bei Rahel das Herz; der Verstand kann nur mäkeln, kritteln, aussetzen, das Herz kann auch hassen; der Verstand kann verschweigen, was dem Herzen nicht zusagt; das Herz muß ausplaudern, wo der Verstand Unverstand wittert; nur der Verstand kann den Diplomaten spielen, nicht das Herz. Rahel war sogar aller diplomatischen Kunst feind. „Diplomaten," sagt sie einmal, „sind das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit, und das geschieht dem Henker nicht einmal; die Diplomatie führt zu einer wahrhaften Verhärtung der Seelenorgane."

Wenn ich behaupten wollte, Rahel sei nur Herz gewesen, so würde ich ihr Unrecht thun; sie hatte sogar einen scharfen, durchdringenden, kritisch sondernden Verstand, aber er nahm bei ihr gewissermaßen eben so seinen Ausgang vom Herzen, als er wieder dahin zurückkehrte; sie konnte nicht denken und ihren kritischen Verstand spielen lassen, ohne daß ihr Herz mit dabei gewesen wäre; es interessirte sie Nichts

um seinetselbst, als um der Eindrücke willen, die es auf ihr Herz hervorbrachte; und weil sie wußte, daß ihr Herz kein falschgeborenes war, so war ihre Kritik meist auf dem rechten Wege und konnte ohne Scheu in die Schlachtlinie ihrer Herzensgefühle, ihrer Zu- und Abneigungen einrücken und ihren Mann stehen. Rahel hatte ein witziges Herz, dafür war sie Berlinerin; wo sie liebte oder haßte, anbetete oder verachtete, ließ der Witz sie nicht locker, er verfolgte sie auf Schritt und Tritt ihres Gedankenlebens. Ihre Distinctiönchen waren alle witzig. Sie erklärte die Zartheit als Gefühl mit Geist, Zärtlichkeit als Witz der Liebe — eine Definition, worin wieder eben so viel Witz als Gefühl liegt. Ihr weibliches Herz gestattete ihr nicht, umfassende Gesichtskreise zum Horizonte ihrer Begriffe und Gefühle zu machen. Das Rundumsehen ist Geschäft und Eigenthat des Mannes; Rahel blickte auch in die Ferne bis zum äußersten Puncte — wie denn wirklich eine Gabe der Prophetie in ihr lag — aber nur in gerader Linie, sie konnte, in ihrer Eigenschaft als Weib, nur immer den Gegenstand auffassen, der ihr gerade vorschwebte; dieser Gegenstand durfte in der weitesten Ferne, aber nichts durfte dazwischen liegen; denn dem Weibe ist es nicht gegeben, über Dinge, die seinen Gesichtskreis unterbrechen, hinwegzusehen, es fühlt sich dadurch beklemmt und verwirrt, das Auge des weiblichen Herzens duldet keine Unterbrechung und ermattet an Schlußfolgen. Dafür sieht das Weib den einen Gegenstand, auf den es ankommt, auch häufig viel schärfer und deutlicher, als der Mann, weil es sich den Anblick nicht durch Rücksichten und Folgerungen verkümmern läßt. Indem so viel Ursprüngliches und Herz-

beflissenes in Rahel war, that sie den Leistungen des bloßen Verstandes nicht selten Unrecht. Man kann wohl sagen, daß ihr Iffland ein Abscheu war; und die Thekla im Wallenstein nannte sie eine tragische Gurli; von ihrem Standpunkte aus mit Recht! denn es fehlt der Schillerschen Thekla die Naivetät, die elastische ursprüngliche Kraft, welche der Rahel zusagte. Sie war überhaupt nicht im Stande, Schiller in seiner Größe zu würdigen; sie verstand die Parallellinien nicht zu ziehen, welche zwischen Schiller und den Herzens- und Geistesbedürfnissen der deutschen Nation stattfinden; sie fand keinen allgemeinen Ausdruck noch Gesichtspunkt für Schiller und war blind für die große Einheit und Folgerichtigkeit seines Characters, die wie eine und dieselbe Blutader durch seine Erzeugnisse sich hinziehen. Sie hörte das edle Herz Schillers nicht klopfen, welches in jedem seiner Stücke für eine ideale Welt und innerhalb dieser idealen Welt schlägt.

Rahel hat Jahre lang durch persönlichen Umgang und Correspondenzen unverdrossen und vielthätig gewirkt. Die Schwächen, Thorheiten und Lächerlichkeiten der modernen Menschheit fand Niemand leichter heraus, als Rahels feinfühliges, mit Hellseherkraft ausgestattetes Herz. Unter je complicirteren Verhältnissen sie sich befindet, welche eine lächerliche und thörigte Seite haben, um so liebenswürdiger ist sie, um so reiner glänzt der rauhe aber edle Diamant ihres Herzens, der vom reinsten Wasser und wahrhaftesten Feuer war. Man lese die Briefe — deren man nur zu viele und die einzelnen zu vollständig hat drucken lassen — welche sie aus den Umgebungen des Wiener Congresses in

die Ferne sandte. Eben weil Rahel davon überzeugt war, und diese Ueberzeugung aussprach, daß das deutsche Volk ein Volk der Gerechtigkeit, Mäßigung, Rechtlichkeit und Gesetzmäßigkeit sei, daß dem Deutschen das Aufblasen übel stände, und daß er nur Grazie habe, wenn er ausübe, was er für wahr und groß erkannt, eben deßhalb hat sie wieder ein Recht, die Stupidität der Deutschen zu tadeln, und daß Deutschland durch Dünkel zusammengekittet sei. „Ein irres wirres Nachsprechen,“ sagt sie, „summt aus jedem Kopf um die andern umher und betäubt sie, bis zum Betrunkensein in Eitelkeit.“ — „Es ist eine Kunst, ehrlich zu sein!“ sagt sie ein andermal. O gewiß! Rahel durchschaute wie wenig Andere diese Zeit der Lüge und Selbstlüge, wo es fast weniger Aufwand kostet und fast ein natürlicherer Zustand wird, unehrlich als ehrlich zu sein; das moderne künstliche Leben zerstört alle Wahrhaftigkeit und Natur in den Gemüthern. Es ist traurig, daß es wahr, und so wahr, daß es traurig ist! Rahel war, aller ihrer barocken Auswüchse ungeachtet, ein großes herzliches Weib, unter allen literarischen Weibern dasjenige, das ich am liebsten gekannt haben möchte. Was an ihr etwa unrein und verdorben war, besonders die Grübelei und Krittelei in sich hinein, war Berliner Anflug und nicht Mitgabe der Natur. Berlin, diese Stadt ohne hervortretende geschichtliche Merkmale, wo sich die historischen Erinnerungen nur an slavische Pfahlbürger und Pfahldörfer, unterjochte Fischer, gejochte Spreearme und Weiden-, Mühl- und Schiffbauerdämme knüpfen, wo die moderne Planmäßigkeit so offen vorwaltet und die Domglocke so unzufrieden aristokratisch grollt, der Mensch nach außen gewälzt wird,

das Auge nicht haftet, sondern hastig hin- und wiederläuft, wie von Laden zu Laden, um wohlfeile Einkäufe zu machen; Berlin, diese große offene Wunde des Raisonnements, Geistreichthuns und Kritisirens, die von vierzehn Land- und mehreren Wasserthoren offen gehalten wird, ist wahrlich keine Stadt, wo sich ein einfach gesundes Herz auf die Dauer genügen könnte. Ihre extensive Größe macht sie nicht groß, ihre Räumlichkeit nicht aufgeräumt, ihr tiefes Denken noch nicht tiefdenkend. Es ist nicht bloßer Modebrauch, wenn Berlin ein Gegenstand der Kritik und der Anfeindung geworden ist; die Stadt hat sich, ohne für Deutschland dem Wesen nach zu sein was Paris für Frankreich, doch wie ein deutsches Paris das Wort angemaßt. Aber man fängt jetzt an vor aller Unnatur und allem Scheinwesen auf der Hut und der Flucht zu sein. Das politische Leben hat sich anderwärts stärker entwickelt und das bürgerliche einen höhern Aufschwung genommen, wie in Würtemberg, Baden und Sachsen, die Literatur hat sich an die verschiedensten Punkte vertheilt, und selbst der Nimbus des Kunstlebens ist von Berlin nach München und selbst Düsseldorf übertragen worden. Der wahre Freimuth, wodurch Berlin früher einigermaßen stark war, ist von da ausgezogen; Berlin hat sich selbst unter Niveau gesetzt und seinen Einfluß auf die Entwickelung des geistigen Lebens in Deutschland freiwillig aufgegeben. Seine Zustände scheinen im Abaltern begriffen; es wird nächstens nur eine Binnenliteratur aufweisen können; seine politischen und belletristischen Organe haben in Deutschland wenig Geltung mehr, geschweige eine Stimme; und selbst in Sachen der Wissenschaft, ehemals ein lichter

Stern über Berlins Häupten, sind es hauptsächlich nur seine großen Geographen und Naturhistoriker, denen das deutsche Ausland keine Concurrenten entgegenzusetzen hat. Wir wollen hoffen, daß, bei der innern jetzt nur gedämpften geistigen Regsamkeit Berlins, dieser Zustand nur ein temporärer ist!

Um diese Betrachtung an Rahel wieder anzuknüpfen. Berlin hatte seine große Periode, mit welcher Rahel jung war und alt geworden ist. Alle Lebenslinien laufen noch jetzt in Berlin zusammen, sie decken sich nur; aber die Stadt, von der Natur zurück und auf die Verarbeitung geistiger Elemente verwiesen, voll unendlicher jetzt nur schweigender Gegensätze, voller Ansprüche und stolzer Gesinnung, die dem Aufschwunge zu geeigneter Zeit förderlich ist, der Debatte und Discussion geneigt, ist noch jetzt in jedem Augenblicke fähig, unter begünstigenden Umständen eine Stadt das Fortschritts und ein warmer Heerd durchbrechender Meinungen zu sein. Berlin ist eine Stadt, die sich wenigstens forciren kann. Aber Rahel, die Prophetin, ahnte schon im Jahre 1817 eine Veränderung des geistigen Zustandes in Berlin. Sie schreibt aus Frankfurt a. M. an Sophie Schröder: „die Stadt putzt und schnäbelt gar zu viel an ihrem Kunstgefühl, beleuchtet gar zu sehr das Bewußtsein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anstatt dem Gehen und Kommen der Sonne sich ruhiger hinzugeben. Sie sind dort bis zu den unbefangensten Tiefen der Menschheit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt gerad, eine allgemeinere Schwäche und Anmaßung." Das sagte Rahel schon im J. 1817

von Frankfurt a. M. aus; man kann nicht leugnen, daß Rahel eine Prophetin war. Und als sie zurückkehrte, fand sie, wie sie sich ausdrückt, nur Grabstätten, sie fand „zerstiebt die ganze Constellation von Schönheit, Grazie, Coquetterie, Neigung, Liebschaft, Witz, Eleganz, Cordialität, Drang die Ideen zu entwickeln, redlichem Ernst, unbefangenem Aufsuchen und launigem Scherz. Alle Rez-de-Chaussée's sind Läden, alle Zusammenkünfte Dinés oder Assembléen, alle Discussionen beinahe ein rendez vous für eine ächtere künftige, und eine fade Begriffsverwirrung." — So fand Rahel damals schon Berlin; was würde sie zu dem Berlin von 1838 sagen? — Die großen Geister, die Zierden des früheren Berlins, ausgestorben bis auf wenige; alle Originalität erblichen; die Gesellschaften meist ohne geistigen Reiz, ohne Anmuth; die stolzen Erinnerungen der Freiheitskriege bei dem jüngeren Geschlechte ausgewischt und nur in beschränkten Festmahlen gefeiert, um in den Zeitungen als ruhmwürdige Symptome von Patriotismus beschrieben zu werden, obgleich sie das Volk und die Jugend kalt lassen; selbst das Theater, die Freude und der Stolz der Rahel, auf die bloße Mittelmäßigkeit zurückgeführt; wirklich! die gute Rahel hatte ein Recht zu sterben.

Rahel, diese lauernde Tiegerin des blutsaugenden Gedankens und Gefühls, ist eine Repräsentantin, oder besser eine Wahrsagerin der Literaturperiode von 1830. Sie hatte keine Neigung, selbst zu produziren, aber desto größere Neigung, Produkzionen zu betrachten und zu kritisiren, eben so wenig wie sie Menschen ihre Entstehung gab, aber doch eine Lust hatte, sie betrachtend zu reproduziren. Eine eigentliche

Kritik übte sie freilich nicht; sie entschied über Bücher und Menschen nur nach Maßgabe ihrer Sympathien und Antipathien; ihre Kritik bestand in einem schnellen Durchbruch des Herzens. Sie hatte keine Ruhe dazu, einen Gegenstand nach allen Seiten hinzuwenden und einen allgemeinen Gesichtspunkt zu finden, der ihn, wenn er ihr nicht behagte, verhältniß- und zusammenhangsweise rechtfertigen konnte. Etwas von dieser Einseitigkeit ist unserer Kritik verblieben, vielleicht sehr viel, und andere Einseitigkeiten sind hinzugekommen: die Einseitigkeit des bloßen Verstandes, des Cliquen- und Richtungswesens und der literarischen Eitelkeit. Rahel sprang heißhungrig von Einem auf Alles, vom Hundertsten auf's Tausendste; sie unterwarf auch die äußere Erscheinung der Personen ihrer Kritik und schildernden Darstellung; sie stürzte sich mit gebietender Freisinnigkeit und Geschlechtslosigkeit in die Begriffsverwirrungen socialer Fragen, sie schweifte vom Einzelnen auf das Allgemeine über, sie warf sich am liebsten auf Zustände, auf die Gegenwart, auf die Thorheiten, Lächerlichkeiten und Schwächen des Zeitalters. Thun wir etwas Anderes? — Aber Rahel war nicht das, was unsere Schriftsteller gewöhnlich sind, aristokratisch und diplomatisch, noch das, was sie zu sein sich den Anschein geben möchten, principienmäßig und systematisch. Gerade das Unsystematische in ihr hob das Einseitige bis zu einem gewissen Grade auf. Vor Allem war sie keine Aristokratin, viel eher Volksmännin; sie achtete die geebneten, ausgefeilten Personen, wenn sie nur ihren Kern der Feile nicht aufgeopfert hatten, so gut, wie sie die knorrigen, unebenen Personen anerkannte, denen ein gesunder Kern zu

Grunde lag. Ihre Denk- und Schreibweise hat gar nichts Vornehmes; sie strömt wie ein Geyser, ruckweise, in Springfluthen, bald höher bald tiefer, je nachdem das Herz innen erwärmt und der Drang nach außen groß war. Man kann ihrer Schreibweise nicht einmal immer Delikatesse nachrühmen; was natürlich war, das schien ihr erlaubt, oder was sie sich erlaubte, erschien oder wurde bei ihr natürlich.

Durch seine polemische Richtung gegen die Zeit hat sich auch Ludwig Börne vor allem Volke berühmt gemacht. Börne war schon vor der Katastrophe von 1830 eine Art Revolutionär, welcher wohl wußte, wo die Zeit der Schuh drückte und wo sie ihn drückte. Er war ein Vorkämpfer der jüngsten Literaturperiode, wie Rahel ihre Prophetin war; aber die Eigenschaften dieser Literatur lagen in Keinem ausgebildeter da, als in Börne. Offen, entschieden und ehrlich wie Rahel, verwandte Börne viel mehr Fleiß auf die sprachliche Darstellung, als Rahel; denn Börne führte mit der ganzen Welt eine offene Correspondenz, Rahel war nur Geheimsecretär ihrer Ansichten und Meinungen, und versorgte damit nur einen Kreis von Freunden, deren Orakel sie war. Als das Jahr 1830 Börne's ideale Träume verwirklichen zu wollen schien, schwelgte Börne in vollkommener Seeligkeit, sein Herz brannte lichterloh und mit diesen Flammen schrieb und zeichnete er seine stürmischen Briefe an die deutsche Nation. Er lebte, wie der Geist, der Alles verneint, im Elemente des Feuers, das nur zerstört, nicht schafft, und höchstens das Eisen in Fluß bringt, um daraus Schwerter zu schmieden. Aber die Flammen außer in seiner Brust erloschen und man schmiedete keine Schwerter, was

Börne zu Herzen ging; er verkohlte sich im Innern, und seine äußere Hülle stürzte dem eingesunkenen Kohlenbrande nach.

Die Journale aber zehrten und schwelgten an ihm wie an einem Todtenmahle und stellten seine Leiche auf dem Paradebett ihrer raisonnirenden Artikel aus, und bei Einigen von den Leichenbittern, Leichenrednern, Todtenbeschauern und Nachrichtern war der Zustand eines gelinden Rausches gar nicht zu verkennen. Es ist in Deutschland eine schöne Sache um das Begrabensein. Da kommen die Vettern und Basen in der Literatur, oder gebärden sich wenigstens wie Blut- und Herzensverwandte, lassen die Thränendrüsen spielen und schwirren ein Todtenlied, alle die Klageweiber, die da thun als möchten sie sich um den Verstorbenen zerreißen und haben vordem seiner nicht geachtet. Man mied ihn vielleicht, da er noch lebte, denn er war ein so sonderbarer, rauher, harter, offenherziger Kerl, der gar nicht zu schmeicheln wußte, und mit dem es eine Schande war, über die Straße zu gehen oder an einer und derselben Gesellschaft Theil zu nehmen; aber zu seinem Grabe wallfahrtet man und schmückt es mit Immortellen; man war hinterher sehr gerührt, man hat auf das Grab einige Thränen fallen lassen und man kann nicht umhin, in seinem nächsten Buche in alle Welt hinauszugreinen, wie man so gerührt und wie der Schmerz um den Todten mit dem Weltschmerz, der sich in den eigenen Gliedern verspüren ließ, doch immer nur einer und derselbe war. Der Tod ist unser Leben, unsere Gesundheit, unsere Unsterblichkeit, unsere Versöhnung. Welcher Verleger von Fabrikwaaren und Maschinenarbeiten drückt dich fortan

und zwingt dich zu arbeiten als Tage- und Nachtlöhner? Welcher literarische Handlanger quält sich ab, deine Menschlichkeiten aufzudecken und deine Persönlichkeit bloß zu legen? Welcher Ungenannte gießt dir aus seinem Versteck und Hinterhalte die ätzende Schwefelsäure des Spottes über dein literarisches Profil? Und wenn es geschieht, was kümmert's dich? — Du bist ein gemachter, ein stiller Mann, der keinen Mückenstich mehr fühlt, und den zu ärgern selbst die Fliege an der Wand nicht mehr im Stande ist.

Börne war ein Character, ein entschiedener, ungebrochener, geradsinniger Character, den man in seiner Richtung, weil er nur die eine hat, leicht fassen mag. Daher hat auch Laube mit den Worten: „börne," „verbörnt" und „bornirt," auf eine, euphemistisch gesagt, nicht ganz unpassende Weise gespielt. Man findet bei ihm durchaus die Wellenlinie der Schönheit nicht; aber auch eben so wenig Winkelzüge, Ausweichungen, Nebenrichtungen, worin er seine Ausflüchte gesucht und sich zerschlagen hätte. So bin ich und das denk' ich und das will ich, ist das Motto, welches an der Stirn eines jeden von seinen Aufsätzen geschrieben steht. Wie die Schönheit an sich nichts Entschiedenes hat, — der Begriff der Schönheit kann unter allen Völkern ein verschiedener sein, nicht der Begriff des Characters; die Schönheit hat auch keine Norm, aber unendlich viele Erscheinungsformen, runde, ovale, volle, schlanke, feste und weiche — so ist auch die Schönheit kein characteristisches Merkmal der Entschiedenheit; viel eher steht diese in Gefahr, sich ins Bizarre, Cynische, Absonderliche, selbst Widerwärtige zu verlieren. Wer will leugnen, daß Diogenes ein Character war?

aber ein schöner? ich zweifle daran. Auch Börne saß wie Diogenes in seiner Tonne, welche so groß war wie die Welt; denn die Welt ist das Faß des Diogenes, worin jeder den Narren, *seinen* Narren abspielt, wie er Lust und Behagen hat. Und Börne war so gut wie Diogenes ein edler, ein ehrlicher Narr, als er am hellen lichten Tage mit der Laterne seiner Speculation Menschen suchen ging und sie nicht fand. Und etwas Närrisches hat in unserer Zeit jeder Character, der sich nicht zu brechen und zu fügen weiß, etwas Sonderlinghaftes und Bizarres, welches die Fügsamen, Gefügten und Fügwilligen, deren Zahl Legion ist, zugleich schreckt und ängstigt. Ein solcher Character sagt gern Ja, wo Andere Nein, und Nein, wo Andere Ja sagen; er ist in seinem Rechte und hat doch Unrecht, denn er kommt mit all seinem Rechte nicht weiter als bis zum Unrecht. Wer den Umständen nichts zugesteht, dem werden die Umstände auch nichts zugestehen. Es liegt in der Natur eines solchen Characters, daß er mehr zerstört als schafft; denn sein Ja schafft nicht, aber sein Nein zerstört. Und doch thut uns ein solcher Character zu Zeiten Noth, als eine großartige Ausnahme, als eine Rarität, als eine Stimme der Opposition, als eine einseitige Wahrheit, als ein Produkt concentrirtester Kraft. Wenn der Stamm der Menschheit keine Fähigkeit mehr haben wird, solche Höcker und Knorren emporzutreiben, dann wird er sich ausnehmen wie der Stamm einer geschniegelten und gebiegelten Pappel, nicht wie der knorrige Stamm der edlen Eiche, welche germanisches Gewächs ist.

*Börne* faßte Jean Paul's Humor wieder auf; er lie-

ferte früher kleine Genrebilder, welche pikant, unschuldig genug, ja selbst leicht und spielend waren. Hierher gehört sein Eßkünstler, ein kleines trefflich colorirtes Musterbildchen. Später, wo er sich immer mehr verbiß, seine Hoffnungen stiegen, um desto tiefer gestürzt zu werden, und endlich die Politik in jedem Winkel seines Daseins Platz nahm und eine immer größere Menge Galle in sein Blut übertrat, kehrte sein Humor die Nachtseite heraus, und öffnete seine Krater, um zackige und zerstörende Lava auszuströmen und die blühenden Anlagen und Weingärten ringsumher mit gewaltigem Stein- und Aschenregen zu vernichten. Der Föhn, im Hader mit der Menschheit, brüllt aus den Schlüften des Grimms, der sich zu Alpen aufgethürmt, und die Lavine des höhnenden Zorns reißt sich vom Gipfel, der von Blitzen, nicht vom Abendrothe glüht, donnernd los und senkt sich in das Thal, um die stille Weideflur und die Hütten darin mit ihrem Sargtuch zu überdecken. Die Ironie, welche zwischen Haß und Liebe schwankt, stand ihm, als eine Form der Unentschiedenheit, weniger zu Gebote. Weich konnte Börne werden, wenn er am zornigsten, und zornig, wenn er am weichsten war; denn er erweichte sich an seinem Zorne und erhärtete sich zürnend an seiner Weichheit. Keiner hat wie Börne seinen Zorn bis zu dieser Spitze energischer Poesie zu treiben gewußt; denn auch der Zorn hat seine Poesie, und in dieser Poesie des Zorns war Börne Meister. Jedes Wort ist ihm Herzenssache; er schrieb, wie er selbst sagt, mit Herzblut. Gegen die Unselbstständigkeit der Schriftsteller, eine allgemein verbreitete Krankheit in Deutschland, ertheilt er folgendes Rezept: „nehmt einige Bogen Papier

und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt was ihr denkt von euch selbst, von euren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe rc. und nach Verlauf von drei Tagen werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden."

Bei alledem ist in Börne ein ziemliches Maß von Donquixoterie vorhanden. Er ritt wie Don Quixote, wenn er irgend eine Erscheinung wahrnahm, die ihn schreckte oder ärgerte — und er ärgerte sich oft — am liebsten mit eingelegter Lanze, statt wie ein besonnener Feldherr den angeblichen Feind zu beobachten und den günstigen Augenblick abzuwarten. Er war wie Aiax im Stande, eine Heerde Ochsen für Feinde zu nehmen und gegen sie loszurennen. Er trug stets seinen Degen bloß, was seiner Furchtbarkeit Abbruch that. Der Degen, welcher in dem Versteck seiner Scheide, ein zweiter Ziethen aus dem Busch, aufbewahrt wird, ist viel gefährlicher. Manches, was ruhig für künftiges hausbackenes Brot Mehl mahlte und sich wie ein unschädlicher Windmühlflügel umschwang, hielt er für ein feindseliges Gespenst und attakirte es. Seine Begeisterung erregt nicht selten ein Lächeln. „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution *gemacht* werden," ist der ewige Refrain seiner Briefe, der sich, trotz der erlebten vielen Täuschungen und unter denselben für Krieg und Revolution gleich ungünstigen Constellationen, immer wiederholt. Häufig bestimmt er genau die Zeit, wenn die Revolution los-

brechen wird. „Heute Nacht, schreibt er einmal, müssen hier in Paris große Dinge geschehen, alle Sypmtome einer Revolution sind vorhanden“ ꝛc. Und wenn er am andern Tage aufwachte und bemerkte, daß Alles bis auf seinen Stiefelknecht auf dem alten Platze stand und nichts in der gewöhnlichen Werkeltagsordnung der Dinge verrückt war, rieb er sich verlegen und verwundert die Augen, ärgerte sich, fand jedoch abermals, daß die Umstände für eine große Revolution äußerst günstig wären, tröstete sich also bis zur folgenden Nacht, schrieb einen fulminanten Brief und äußerte darin, die Dinge, wie sie in Paris ständen und lägen, könnten so nicht bleiben, die Zeit der Geduld sei nun vorüber, man könne nicht anders: man müsse Revolution machen. So rieb er sich Tag für Tag die Augen, zuletzt gegen sein Lebensende erst gingen sie ihm auf, da resignirte er und die bitterste Wehmuth überfiel sein revolutionsgläubiges, so schwer getäuschtes Gemüth. Man unterscheide jedoch zwischen Börne vor und Börne nach dem Jahre 1830. Erst nach 1830 fand sich jene Donquixoterie bei ihm ein, die ihn bestimmte, nach allen Seiten hin regellose Hiebe, oft in die Luft, auszutheilen, und mit eingelegter Lanze gegen eingebildete Feinde anzurennen, welche häufig, wie gesagt, nichts anders thaten, als sich vom Zeitwinde drehen zu lassen und in aller Unschuld brauchbares Mehl bereiten zu helfen. Mehl freilich war es nicht, was Börne begehrte, sondern Pulver; denn er selbst brauchte dessen in seinen Schriften viel; und obgleich es häufig von der Pfanne abbrannte, nahm er doch immer stärkere Ladungen, ohne daß er seinen Pulvervorrath von Erbitterung, Zorn, Hohn und Witz je aufgebraucht hätte.

Börne war mit deutscher Hypochondrie hinlänglich behaftet und er konnte sie selbst in Frankreich, außer in Paris, nicht los werden. Ueberall auf seiner Reise beengt ihn auch in Frankreich die Kleinstädterei; das geringfügigste Ereigniß, welches ihm mißfällt, stachelt ihn zum Zorn und bringt ihn in Harnisch. Sogleich ist er über und über ein Pantherthier, ganz Stachel, ganz Gift, ganz Tollkraut. Als er sich einmal über einen ungefälligen französischen Apotheker erbost, geht er, der Erzliberale, sogar so weit, auszurufen: so sind die Liberalen! — Erst in Paris kommt das Wohlsein über ihn in vollen Strömen. „Das moralische Klima von Paris, schreibt er, that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutsche Engbrüstigkeit verließ mich schon in Bondy. Rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl. Ich möchte wissen, ob es andern Deutschen auch so begegnet wie mir, ob ihnen, wenn sie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe ist, wenn an schönen Sommerabenden die Schule geendigt und sie springen und spielen dürfen." — Schwerlich sind es die Bewohner selbst, an denen er sich erquickt. Es sind mehr diese großen Rundbilder und Verhältnisse, diese Aufgeräumtheit, diese Aufgewecktheit und Leidenschaftlichkeit, das weltgeschichtliche Pathos, womit Paris raisonnirt und deklamirt, das Wogen, Durcheinanderlaufen, Um- und Uebereinanderrennen, Um- und Uebereinanderstürzen, das Tumultuarische, Thatsächliche, Rührige, das freigegeben Menschliche, was ihn über seine deutsche Natur erhebt und seine Brust öffnet. „Ich habe wunderliche Nerven," schreibt er einmal, „wenn sie kein Lüftchen berührt, sind sie am un-

ruhigsten und zittern wehklagende Töne, gleich Elvirens Harfe in der Schuld. So oft sie aber ein grober Sturmwind schlägt, bleiben sie gelassen, und verlieren sie ja die Geduld, brummen sie doch männlich wie die Saiten einer Baßgeige."

Es giebt Winkel-, Provinz-, Landtags- und Landschaftspatrioten, Patrioten im engeren Sinne, es giebt aber auch Weltpatrioten, deren einer war Börne. Ich wähle hier absichtlich die Bezeichnung Weltpatriot, seitdem die Bezeichnung Kosmopolit gemißbraucht und vielfach verdächtigt worden ist. Diese Patrioten lieben ihr Vaterland als ein Glied in der großen Völkerkette, als ein geschichtliches Binde- und Mittelglied; sie umfassen den Sclaven jenseit des Weltmeeres und die Schicksals-, Leid- und Kettenträger in ihrem eigenen Lande mit gleicher Liebe; sie lieben das Volk, dem sie angehören, aber noch mehr die Völker, die im Zusammenhange gedachte Geschichtslinie, worin ihr eigenes Volk und die Geschichte dieses Volkes nur einen einzelnen Punkt bildet. Um so besser, wenn dieser Punkt glänzend hervortritt und dadurch des menschlichen Geschlechtes Gesammtglanz leuchtender wird. Alle Völker sollen für einen und denselben Zweck arbeiten, für eine und dieselbe Idee begeistert sein; Fluß und Gebirg und politische Grenze sind keine Barrikaden mehr; die Weltbürgergesinnung räumt sie hinweg. Vielleicht ist das Ganze nur ein Traum, aber ein schöner Traum, eine Illusion, um welche es sich wohl einiger Mühe und Leiden verlohnt. Es giebt Täuschungen, die fast dieselbe Wahrheit haben, als die Wahrheit selbst, und diese fördern helfen.

Darum ist es ein schönes Wort, wenn Börne aus-

ruft: die Menschheit ist um der Menschen willen da, obgleich er eben so gut hätte sagen können: die Menschen sind um der Menschheit willen da, und wenn er den Wahlspruch Fenelon's: „ich liebe die Familie mehr als mich, das Vaterland mehr als die Familie, die Welt mehr als das Vaterland," auch zu dem seinigen macht. Börne wollte nur insofern ein Deutscher, nur insofern ein Franzose, Christ und Jude sein, als er dadurch nicht aufhörte, ein Weltbürger zu sein. Das Deutschthum und das Franzosenthum waren ihm nur Stufen zu dem heiligen Tempel des Weltbürgerthums. Daher schreiben sich viele seiner Angriffe gegen Personen und Verhältnisse, welche auf den ersten Blick unbegründet erscheinen, aber ihre Begründung dadurch erhalten, daß Börne witterte, eben diese Verhältnisse, eben diese Personen seien durch ihre Bestrebungen, ihre Meinungen und Ansichten seinen weltbürgerlichen Zwecken hinderlich.

Börne blieb seinem Vaterlande gegenüber, der er war; er hat seinem Vaterlande nicht geschmeichelt, er hat es aber auch nicht beschimpft noch verrathen; mit zartem Tact rühmte Börne in seiner französischen Zeitschrift das deutsche Volk den Franzosen gegenüber, er tadelte und geißelte es nur in seinen deutschen Schriften, er wollte, daß sein Tadel nur unter uns bleibe. Dennoch warf ihm Menzel „französischen Patriotismus" vor. Da fragte Börne: „Bin ich nicht der alte geblieben? und hast du mich, wie ich jetzt bin, nicht vordem gelobt? Was verfolgst du mich nun? Habe ich mich etwa geändert? Nein, nicht ich habe mich geändert, sondern du, seitdem du zum Würtemberg'schen Landtagsabgeordneten avancirt bist." —

Kühne sagt in seinen weiblichen und männlichen Characteren: „Es giebt in Deutschland wenig vollkommen klar entfaltete Charactere, weniger Einseitigkeit als in andern Nationen, aber weit mehr Doppelgänger und solche Naturen, denen die Zweideutigkeit ihr eigenstes, für sie selbst durchaus nothwendiges Wesen ist.“ Er sagt das in Bezug auf Gentz. In Börne haben wir einmal einen Character, der die Zweideutigkeit haßte bis auf den Tod. Während sich die Personen und literarischen Notabilitäten in Deutschland selbst unter ihrer eigenen Hand und im Umschaun sich zu verwandeln schienen und den zweiten Menschen ihres Doppelgängers herauswälzten, während aus Politikern Mystiker wurden, aus Rationalisten Pietisten, aus Angeklagten Anklagende, aus Verfolgten Verfolgende, aus Unhöfischen Höfische, aus Blutwarmen Eiskalte ꝛc., beharrte Börne in seiner Gesinnung, wie eine metallene Feldherrnstatue auf ihrem Piedestal. Börne übersiedelte sich gerade darum aus Deutschland nach Paris, um jeder Versuchung, seinem Character zu Gunsten der Umstände Abbruch zu thun, für immer zu entgehen.

„Ich bin müde, wie ein Jagdhund,“ schrieb er zuletzt, „ich wollte, es käme Einer und löste mich ab.“ Seine letzten Augenblicke haben viel Rührendes. Kurz vor seinem Ende verlangte er nach Blumen, wie Theodor Hoffmann verlangte, Grünes zu sehen. So sehr neigt der Mensch zur frischen und lebendigen Vegetation, den Kindern der Altmutter Erde hin, als könne er sich von dieser nicht losreißen und müsse noch ein kleines Angedenken, eine Erinnerung von ihr mit hinübernehmen in die Ewigkeit. — Raspail

aber hielt an seinem Grabe eine Rede, worin er sagte, es sei ein Vorzug Börne's, daß er geschrieben habe wie ein Franzose. Mann der engherzigsten National-Eitelkeit! wie kamst du an Börne's Grabe doch gerad auf Börne's Styl zu sprechen, den geringsten Vorzug, auf den der Todte stolz war? —

„Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund erhalten will, muß sich in Essig baden, um alle verbuhlten Lavendelseelen und bleifüßen Herzen von sich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Männer genug, welche auch die sauere Hand eines ehrlichen Mannes drücken und diese verstehen mich und lächeln mir zu!"

Mit diesen Worten nahm Börne, wie von weichmüthiger Todesahnung erfaßt, von seiner Lesewelt Abschied. Laßt uns ihm die Hand drücken und ihm zulächeln; noch ist Börne mitten unter uns; er war, wenn auch ein saurer, doch ehrlicher Mann, ein entschiedener Character und ein Schriftsteller, der die Gewalt der Rede handhabte wie Wenige, der sich Alles zur Nerven- und Herzenssache machte und mit Donnerkeilen sprach und mit Sprachkeilen donnerte.

Wir finden in Börne dieselbe Polemik gegen Zeit und Persönlichkeiten, welche vielfach in dem jüngsten Abschnitte unserer Literatur wiederkehrt, im großartigsten Style vorgebildet. Einen regelmäßigen, durch die Hauptleute philosophischer Principien organisirten Krieg hat Börne nie geführt; aber einen äußerst praktischen Insurgenten- und Freibeuterkrieg. Daher wundert mich, daß E. Meyen in Berlin, der mit dem hannöverschen Cabinette, wie es irgendwo hieß,

die Unzufriedenheit über Gervinus gemein haben soll, den Mangel an Principien Börne'n noch nicht zum Vorwurf gemacht hat, da er die Anwendung hegel'scher Grundsätze in unserer, auf das Energische ja Forcirte gerichteten Zeit für unerläßlich hält. Hier aber darf man fragen: wenn es wirklich wahr ist, daß sich unsere Zeit auf das Energische, ja das Forcirte richtet, werden Hegel's Grundsätze, wie sie von Meyen verarbeitet werden, Energie und Force, vor Allem Allgemeinverständlichkeit genug haben, um die energischen und forcirten Forderungen der Zeit zu befriedigen? — Wunderbar! seitdem Meyen recensirt und Zeit und Literatur principienmäßig verarbeitet, sind Zeit und Literatur immer stiller geworden, Gervinus gehört zu dem berühmten Göttinger Siebengestirn und Schriftsteller kommen selbst ohne hegel'sche Principien dazu, die jüngste Literaturepoche im Zusammenhange mit den Erscheinungen der Geschichte und der Gesellschaft darzustellen. Das freilich sehe ich ein, daß man Gott die Weltgeschichte wird aufkündigen müssen, wenn keine Hegelianer mehr vorhanden sind, sie am Gängelbande des Systems wie ein Lamm Hegel's auf der Weide der allgemeinen Principien grasen zu lassen, und mit kritischem Gebell die Nichtprincipienmänner, die sich dem heiligen Orte nahen, zu verscheuchen!

Wir haben Börne bereits in einem früheren Kapitel als einen Gegner derjenigen Nationaleigenschaften der Deutschen kennen lernen, welche unsere Tugenden und edleren Eigenschaften zu keinem eigentlichen Ausbau im Zusammenhange, zur Entfesselung und zu der einer großen Nation würdigen Stellung im Centrum Europa's kommen lassen.

Börne fühlt sich furchtbar incommodirt durch die deutsche Kleinstädterei, woraus alle jene Lieblingsneigungen entspringen, die ich hier anführe: die Kleinzanksucht, das hinter dem Ofen Hocken, das bösen Leumund Machen, das Unterducken, das von sich selbst Abtrünnigwerden, das sich Alles Gefallenlassen, das Argwöhnische, das Hin- und Wiedertragen, das Mißliebige, das Verdrießliche, das sich und Anderen das Leben schwer Machen, das Bedenkliche, burgemeisterlich Vornehmthuerische, das Schwerfällig Ungefällige, das allen allgemeineren Interessen Entfremdet sein, das Alles übel Auslegen, das Bleiche, Characterlose, die Klatschschwesterei, die Drehsucht, welche sich gerade um die engherzigsten Centra wendet, die Titel-, Rang-, Lesesucht, das Cermonielle, Complimentöse, Pompöse &c. &c.

Man glaube aber nicht, daß Börne die edlen vortrefflichen Eigenschaften des deutschen Volkes, die nur durch fremdartige Einflüsse haben verdeckt werden können, mißachtete und mißkannte. Zu den Franzosen predigte er ganz andere Meinungen über die Deutschen, als zu diesen selbst. In seiner französischen Zeitschrift sagt er einmal: „die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und Bewunderung zwischen alle Verdienste."

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend, es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert."

„Deutschland ist das Land des Hervorbringens, des Genie's, Frankreich das Land des Talents. Die Deutschen

haben die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften, der Speculation. Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung unbedacht und vorschnell; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und Gemüthes mit dem der Franzosen; sie sind beide durch einen unermeßlichen moralischen Raum getrennt." Stellen der Art, wo die Herrlichkeiten des deutschen Geistes und Lebens vor den Blicken der Franzosen entfaltet werden, ließen sich noch viele aus Börne anführen.

Börne war von republikanischer Gesinnung und stand auf der äußersten Linken; er hielt für möglich, was von vielen Franzosen von derselben Meinung, welche nur die moderne Menschheit besser kennen als Börne, für eine impossibilité gehalten wird, nämlich, daß man die europäische Welt in Republiken umschaffen könne. Mit der Diplomatie, der Kriecherei, dem Raffinement, wie sie jetzt Zeichen und Merkmale der Zeit sind, gebiert sich, besteht und vollendet sich eine Republik nicht; eine Republik erfordert die edelsten, einfachsten, uneigennützigsten und schwungvollsten Bürger, oder wie in Nordamerika Bürger von ganz verständigem, leidenschaftslosem und gesetztem Character, welche ihr eigenes Wohl mit dem Gemeinwohl für unzertrennlich zu halten erzogen sind. Börne hielt uns für unverdorbener als wir in der That gegenwärtig sind. Dieser Irrthum hat seine beste Kraft aufgerieben.

Börne hat mehr als ein Anderer selbst in seinen alten Tagen für die Jugend und mit ihr gestanden. Freilich braucht es der grauen Haare nicht, um alt zu sein, wie es der jugendlichen Haare nicht braucht, um jung zu sein.

Sparta und Venedig kämpften und blühten unter Senatoren und die mächtigen Vertheidiger des römischen Stuhles und die auf ihm saßen, waren Greise voll hartnäckigen Feuers. Die Alten, gegen die wir Junge ankämpfen, und wir, die wir uns Jugend nennen und mit dem Alter fehden, sind eigentlich nur Allegorien oder vielmehr Personificationen von strebenden und widerstrebenden Kräften, (Agentien und Reagentien), so gut wie die schlangenfüßigen Giganten oder Briareus, der hundertarmige. Wir pflegen alt zu nennen, was stabil ist und keine seiner Prärogativen, seiner Gewohnheiten, seiner Liebhabereien, selbst besserer Einsicht zum Trotz, aufgeben will; wir nennen jung, was an der Entwickelung der Menschheit und der Ideen, die sich aus ihrem Schooße erzeugt haben, innigen und wo es möglich ist mitwirksamen Antheil nimmt, die Autoritäten nicht bloß darum anerkennt, weil man sie als Autoritäten ausgerufen hat und nun verlangt, man solle sie, selbst ohne Prüfung, als Autoritäten bis zur Besinnungslosigkeit und abgöttischen Anbetung verehren; wir nennen jung, was gerade für die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung und des politischen Lebens, eben darum weil sie neu sind, Sympathien fühlt und ein Ideal sich festgesetzt hat, welches als ein verbesserter Zustand der Gegenwart über diese hinaus reicht; wir nennen jung zumal, was dem flüssigen, beweglichen Elemente mehr zugethan ist als dem starren, in und auf sich beruhenden und der Stagnation unterworfenen. Der Begriff Jung und Alt knüpft sich, wie man sieht, nicht an bestimmte Jahresunterschiede und Lebensalter und ist auf keine Weise materiell zu fassen.

Aber die Zeit, in der wir leben, befördert die Reife der Jugend noch vor der Zeit und ehe die Frucht mit Saft und Kern hinlänglich ausgestattet ist, um in der Reife dauerhaft zu sein und der Fäulniß Trotz zu bieten. Der Wurm des Stillstandes und Todes wird mit uns geboren und erzogen. Unsere gesellschaftlichen Formen sind für die Jugend Fuß- und Handschellen, die sie zu keiner frischen und freien Entwickelung kommen lassen. Unsere offenbaren und geheimen Genüsse, jene schleichenden Gifte — wer wollte sie alle namentlich aufführen? Ihre Zahl ist Legion. Die Elasticität des Geistes, wenn sie je dagewesen, geht schnell in Abspannung und Schlaffheit über; die Phantasie, die bildende Kraft, ist von Hause aus brach und wüste gelegt oder irre geleitet, und statt des edlen Ehrgeizes, der den Jüngling ziert und dem Manne wohl steht, hat sich eine auf kleinliche Dinge gestützte Eitelkeit in den Herzen eingenistet, die sich zum Ehrgeize verhält, wie der kriechende Gang der schleimigen Schnecke zu dem rauschenden Schnellfluge des Adlers. Man gewöhnt sich, den Pfauenschweif seiner witzigen Scheinbildung auszubreiten und prunken zu lassen und wie der Pfau die eigenen Sporenfüße und subjectiven Hühneraugen selbstgefällig zu betrachten.

Ist schon das Herz der Jugend mit einem so kärglichen Sparofen bedacht und erwärmt, wie und womit soll sich das Alter einheizen und erwärmen?

Nun hat sich aber ein Gegensatz innerhalb der Jugend eingefunden, ein Schisma hat sie in zwei oder drei Gewalthaufen getrennt, in die Jugend, welche wirklich jung ist, in diejenige, welche alt trotz der Jugend ist, und diejenige,

welche jung troß des Alters ist. Man verstehe mich recht! — Es giebt alte Hitzköpfe, deren Feuereifer wie ein brennender Busch der Jugend in zweifelhaften und stürmischen Zeiten voranzuleuchten pflegt, auch alte speculative Köpfe, von denen sie benutzt und gemißbraucht wird. Für sich träumt und und raisonnirt die Jugend nur, sie handelt nicht ohne Zutritt der Altmeister, mit denen sie aber auch in's Feuer und in die Hölle geht; denn die enthusiastische Jugend ist rein und meint es gut, sie diplomatisirt nicht, sie berechnet nicht, sie geht gerade aus in Sieg oder Tod, sie unterscheidet durch einen ihr eigenen Instinct leicht den Schein vom Wesen, die Wahrheit von der Unwahrheit, die Sitte von der Unsitte; sie stellt die idealistische Seite der deutschen Nation dar, aus ihr bildet man zur Zeit der Noth und des Aufschwungs die lebendigen Bollwerke des Vaterlandes, die heiligen Schaaren der Todesjünger; eben jedoch darum, weil sie nicht berechnet, fragt sie auch nicht darnach, ob dies oder das zum Zwecke oder daneben vorbei zum offenbaren Untergange führt, sondern ob das Bezweckte etwas Ungemeines, des Aufwandes von jugendlicher Kraft würdig und der excentrischen Jugend-Schwärmerei entsprechend sei. Die Jugend fragt überall nach der Idee, das Alter meist nach dem Erfolg, dem Nutzen. Die Kriege der Deutschen, welche sie wenigstens vom Auslande unabhängig machten, hatten der deutschen Jugend Stolz, Trotz und Selbstbewußtsein eingeimpft; lange Zeit sah sie sich noch bevorrechtet, selbst gehätschelt und verzogen; ob derselbe idealistische Schwung noch in ihr sei, läßt sich schwer bestimmen, aber ich glaube, daß die Lage der politischen Welt, zumal die gesellschaftlichen Ver-

hältnisse und die Richtung, welche der Character der Nationen gegen das Nutzbare und die kaufmännische Speculation hin genommen hat, mehr geeignet seien, das Feuer der Jugend zu dämpfen als es zu unterhalten. Die Gier nach dem schönen Schein, welcher die Eitelkeit befriedigt, und die Sucht, das Unächte, wenn es nur glänzt, dem Aechten vorzuziehen, fangen stark unter unsern Jünglingen an zu grassiren.

Börne, um auf diesen zurückzukommen, hielt es mit der Jugend, weil er bei ihr die meiste Empfänglichkeit für seine Lieblingsgrundsätze wahrnahm — die Jugend diplomatisirt wenigstens nicht — eine Eigenschaft, die für ihn selbst characteristisch ist. Daher sein Ausspruch: „nur der Unerfahrene hat Recht, nur er ist glücklich. Darum glaubt der Jugend; was die Jugend glaubt, ist ewig; euer Wissen aber vergeht.“ Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Börne seinen Ansichten stets die einseitigste Fassung giebt; das thut die ehrliche Begeisterung immer, sie denkt und will nur das Eine, und Nichts nebenbei; sie verclausulirt sich nicht und schlägt nicht nach rechts oder links, wenn sie es auf die Mitte abgesehen hat, sie schlägt auf die Mitte geradezu, dem Gegner das Weiße im Auge zukehrend. Es haben sich auch noch andere wackere Männer an die Jugend gehalten, das heißt an die reine Blüthe der Jugend, die nicht taub ist, nicht den verdorbenen Saft aus dem verdorbenen Stamme der Zeit in sich gesogen hat. Der treffliche Däne C. Hauch, Professor in Soröe, drückt sich in seinem letzten Romane noch stärker aus, als selbst Börne. „Die Verderbniß,“ sagt Hauch, „geht von den höchsten Punkten aus und über-

schwemmt gleich einem reißenden Strome die niederen Regionen. Ein ächter Fürst widme sein Scepter dem jungen Geschlecht; wenn es nicht anders sein kann, gebe er die Alten um der Jugend willen auf, wie man bei einer Feuersbrunst die brennenden Häuser aufgiebt, um die noch nicht brennenden zu retten. Alle, welche auf Erden mächtig gewirkt haben, folgten unwillkührlich diesem Grundsatze. Auf Männer wirkten sie nur wenig, auf ausgelebte Greise gar nicht, ja sie fanden bei diesen weit öfter Widerspruch als Beistand, sie streuten vielmehr Wort und That dem kommenden Geschlechte, den aufblühenden Jünglingen aus." Jene Stätten des Muthes, des freien Wortes und der freien Gesinnung, welche seit Jahrhunderten in das zur Stagnation sich neigende deutsche Gemeinleben immer frische Strömungen gebracht haben, die Universitäten: — Jünglinge sind ihre akademischen Bürger, und ihr Senat, ihre Lehrer, mit dieser Jugend in fortdauerndem Wechselverkehre stehend, sind von dem Begriffe dieser geistigen Binnen-Republiken erfüllt, während die gelehrten Akademieen, jene oligarchischen Vereinigungen von Altmeistern, mehr oder weniger der Stagnation unterworfen sind.

Ein zweites Merkmal der gegenwärtigen Literatur, welches ihr von Börne aufgedrückt ist, ist die Impietät vor den alten Götter- und Götzenbildern unserer Literatur. Börne's Polemik gegen Göthe, welche nur gegen Göthe's Gesinnung und Alterschwächen sich richtete, nicht in sofern sie Alterschwächen waren, sondern weil sie ihm den weitern Fortschritt des politischen Lebens in Deutschland selbst zu beeinträchtigen schienen, wurde von Menzel fortgesponnen

und auf einer gewissen Grundlage scheinbarer Principien gegen die Herrlichkeit des Göthe'schen Genies selbst ausgedehnt. Der Vorwurf der Unverschämtheit, den man in dieser Hinsicht Börne'n machen könnte, wird gemildert, wenn man wahrnimmt, daß für Börne ein Kunstwerk und ein Mann, der Kunstwerke fertigte, überhaupt nichts Erbauliches hatte. Seine Polemik zerfällt in nichts, da er nur von seinem einseitig politischen Standpunkte aus unsere Heroen der Literatur kritisirte und gegen sie polemisirte. Wenn Börne Göthe'n auf die Hühneraugen tritt und in wirklicher Verblendung selbst Schiller's Wilhelm Tell zu verdächtigen sucht, so sind ihm, der mit der Kunst überhaupt in gar keinem Verhältniß stand, diese Ausfälle eben so wenig übelzunehmen, als wenn er vor dem Laokoon, dem Belvedere'schen Apollo oder der medizäischen Venus stehend kalt geblieben wäre, oder gar sich geärgert hätte, daß diese nutzlosen und gesinnungslosen Fabrikate, die ja gar nichts zur Förderung des politischen Fortschrittes beitrügen, einer so hohen Verehrung durch alle Welt genössen; ja, er wäre vielleicht im Stande gewesen, zu behaupten, die Hingebung an diese marmornen Antiquitäten sei eben Schuld an der schlechten Gesinnung der Menschen und dem Stillstande der Politik. Börne wandte sich mit seinem ungestümen Feuereifer auch am liebsten gegen Göthe's gelegentliche, mündliche und schriftliche Aeußerungen, Dedicationen, Danksagungen und briefliche Mittheilungen, die man damals „Unterhandlungen" nannte, weniger gegen Göthe's Schöpfungen.

Hierzu kam noch eine andere Börne empörende That=

sache. Als er die trotzigen Worte schrieb: „Göthe hat eine ungeheure hindernde Kraft; er ist ein grauer Staar im deutschen Auge; seit ich fühle, habe ich Göthe gehaßt, seit ich denke, weiß ich, warum" — damals war in der That die Verehrung Göthe's bis auf ihr besinnungslos Aeußerstes gekommen, man verehrte ihn wie den Heros, den Messias der deutschen Nation, man sank vor diesem Dalai Lama der Nationalliteratur geistig in den Staub und küßte ihm den Pantoffel, wie die katholische Christenheit dem Pabst, und was er aussprach, was er schrieb, wurde Gesetz und hatte bindende Kraft. So opferte man ihm in der That alle individuelle Entwickelung in der Literatur. Und doch ist es so augenfällig, wenn man nicht blind sein will, daß Göthe in seinem Alter wohl eine immer geschmackvolle Kritik übte und manche tiefe und praktische Wahrheit ausgesprochen hat, daß er aber das Sonderungsvermögen fast ganz eingebüßt hatte und gerade für das Schwache, Matte, Glatte, Geschnörkelte, Mittelmäßige die meiste Sympathie fühlte, für Starkes, Geniales fast keine. Mit hundert Stellen will ich diese Meinung, wenn man es verlangt, belegen. Wie viele Malerfabrikate hat er nicht in behaglicher Ausmalung als Kunstwerke gerühmt, die nichts als gewöhnliche Portraits gewesen sind! und wie hat er nicht die kleinen glatten Bologneserhündlein der Literatur zu sich gelockt und ihnen geschmeichelt und gestreichelt, weil sie seine Hündlein waren und an der Pforte seines Ruhmes belfernd Wache hielten! Sein Verhältniß zu dem wilden Byron war ein gegenseitiges, und eben die Gegenseitigkeit des Verhältnisses bestimmte damals seine Sympathieen. Auch Byron hatte ihm sein

Huldigungsopfer gebracht, und es ist wirklich auffällig, daß Göthe in jenen Tagen doch meist nur das berücksichtigte, was als planetarischer Staub in seinem Sonnenkreise mitzog, worauf er influirte; Kometen mit ihren närrischen Schweifen und sich immer wieder von der Sonne abwendenden Bahnen liebte er nicht, noch verstand er sie in ihrer Unregelmäßigkeit. Es wäre thörigt zu sagen, er habe sie aus Selbstsucht gefürchtet! Er stieß sie ab, wie sie ihn abstießen, wie ihn ein jugendlicher andrer Göthe abgestoßen haben würde, welcher mit einem zweiten burschikosen Götz von Berlichingen seine Kreise gestört und sein regelmäßiges Bewußtsein in Verwirrung gebracht hätte. Es war die unvermeidliche Schwäche seines Alters! Jeder Jüngling, und je kräftiger er wäre um so mehr, würde vor sich selbst zurückschrecken, wenn er sich in der Abformung und Verwandlung seines Greisenalters selbst gegenüber träte! Wer wollte daher den alten Göthe tadeln und zurechtweisen! Die liebenswürdigen Eigenschaften des Greises, jene reine von allen Jugendschlacken entbundene Humanität, jene ruhige Beschaulichkeit, jene gelinde und doch so hinreißende Gabe zu rathen und zu fördern, waren in Göthe so vorzüglich ausgebildet und verbanden sich mit einer so großen Fülle geistiger und geläuterter Rückstände, daß es frevelhaft wäre, in dem alten Göthe den Menschen zu hassen! Was ihn der Jugend und der jungen Literatur verleidet hat, war die ganz himmelblaue Verehrung, die man selbst seinen Alterschwächen zollte, als habe er in jeder Form seines Sitzens auf einem Orakelstuhl gesessen. Göthe war der größte deutsche Mann damals, und er hat auch jetzt nicht Seinesgleichen, aber das Größte,

was Deutschland verlangen kann und soll, war er nicht. Ein schlechter Trost für England, wenn es statt seines großen nationalen Aufschwungs zur Zeit der Elisabeth nur einen nationalen Stillstand und innerhalb desselben nichts als seinen Shakspeare gehabt hätte; ein schlimmes Zeichen, wenn die Blüthe einer Nation nur in einem Manne ausruht und Behagen findet, der unendlich viel ist, ein großer und eine Fülle geistiger Fähigkeiten in sich einschließender Dichter, aber doch immer nicht der Repräsentant nationalen Aufschwungs in den wesentlicheren Bedingungen, nicht der politische Gesetzgeber, der Wiedergebärer eines Volkes, der das Nationalleben in seinen wichtigsten Punkten und Forderungen beherrscht und an sich reißt. Ich sage nichts gegen die Pietät, aber wie man sich Göthe untergeordnet hat, streift über alle Pietät hinaus und ist nur ihre Caricatur. Gewiß ihre Caricatur, wenn man bei Zelter die Worte liest: „guter Mann, du bist bescheidener als Gott will!" oder: „verzeih mir, wenn ich an dich denke, so könnt' ich mein Herz wie Honig auf Brot essen!" oder: „die Nachwelt wird es nicht glauben, daß die Sonne unsrer Tage ein solches Werk — den Elpenor — hervorgehen sah!" — oder: „in Frankfurt a. M. habe ich zuerst und allein das Haus besucht, wo mein Heiland geboren ist." Das würde sich hören lassen, wenn ein Pietist aus dem Wupperthale nach Bethlehem käme und sich die Stätte zeigen ließe, wo sein Heiland Jesus Christus geboren wurde. Diese Aussprüche rühren von demselben Manne her, welcher bei einer Gelegenheit in Bezug auf Göthe ausrief: „Ja, von einem Genie lass' ich mir Alles gefallen, das Genie kann mich mit Füßen tre-

ten!" — Ich denke hin und her, unter welchem andern Volke als dem deutschen ähnliche Ausbrüche sclaverischer Schmeichelei statt finden könnten, ich finde dermalen keins. Mit ähnlichen Thorheiten, welche alle auf Grund des contrat social der damaligen Götheverehrung begangen wurden, könnte man Bände füllen als ein schönes Denkmal deutscher Verständigkeit, Besonnenheit und Unabhängigkeit. Wahrlich! die Impietät Börne's und Menzel's hat nichts so Furchtbares und Schauerliches, als diese Fratze von Pietät, bei der es gleichgültig erscheint, ob sie gemacht, gewaltsam angeschraubt oder von Natur wahnsinnig war! — Man kann nicht wohl an Börne denken, ohne zugleich an Heine zu denken, wie man nicht wohl an Göthe denken kann, ohne an Schiller, nicht an Platen denken kann, ohne zugleich an Herrn Dr. Minckwitz zu denken. Minckwitz verhält sich bekanntlich zu Platen, wie Zelter zu Göthe, nur daß Minckwitz ein viel kurioserer Mensch ist als Zelter, und Platen ein ganz anderer Mensch als Göthe.

Schiller und Göthe! Börne und Heine! — Man erlasse mir die Parallele. Abgesehen von der überragenden Größe jener Männer, deren Freundschaft als einziges nicht übertroffenes Muster literarischer Brüderschaft dasteht, so offenbart sich in der momentanen Kameradschaft zwischen Börne und Heine und in der Art, wie sie auseinander gingen, jene Hin- und Hergerissenheit, Unstätigkeit, Flüchtigkeit und Jachheit im Knüpfen und Lösen der Freundschaftsbande, welche für unsre Zeit bezeichnend sind. Heine ist von der Anrüchigkeit unserer jungen Zeit selbst ange-

schmaucht und gezeichnet. Offenbar das glänzendste, am meisten dichterische Talent der neuen literarischen Schule, offenbaren sich zugleich in ihm mehr als in jedem andern Cantonpflichtigen der jungen Richtung alle die Schäden, Schwächen, Mängel, Uebertreibungen, Unverschämtheiten und Lücken, welche, unter uns gesagt, im Allgemeinen der letzten Generation in höherem oder geringerem Grade ankleben. Das deutsche Stand- und Eisenfeste in den Characteren verliert sich immer mehr, wir fangen an eitel, launisch inconsequent, zierlich, gereizt, übelnehmisch und hysterisch zu werden wie die Frauen und wie diese unempfänglich für die Idee einer großartigen, beharrlichen und sich aufopfernden Freundschaft. Börne hatte noch etwas, er hatte sogar viel von einem Character; Heine hat von einem gesetzten, consequenten Character wenig, wenn man nicht etwa meint, es gäbe Personen, deren Character eben darin besteht, keinen zu haben, nur müßten sie diese Characterlosigkeit mit eiserner Strenge festhalten. Ein so sittlicher Mensch, wie Börne, dieser starre reine Republikaner, konnte sich auch auf die Dauer mit Heine, dem Helden der Boulevards, nicht vertragen; nicht minder stieß sich Heine an Börne, und man muß zugeben, daß Börne genug Ecken, Spitzen und Höcker darbietet, woran ein so erklärter Libertin wie Heine Anstoß nehmen mag. Wie paßten Börne's finsterer essigsaurer Unmuth und Heine's in Rosenwasser getauchte Selbstgefälligkeit zusammen? Es mußte Heine erscheinen, als ob Börne jeden seiner Schritte überwache und beaufsichtige und seine Thorheiten in das schwarze Register, welches Börne über die Summe der menschlichen Thorheiten führte, der

Reihe nach eintrüge. **Heine** trägt die Achsel nach dem Witze, wie andre nach dem Winde; er ist Sclave seines Witzes, wie **Börne** seines Witzes Herr ist. Bei **Börne** hat der Witz organische Nothwendigkeit, und wenn man ihn auch keinen frommen christlichen Mann im gewöhnlichen Sinne nennen darf, so besaß er doch eine gewisse Religiosität, eine Ehrfurcht vor dem göttlichen Geiste, der die Weltgeschichte macht, weil er Ehrfurcht hatte vor der Weltgeschichte selbst; **Börne** blasphemirt niemals, wie **Heine** thut, bei dem der Ernst immer halben Weges stehen bleibt, um sich mit dem Spaß ein kurzweiliges Vergnügen zu machen und mit ihm Purzelbäume im Sande, und in der Luft Spatzen und Spaßvögel mit den Knallerbsen des Witzes zu schießen. **Heine** kann seine Paar Loth Schmerz in ein Schnupftuch wickeln, in die Tasche stecken und in der anständigsten Gesellschaft herausziehen, denn der Schmerz ist bei ihm mit eau de Cologne begossen und verbreitet keinen unfashionabeln Seitengeruch. **Börne** mit seinem Schmerze von hundert Pfund Gewicht mußte sich schon mehr in seiner Stube abschließen und selbst in dem formenreichen und wandelbaren Paris blieb er unfügsam und einigermaßen cynisch. Seine Freunde waren nicht die Freunde **Heine's**, sein Glaube nicht der Glaube **Heine's**, sein Gott nicht der Gott **Heine's**. „Nach einem guten Frühstück sich auf das Sopha strecken," sagt **Börne** in seiner letzten Schrift, „einige auserlesene moralische Kapitel in **Paul de Kock's** Romanen lesen, dann einschlafen und träumen, Mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen, Abends mit angenehmen Frauenzimmern verkehren und mit Banquiers und Wechsel-

agenten gegen die Republik losziehen, das wäre auch eine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des besseren Genius." Und wer ist der Mensch, der gut frühstückt, auf dem Sopha dämmert, mit Paul de Kock's Moral sich beschäftigt, schläft, schmaust, liebt, mit Banquiers und Wechselagenten über die Republik loszieht und faselt? Kein anderer als Heine, welcher sich ein Vergnügen daraus macht zu behaupten, es ginge kein einsames Mädchen auf den Boulevards, dessen Bekanntschaft er nicht gemacht habe. „Wohl bessere Männer als ich," sagt Börne an einem andern Orte, „die früher für das Vaterland geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat nichts gethan, wer nicht Alles hingiebt, hat Alles verweigert." Mit einem Manne von solchen Grundsätzen konnte Heine nicht auf die Dauer persönlichen Umgang pflegen. Daher jene Trennung, daher jene Scene zwischen O. L. B. Wolff und Heine in Paris, welche Wolff in seinen Briefen aus Paris ausgeklatscht hat, wo Heine sagt: ich habe mit diesem Menschen (Börne) nie etwas gemein gehabt, ich will nie etwas mit ihm gemein haben, worauf Wolff den schlechten Witz macht — er nennt ihn selbst schlecht —: das ginge auch gar nicht an, Heine könne nichts mit Börne gemein haben, denn Börne habe die Gemeinheit allein. Uebrigens blätterte der Improvisator Professor Wolff mit seinem langfingrigen Gedächtniß in der modernen Bibel der Deutschen, den Werken Göthe's, und fand den unsaubern Vers:

Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Nutzanwendung: Börne sei die Laus des Wallfisches Heine u. s. w. Man erinnere sich, was mehrere unsrer jüngern Schriftsteller, diese schnüffelnden Füchse auf Reisen, über Börne und Heine, deren Haushalt, deren Denken und Thun ꝛc. Widersprechendes geklatscht und zum Theil mit schamloser Indiscretion auf dem Forum der Literatur ausgerufen haben. Wenn einmal ein Kehrbesen im Stande wäre, diese Klatschschwesterliteratur auszufegen, so müßte es ein mächtiger, gewaltiger Besen sein, nicht aus gewöhnlichen Zuchtruthen gebunden, die man hinter den Spiegel stecken kann, sondern aus Schwerter- und Flammenbündeln und Scorpionenstacheln des Genie's und der unerschrockenen Gesinnung!

In meinem Werkchen „Bücher und Menschen" habe ich eine Parallele zwischen Börne's und Heine's Styl zu ziehen gesucht. Da steht der Börne'sche Styl aufgerichtet da, ein gewappneter Mann, das Visier aufgeschlagen, die Lanze eingelegt, in kriegerischer Haltung, Brust gegen Brust, Stirn gegen Stirn, schäumend und knirschend; ich bezeichnete seinen Styl als einen geharnischten Krieger, welcher an der Pforte des sittlichen Ernstes und des Weltbürgerthums Schildwache steht, während ich Heine's Styl die weibliche Rückseite des Börne'schen Styls nannte, eine anmuthige Hetäre, welche, nicht ohne Zötlein im Munde zu führen und Gemeinheiten und Frivolitäten mit Anstand auszusprechen, mit offenem Busen verlockend umherstreift. Heine's Styl hat immer oben auf eine Spitze, Börne's einen Kolben.

Le style cest l'homme! — Börne's und Heine's Styl sind Börne und Heine selbst.

So rigoristisch der moralische Standpunkt ist, von dem aus Pfizer Heine in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift beurtheilt hat, so kann man ihm in der Hauptsache doch nur Recht geben. Es liegt ein alles Heilige zerfressendes Element in der Witzkraft Heine's und man macht darum eine Anklage noch nicht grundlos, wenn man sie ihrer Gründlichkeit wegen albern und pedantisch schilt. Nun wohl, ich gesteh es offen, ich bin auch solch ein Pedant, ein so langweiliger Gesell, daß ich das faunische Vergnügen nicht begreife, womit man, als geschähe dadurch der Menschheit ein Heil, eine Stütze des religiösen Glaubens nach der andern mit dem Grabscheit der Skepsis zu untergraben und mit dem Hammer des Witzes den schönen symbolischen Schmuck loszulösen und zu zerbröckeln versucht. Geschähe es bei Heine nur noch mit Ernst und Würde und im Interesse der Wissenschaft — aber zu deutlich spielt jene faunische Lust über das Profil seiner Darstellung, wenn er so hinterrücks dem Christenthum — man gestatte mir hier den bezeichnendsten Ausdruck für die Tücke — einen Esel gebohrt zu haben glaubt! wenn es ihm wieder einmal gelungen ist, einen Gläubigen zu ärgern, einen Ungläubigen zu belustigen, und irgend einen Glaubensartikel, ein Glaubenssymbol lächerlich zu machen! Er wagt sich an das Höchste und Heiligste, weil dazu das größte Maß von Unverschämtheit erfordert wird, und Unverschämtheit jetzt für Characterstärke ausgelegt und um eines schnöden Witzes willen das freventlichste Attentat in Schutz genommen wird. Was hat die leidende Mensch-

heit von eurem Witze, eurer Verstandesschärfe, wenn ihr alle Tröstungen eine nach der andern anbohrt und tilgt? hat sie einen Ersatz dafür im diesseitigen Leben? kann sie schwelgen wie ihr an brechenden Tafeln, die moderne Zerrissenheit wie ihr in den Hotels mit Champagner herunterspühlen, auf weichem Canape wie ihr sich dehnen und den Jammer des Unglaubens wie ihr träumerisch verlullen und verdammeln? — Ich für mein Theil halte die religiöse Andacht für ein der Menschheit angebornes ursprüngliches Gefühl, und einen Zustand, in welchem dies Gefühl, wie das Licht in einem luftleeren oder einem mit giftigen Dünsten erfüllten Raum, erlischt, für einen depravirten, abnormen und ungesunden Zustand, nur möglich zu einer Zeit, die sich auf dem Boden des nackten Verstandes wohnliche Hütten bauen will, und doch nach jeder Schicht Verstand auf eine Schicht Skepsis stößt, welche das Haus mit Schwämmen überzieht und zerstört und überhaupt keinen Grund abgiebt, auf dem man bauen kann. Fahrt fort, den modernen skeptischen Verstand (die wahre menschliche Vernunft protestirt gegen seine Anmaßungen) als Herrscher der Zeit auszurufen, aber jammert, jammert um dieser Herrschaft willen, welche jedes ursprüngliche Gefühl ausrottet und wie Herodes in Bethlehemitischen Kindermorden gegen den Heiland rast. Ich sage euch, mit all euren anrüchigen, verderbten, raffinirten, Alles bezweifelnden, Alles bespöttelnden, Alles untergrabenden, jede Sympathie, jedes ursprüngliche Gefühl vernichtenden und verspottenden und von aller religiösen Empfindung losgelösten Characteren erbauen wir keine gesunde Zeit, die Bestand haben könnte! Schlimm genug, daß die Mehrheit der Nation in

keinem gesünderen Zustande sich befindet als ihr und eben so wie ihr von Eitelkeit und Genußsucht angefüllt ist! Daher jene Corruption, welche höchstens den Deckmantel der Scheinheiligkeit um sich schlägt, und, wie ihr in Frankreich seht, von den oberen Kreisen ausgeht, um sich vor allem Volke zu prostituiren! Große Leiden und Schmerzen werden noch über uns kommen müssen, um uns zu einem gesunden Zustande zurückzuführen und mit blutigem Finger auf den Himmel zu weisen. — Wenn ich aber Heine's letzte prosaische Schriften lese; so möchte ich nicht beten: Herr, erlöse uns vom Uebel, sondern erlöse uns vom Witze, der unser Uebel ist in Ewigkeit: Amen!

Freilich ist nichts an sich böse, aber Alles wird böse durch die Art wie man es anwendet, durch den Mißbrauch, den man damit treibt, durch die Richtung, die man ihm giebt. Konnten wir uns nicht mit der ernsten Angelegenheit eines neuen politischen Systems begnügen? sind nicht herrliche Ideen erweckt worden, für die zu schreiben und zu kämpfen Ehre und Lust war? giebt es nicht eine hinlängliche Masse gemeiner und schlechter Gesinnung, um dahin zu wirken, daß eine allgemein geistige Schilderhebung dagegen statt fände? und könnte dieser Kampf, wie bei Börne, nicht auch bei uns Aufgabe eines Lebens, und Lebens und Sterbens würdig sein? Warum, frage ich, zersplittert ihr euch in so viele abseits liegende Fragen, die zu so viel Mißverständnissen und falschen Deutungen Anlaß geben? warum untergrabt ihr das Wesen der Religion selbst? die geltende Moral, die nicht von heute und gestern ist, jene Grundsätze der Ethik, die allein Staaten und Charactere groß und herr-

lich und die Männer mit Einschluß der Weiber frei zu machen im Stande sind? warum dieses gesuchte feine Spiel mit dem Fleische und der Sinnlichkeit, was euch so viele Unbequemlichkeiten verursacht hat? warum jene Abneigung gegen wissenschaftliche Strenge, insofern sie nichts Fressendes hat und einen Gegenstand eurer eigenen Polemnik an= und untergräbt? Warum endlich das anklagende Geschrei von Pedanterie, Langweiligkeit und Zeit=Ungemäßheit, wo ein ehrlicher Mann nichts gethan hatte, als nur nicht eurer Meinung zu sein und sittlichen und wissenschaftlichen Ernst zur Aufgabe seines Lebens zu machen? — Seht zu, daß ihr euch in den Erfolgen nicht verechnet, wie ihr euch bereits in der Anwendung der Mittel verrechnet habt!

Nichts scheint mir verächtlicher als Mißbrauch mit seinem Talent, seinen geistigen Fähigkeiten treiben; man giebt dadurch von Hause aus die Stellung auf, der man zugewiesen ist, den Einfluß, den man üben könnte und sollte. Darum polemisire ich gegen Raupach, nicht gegen sein Talent, sondern den jämmerlichen Wucher, den er damit treibt, und eben darum haſſ' ich Heine, weil er so reich an glänzendem Witz, sogar an tiefen und zarten Gefühlen ist und Witz und Gefühl so elend mißbraucht. Heine hatte wahrlich des beabsichtigten Aufsehens wegen nicht nöthig, sich selbst an dem Schandpfahle seiner Blasphemien auf dem eigens bereiteten Armensünderbänkchen auszustellen! Er verursachte dadurch auf dem Markte der Literatur nur einen Scandal, eine Emeute der Liederlichkeit, denn die wüsten Gesellen, welche in durchschwärmter Nacht die Heiligenbilder zu verunreinigen und zu verstümmeln und Anderer Eigen=

thum zu verderben lieben, sammelten sich um ihn und betrachteten ihn als Muster und Märtyrer der Liederlichkeit. Man darf davon schon sprechen; Heine selbst trägt sie offen zur Schau, er hält sich nichts für unerlaubt, er gestattet sich Alles, im Schmutze sucht er sich mit den Schmutzigen zu verständigen, wie er es in einem seiner Lieder offen ausspricht, und wenn ihm die Dame seiner Neigungen unter den Linden begegnet, so ist ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft von der Art, daß er sie bitten muß, sie möge ihn nicht auf offener Straße grüßen, unter vier Augen werde sich das schon besser machen. Dieses Genre der Poesie ist offenbar die Poesie der Liederlichkeit und die göttliche Gabe der Dichtkunst ist wohl noch nie so gemißbraucht worden, als von Heine in diesen Liedern und andern Verszeilen gleich schnöden Inhalts. Aus solchen Elementen erzeugt sich der republikanische Ernst nicht; republikanischer Sinn ohne Sittenstrenge ist ein Unding; Heine trägt ihn zuweilen nur so zur Schau, und wenn man ihn unter die Spartaner sich versetzt dächte und von ihm verlangte, er solle statt ein Diner bei Véry eine spartanische Blutsuppe zu sich nehmen, so hätten wir an ihm dieses grausamen Verlangens wegen einen Revolutionär gegen die Republik überhaupt; es muß sich gut und bis in die Nacht hineinleben lassen, wo Heine seine Freiheitsideen courbettiren läßt. Das System des Wohl- und Liederlichlebens, das eine „freie Nacht" Machen, wie es die Engländer nennen, ist aber gegenwärtig ziemlich ausgebildet und es darf gar nicht wundern, wenn selbst die ordinärsten und liederlichsten Verse und Gedanken Heine's ihr Publikum fanden. Heine hat einen bedeuten-

den Einfluß auf die Jugend geübt, besonders auf ihre Reimfertigkeit und die Neigung, ihre Katzenjammerstunden zu verherrlichen und diese rhythmischen Verklärungen ihrer Liederlichkeit in alle Welt gedruckt ausgehen zu lassen.

Und doch sind unter Heine's Liedern so tief gemüthliche, zart gefühlte, schmerzlich bewegte, unheimlich oder lieblich pittoreske, ahnungsvoll zauberische, wie Blüthenduft hauchende, wie Silberglöcklein klingende, wie Geschwätz der Liebe flüsternde und wie Lächeln der Huld entzückende, daß man wohl sagen kann, sie werden so lange leben, als das deutsche Gemüth noch empfindet und das deutsche Lied gelesen, gefühlt und gesungen wird. So ringt in ihm die moderne Verderbtheit mit der ursprünglichen poetischen Unbescholtenheit! Wie gern flüchtet er aus seiner eigenen zerrissenen Welt und der Welt um ihn her in das Reich des Mährchens, der Feen, Gnomen, Elfen und Alräunchen und baut sich unter phantastischen Pflanzengehängen sein Nest, sanftmüthig wie eine Turteltaube, girrend und schmachtend und liebeflötend. Auch seine prosaischen Schriften sind reich an zarten, poetischen Stellen und mit glänzendem Witz und farbiger Phantasie ausgestatteten Partieen. Daß Heine, in so schneidenden aufreibenden Gegensätzen befangen, glücklich sein könne, ist nicht wohl anzunehmen. Er ist zu bedauern. Was er jetzt auch schreiben mag, man will immer Heine sehen, den pikanten, witzigen, phantastischen, leichtfertigen, frivolen, boshaften und unverschämten Heine, nicht ein Stück, einen Bruchtheil von ihm, sondern den ganzen Heine, wie er leibt und lebt. So unverschämt oft Heine ist, in dem was er giebt, so unverschämt ist das Publikum in dem, was

es von ihm verlangt. Das Publikum ist in solchen Dingen ein Ungeheuer und, um es gerade heraus zu sagen, eine wilde Bestie. Es verlangt seine Opfer. Mag sich ein witziger Schriftsteller auch in krampfhaften Todeszuckungen winden, wenn er nur seinen Spaß zu Tage fördert; er giebt ja nur ein Schauspiel, wie Bajazzo, der in der trübseligsten Stimmung von der Welt seine Künste produziren und lustige Grimassen schneiden muß — wie ein sterbender Fechter, ein verendender Stier. So, denke ich, finde ich Heine in seinen letzten Arbeiten. Selbst seine Manier zu dichten hat sich ausgelebt; seine Lieder letzter Periode haben die Frische nicht mehr, durch welche seine Gedichte früherer Perioden sich auszeichneten; es ist nur noch Heine's Schemen, der darin umgeht und seine alten Beschäftigungen, wie auch die Griechen ihren Orkusbewohnern andichteten, schattenhaft fortsetzt. Seine letzte Arbeit findet sich in Lewald's Theaterrevue. Man wittert darin eine gewisse Unlust am Schreiben und an der eigenen Manier, aber diese Manier ist so trefflich festgehalten, daß die Unlust vor den Augen der Menge ziemlich verdeckt ist. Und so findet man auch hier eine bunte Musterkarte: treffende Wahrheiten und pikante Unwahrheiten, fulminante Blitzschläge des Witzes, poetische und politische Abschweifungen, die vom Hundertsten ins Tausendste führen, und es zu keiner organischen Fortentwickelung und getreuen Darstellung der Sachlage kommen lassen, directe Beleidigungen und indirecte Anzüglichkeiten, blutiger oder barocker Ernst und auflachender Hohn, der an Blasphemie und Frivolität grenzt; es ist ein Chaos von wohl und übel duftenden Blumen, von süßen und sauern Früchten, ein ord=

nungsloses Frucht- und Blumengehänge, unter deren Blätterwulsten feinzüngige Schlänglein lauern und ihr Gift ausspritzen, daß die umliegenden Blätter und Blüthen welk und gelb werden, während schillernde und buntfarbige Tag- und Nachtfalter der Poesie mit glänzenden Flügeldecken und lang vorgestreckten Saugrüsseln an der Blumenfülle hin und wieder naschen, und verliebte Brillantkäfer sinniger Träumerei eine grüngoldige Verklärung und schimmerde Funken darüber hinstreuen.

Man bemerke wohl, daß Rahel, Börne und Heine, die auf die gegenwärtige Gestaltung der Literatur einen so großen Einfluß geübt haben, nicht christlicher Geburt waren. Das Kapitel, auf welches ich hier zu sprechen komme, ist von äußerst delikater Beschaffenheit. Glücklicherweise ist der Rahmen meiner Darstellung nicht so umfassend angelegt, daß ich meine Gedanken über unsere jüdischen Schriftsteller, über den Character der Juden überhaupt, wie über ihre Emancipation vollständig entwickeln könnte, was den Raum eines Buches in Anspruch nehmen würde; dann könnte ich aber leicht in Gefahr gerathen, bei der jetzt bestehenden Verwirrung der Begriffe, von der einen Seite in die Kategorie derjenigen geworfen zu werden, welche wie Menzel überall einen Juden und in jedem jüdischen Schriftsteller einen literarischen Shylock wittern, der nach Christenfleisch lüstern ist, oder in die Kategorie derjenigen, welche zu Gunsten der Juden ihr christliches Fleisch selbst beschneiden, in die Reihe ihrer Freiwilligen treten und für ihre Gleichstellung mit den Christen unbedingt das kritische Schwert ziehen.

So viel ist klar und darin hat Menzel Recht, daß sich

mehr als der Literatur zuträglich war jüdische Elemente in ihr festgesetzt haben, und daß ihnen durch den skeptischen Geist christlicher Denker und Schriftsteller ein allzugroßer Vorschub geschehen ist. Die christliche Skepsis vereinigte sich mit der jüdischen; inwiefern aber diese ein Recht dazu hatte, statt gegen die Orthodoxie des Judenthums selbst sich zu wenden, den Kreuzesstamm der christlichen Religion umzuwühlen und das Ecce homo nur in spöttischem sarcastischen Sinne dem gekreuzigten Heilande in das göttliche schmerzenreiche Antlitz zu rufen, bleibt mir zweifelhaft. Man sagt, es sei ein Werk der Shylock-Rache, Rache für die Verfolgungen, welche die Juden im Mittelalter erduldet haben (aber, wie man weiß, auch die christlichen Ketzer, wie die Albigenser, im gleichen Maße), Rache für die Unbilde, welche ihnen noch jetzt geschehen, Rache für die Grausamkeit der Christen, die ihnen ihren Platz im äußersten Winkel der Menschheit anweist. Mit dieser Rechtfertigung privilegirt und steigert man nur das Unwesen. Ein rechtlicher Sinn begehrt, fordert, übt nur sein Recht, nicht seine Rache. Ihr Recht mögen die Juden fordern, man wird es ihnen auch in Deutschland nicht auf die Dauer verweigern, die Ausübung ihrer Rache kreuzt ihr Recht, verrückt den Standpunkt und verwirrt die Gemüther, die Emancipationsfrage selbst, welche zu ihrer Lösung der vollkommenen Klarheit zwischen Christ und Jude bedarf.

Die Emancipationsfragen spielen in unserer nach der möglichsten Ausgleichung der Gegensätze begierigen Zeit eine bedeutende und vieldeutige Rolle. Die weltbürgerliche Gesinnung erringt den Durchbruch, ebnet und hobelt zur Her-

zensgenüge; die characteristischen Spitzen und Höcker werden getilgt, der europäische Boden wird blank gefegt und gebohnt, man könnte sich fast darin spiegeln, um sein eigenes characterloses und nivellirtes Gesicht im friedlichsten Abbild darin wahrzunehmen. Das Reich der Leibeigenschaft hört auf, das der Herzenseigenschaften soll beginnen; die Ablösung der Bauern schreitet vor, die Frohndienste nehmen ihr Ende; jenseits des Oceans spricht und raisonnirt man für und gegen die Emancipation der Negersclaven; diesseits für und gegen die Emancipation der Irländer und der Juden. Was hilft es den Irländern, daß Wellington, was den Juden, daß Rothschild ihr Landsmann ist? Diese Größen hoben sich nur hervor, um ihr Volk da zu lassen, wo es war. Noch giebt es Schmutz in den Hütten der Irländer am Shannon, wie in den Häusern der Juden an der Moldau und Weichsel. Noch glaubt der gemeine Irländer an Spuk- und Teufelszeug, und der gemeine Jude an sein geliebtes Koscher und die gefährliche Wirksamkeit des Treffo.

Aber das Judenthum ist unter den gebildeten Juden in Zwiespalt mit sich selbst gekommen, wie das Christenthum unter den gebildeten Christen. Uns Christen könnte es nur von Vortheil sein, wenn die jüdische Skepsis, welche der Gegenstand einer trefflichen Novelle von Gutzkow geworden ist, sich gegen das Judenthum selbst wenden wollte, wo es noch viel zu thun, zu säubern und aufzuräumen giebt. Was mischt ihr euch in unsere inneren religiösen Angelegenheiten? Kümmern wir uns um eure oft so lächerlichen kleinlichen Vorschriften des Cermonialgesetzes und euren alles phantastischen Schwunges und aller Kunstsymbole entbeh-

renden Gottesdienst? Sucht zuvörderst eure Religionsgenossen aufzuklären, sucht sie aus der Sklaverei ihres Rabbinismus und Talmudismus zu befreien, handelt für euer eigenes Volk, es hat der lächerlichen Seiten eine große Zahl, an denen ihr euren fressenden Witz üben könnt, dann kommt und klärt uns auf, fordert von uns die Emancipation eurer Glaubensgenossen, sagt: „dahin haben wir sie gebracht, daß sie eurer würdig sind, wir haben ihre Ehrlichkeit befördert, indem wir den Schachergeist in ihnen ertödteten und sie der an Scholle und Haus gebundenen Gewerbsthätigkeit zugänglicher machten, wir haben ihre moralischen Ueberzeugungen mit den eurigen ausgeglichen, wir haben sie daran gewöhnt, daß sie euch jetzt für koscher halten und würdig sind, außer der äußeren Form der Gottesverehrung, Alles, selbst die Speisen mit euch gemein zu haben.“

Jetzt spottet ihr mit Unrecht über die christlichen Religionslehrer, die nach eurer Meinung das Volk unter dem Joche des religiösen Aberglaubens halten; ihr habt an euren Rabbinen viel ärgere Despoten. Vielleicht habt ihr nur den Muth nicht, gegen die Gebrechen eurer religiösen Satzungen aufzutreten, ihr wollt keine jüdischen Ketzer und Sectirer genannt werden, ihr wollt es weltlicher Vortheile wegen mit euren Glaubensgenossen nicht verderben, aber ihr wollt euch von eurer Skepsis befreien und euren schneidenden Witz üben, darum wendet ihr ihn gegen die heiligsten Satzungen der christlichen Religion, und ihr habt als Lohn davon die freudige Zustimmung eurer Glaubensgenossen und aller jener Christenjünglinge, denen so wie euch aller religiöser Grund und Boden unter den Füßen von der Schaufel der Skepsis wegge-

nommen ist, die aber das schöne blaßrothe Band der Schöngeisterei und die nackte, trost- und poesielose Religion des modernen Bewußtseins mit euch gemein haben. Man kann unter eurer Jugend so gut wie unter der christlichen Jugend Knaben von unreifster Körperlichkeit finden, die bereits mit sich abgeschlossen haben, mit ihren Principien und Meinungen fertig und mit aller Welt und ihren Erscheinungen im Reinen sind. Das sind die Kinder, die Produkte der modernen Civilisation, die nie eine Kindlichkeit, nie einen Glauben, nie ein naturfrisches Gefühl gehabt, Bescheidenheit, Schaam und Demuth nie gekannt haben und deren Gedächtniß ihnen im Alter nicht ein poetisches Jugendbild vorführt, die mit Verdruß gezeugt und erzogen sind, überall, wo sie sich nicht selbstständig hervordrängen können, mit Verdruß dahin vegetiren und mit Verdruß diese Welt der schaalen Ueberbildung verlassen, ohne Liebe, ohne Trost, ohne Reue, ohne Glauben, ohne Hoffnung!

Ein englischer, vorurtheilsfreier Jude, d'Israeli, hat den Muth gehabt, in einer freimüthigen Schrift, die unter dem Titel „Geist des Judenthums" auch in deutscher Uebersetzung cursirt, die Starrheit der Juden und ihr eisernes Gesetz zu bekämpfen. Er verkennt die Seegnungen nicht, welche den Juden aus der politischen Emancipation kommen müssen, aber er begehrt zuerst von ihnen selbst, daß sie sich emancipiren von ihren Vorurtheilen und das Joch des Rabbinismus und Talmudismus abwerfen, daß man die mosaische Jugend als ein junges Europa, nicht als ein junges Palästina erziehen soll, daß also die Emancipation von den Juden selbst ausgehen solle als eine wesentlich mo-

ralische, als ein auf den vom alten Formel- und Ceremonienwust frei werdenden Geist sich gründende Emancipation. Denn der Talmud ist nicht mosaisches Urgesetz, sondern traditionelle Zuthat, und im alten Gesetz Vieles enthalten, was für die ehemaligen Zustände und Umgebungen getaugt hat, nicht aber für die jetzigen. Es hat sich Alles um die jüdische Gemeinde her geändert, warum, kann man fragen, will sie selbst sich nicht ändern und, da die Umgebungen ihr sich nicht anpassen wollen, sich selbst ihnen nicht anpassen?

Wo aber eine Emancipation eintreten soll, muß eine Verständigung zwischen beiden contrahirenden Theilen bereits eingetreten sein, und wo eine Verständigung statt finden soll, muß man zu einander Vertrauen haben. Die Christen müssen den Juden mehr und mehr bürgerliche Functionen einräumen, welche auf ein moralisches Zutrauen begründet sind, und die Juden möglichst Alles vermeiden, was ihre Moral in einem zweideutigen Lichte erscheinen lassen könnte; sie müssen sich nicht aufdringen wollen; sie müssen nicht bloß selbst ernten, sondern für ihre Nachkommen säen wollen, nicht pecuniären, sondern moralischen, bürgerlichen Vortheil, sie müssen die Eigenschaften, die man ihnen im Allgemeinen, besonders ihrer Jugend vorzuwerfen pflegt, zu beseitigen suchen: ihre Anmaßlichkeit, ihre Zudringlichkeit, ihre geschwätzige Vorschnelligkeit, ihren Hang, den ernstesten Lebensverhältnissen überall die Gewinnseite abzusehen und Alles, die Freundschaft, das innigste Verhältniß selbst nutzbar zu machen, ihre unverläßliche Unstätigkeit, ihre Zwischenträgerei und Vermittelungssucht, ihre witzelnde Weise, Alles leicht zu nehmen, was bei den ernsthafteren Christen bisher

für heilig, untrüglich und ehrenhaft gegolten hat ꝛc. Ich spreche hier jedoch nicht von den Rabbinen und allen jenen ernsten und würdigen orientalischen Gestalten des Judenthums, sondern von den durch moderne Bildung modificirten Juden. Die beantragte Emancipation wird sich aber nur bis dahin erstrecken können, wo das jüdische Gesetz, die jüdische Erziehung nicht offenbar mit christlichen Institutionen in Conflicte kommt. Wir werden eben so wenig ein im Judenthum erzogenes und verharrendes Individuum an der christlichen Staats- und Rechtsverwaltung Theil nehmen lassen dürfen, als einen Anhänger des Islam.

Von der Emancipation der Juden spricht man, aber noch ist Keiner auf die Emancipation der Judentöchter bedacht gewesen. Wahrscheinlich nimmt man an, daß diese durch die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Volksstammes, die ihnen ohne die Fehler und trüben Beimischungen desselben zugefallen sind, sich hinlänglich emancipirt haben. Im Weibe erlischt das Nationelle, das abgeschlossen Einseitige, das gesetzmäßig construirt Staatliche; aber das allgemein Menschliche oder vielmehr allgemein Weibliche drängt sich hervor und macht die Frauen zu einer großen, ihrem Grundcharacter nach einigen Schwester- und Basenschaft, die sich nur nach Maßgabe des größeren oder geringeren intensiven Feuers nüancirt. — Die liebenswürdigeren Eigenschaften des jüdischen Volksstammes lernt man besonders innerhalb ihres Familienlebens kennen; man findet dort noch die alte orientalische Gastfreundschaft, geschwätzige Munterkeit, Offenheit, Anschmiegsamkeit und geistige, an Kunst- und Literaturleben und allgemeineren Interessen Theil nehmende Regsamkeit,

vor allem ein ungezwungenes, von aller modernen ceremoniellen Steifheit (gewisse zu hoch avancirte und aus Eitelkeit die Cermoniensucht der Christen nachahmende Familien möchten wohl auszunehmen sein) befreites zutrauliches Wesen, was man unter Christen nicht so leicht wiederfindet. Es ist die wie ein National-Heiligthum aufbewahrte morgenländisch südliche Stammesnatur, die innerhalb des jüdischen Familienlebens ihr Gesicht frei, ungeschminkt und unverfälscht herauskehrt.

Man hat viel von dem Unrecht gesprochen, welches das Mittelalter an den Juden begangen hat; aber das Mittelalter, das nicht bloß an den Juden seine maliziöse sancta simplicitas ausließ, hatte in seiner grausamen Einfalt gegen Alles Recht, was Nichtchrist, oder mehr als das — Ketzer war. Das Mittelalter ist dafür unzurechnungsfähig, aber unsere gepriesene humane Zeit würde große Schuld auf sich laden, wenn es die Resultate jener Behandlung nicht zu beseitigen strebte. Wie die Griechen sind die Juden durch fortdauernden Druck kriecherisch und heuchlerisch geworden und, da sie keine Gleichstellung errungen haben, darauf hingewiesen, sich durch Uebervortheilung Ersatz zu verschaffen. Man weiß, wie es ihnen gelungen ist, und wie das Schicksal ganzer Reiche in ihrer Hand liegt, wenn oder ob diese Hand eine Anleihe mit einem Namenszuge gewähren will oder sich dessen weigert. Die Weltgeschichte hat sich so in Anleihen verstrickt und bei den jüdischen Banquiers in Schulden gebracht, daß sie, ein Bankruttirergesicht schneidend, fast auf dem Punkte steht, sich von den Banquiers sequestriren zu lassen. Daß der König der Banquiers und König der

Könige, Rothschild, gerade ein deutscher Jude war, erscheint um so natürlicher, da gerade die deutschen Christen am ungeeignetsten sind, mit den speculativen Juden zu concurriren.

Keinen gefährlicheren Feind kann sich die menschliche Gesellschaft erziehen, als eine Corporation, die sie selbst von sich ausstößt und wie reißende Thiere auf einen engen Raum des bürgerlichen Lebens, in Judenviertel und Judengassen, absperrt, als ob ihre Atmosphäre die der Pest, der Sünde und Ansteckung sei. So haben die Franken, die auch in Konstantinopel auf ihr Viertel verwiesen waren und als ungläubige Hunde mit Füßen gestoßen wurden, sich tückisch gerächt, indem sie den Osmanen das unruhige, fieberhafte Blut der Civilisation einflößten, sie mit ihrer an der Zweckmäßigkeit dessen, was besteht, fortdauernd nagenden Skepsis aus der Giftphiole der modernen Begriffe anfüllten und den religiösen Boden, worauf das osmanische Gewächs üppig geblüht hatte, allmälig durch allerlei europäisch fremdartige, griechisch christliche, fränkisch christliche, jüdisch speculative und christlich diplomatische Ingredienzen verderbt haben. So rächte sich auch das Judenthum durch seine Skepsis am Christenthume, auf dessen edelste Theile diese Skepsis allmälig sich geworfen und die sie gichtisch gemacht oder gar in einen eiternden tuberkulösen Zustand versetzt hat. —

Raschheit und Schärfe der Auffassung, die schon im Nationalcharacter der Juden begründet liegen, sind unter den Juden durch ihr eigenthümlich gedrücktes Verhältniß zu den Christen bis aufs äußerste gesteigert worden. Dieser Nationalanlage und

diesem Drucke verdanken die Juden zugleich ihren schneidenden Witz. Während andere Völker unter ähnlichen Verhältnissen mürrisch, finster, selbst stumpfsinnig geworden sind, verhalf das leichtflüssige orientalische Blut den Juden zu jener Nationalleidenschaft des Witzes, welcher, häufig im Gewande der Einfalt und Ehrlichkeit, überall seinen Schnitt zu machen und die Juden über die Incommoditäten ihrer gedrückten Lage als leichtfertiger aber starkschultriger Gesell hinwegzuhelfen weiß. Der Witz basirt sich nicht immer auf Ehrlichkeit und Redlichkeit, und wenn auch die Juden der alten Geschichte eher Alles, Schwung der Phantasie, prophetischen Ernst und poetische Erhabenheit, als Witz in ihren psalmodistischen und prophetischen Büchern offenbaren, so tritt an vielen Punkten jene Unredlichkeit und Hinterlist in ihrem Character deutlich hervor, welche nur durch sophistische Auslegung für die durchweg präsumirte Heiligkeit des alten Testaments und zum Gebrauche der Jugend gerettet werden können.

Die Juden haben ihre sehr ernsthaften, gewissenhaften und tiefsinnigen Philosophen und Rabbinen gehabt, es sind aus ihnen sogar sehr ernsthafte, gewissenhafte und tiefsinnige christliche Theologen (wie Neander) hervorgegangen; aber die gegenwärtige Schöngeisterei und Halbbildung begünstigt das Hervortreten des Witzes ganz besonders, und wie sich die schöne Literatur gegenwärtig gestaltet hat, ist sie den leichteren Elementen und Thätigkeiten des Verstandes ungemein zugänglich geworden. Die polemische, krittelnde, boshafte und scheelsüchtige Richtung, in deren Furchen die glitzernde aber tückische Viper unserer Literatur jetzt sich fortbewegt,

sagte den jüdischen Schöngeistern ganz besonders zu, und da sie im Ganzen, halb außerhalb der deutschen Nation und wenigstens von Geburt ganz außerhalb dem Christenthum stehend, weniger zu berücksichtigen hatten und für ihre keckſten Behauptungen der Entschuldigungsgrund geltend gemacht werden konnte, sie seien den staatlichen Verhältnissen der deutschen Nation und dem Christenthume zu nichts verbunden, so traten sie überaus dreist und sicher auf; ihre Eitelkeit vermochte sie, und ihr geistreicher Witz unterstützte sie darin, sich überall mit ihrem Ich hervorzudrängen, und indem sie die Umstände glücklich zu benutzen wußten, entwickelten sie auf der ganzen Schlachtlinie der Literatur eine ungemeine Thätigkeit, und verstanden es, auf ihre hervorstechenden Gaben auf's glücklichste zu speculiren. Der Handelsgeist, welcher sich der Literatur bemächtigte und von dem ich bereits im ersten Buche gesprochen habe, wurde von unsern jüdischen Schriftstellern ganz besonders gefördert. Hierzu kam die Richtung der hegelschen Philosophie, deren Resultate den christlichen Cultus als solchen offenbar bedrohen, und die vielen politischen und Emancipationsfragen, unter denen ihre eigene Emancipation eine so gewichtige Rolle spielt — der Stern der Literatur stand offenbar ungemein günstig für unsere jüdischen Schriftsteller! Es bildete sich in der That eine Art Bruderorden, gemischt aus jenen jüdischen und christlichen Jünglingen, welche das Historische ihrer Geburt und Erziehung wegleugneten und in keinerlei Art Religion wurzelten, als in der Religion des reinen Begriffs. Andere Verbündete erweckte ihnen der allgemeine Hang zur politischen Debatte und Polemik. Man bemächtigte sich der

Zeitorgane. Den Namen Meyerbeer, Bendemann, Heine, wurden die Namen Maria Weber, Mozart, Cornelius, Schiller 2c. geopfert. Man schlachtete die stattlichen Opferstiere unserer früheren Kunst- und Literaturperiode dem neuen Göttergeschlecht, welches den Olymp der deutschen Kunst und Literatur fortan in Besitz nehmen sollte.

Es ist nicht zu leugnen, daß die jüdische Skepsis viele Schwachheiten, Thorheiten und nationale Vorurtheile entdeckt und zu ihrer Beseitigung mitgewirkt hat, und daß besonders diejenigen, welche, wie Börne, aus einem ernsten und würdigen Hintergrunde hervortretende Figuren sind, ihren Namen und ihre Wirkung über die Gegenwart hinaus verlängern werden. Aber nicht nur, daß die Literatur, besonders die Kritik und, indem die philosophische Speculation belletristisirt wurde, auch die Spekulation eine sehr leichtfertige Gestalt annahm, daß alle Pietät erlosch, daß Witz der Baal wurde, dem man das Heiligste selbst schlachtete und zu Füßen legte, daß die jüdische oft hämische Geschwätzigkeit keine Discretion kannte und die Dauer jedes noch so innigen Verhältnisses gefährdete, so haben uns unsere jüdischen Schriftsteller, wenn wir vielleicht Michelbeer ausnehmen wollen, keine größere poetische Composition geliefert, welche man als eine wirkliche Produkzion bezeichnen könnte. Die ihnen eigene Hast und Unruhe scheint ihnen ein gründliches, im Zusammenhange fortschreitendes Produziren zu verbieten.

Die Lage der literarischen Dinge hat sich indeß geändert. Man hat in jüngster Zeit bewiesen, daß Bende-

mann nicht der größte Maler der Gegenwart sei und daß Meyerbeer keineswegs an Erfindung, Originalität und Geschmacksreinheit sich mit unsern Heroen in der Musik messen könne, man ist der Prostitution müde geworden, welche Heine mit seinem Ich und den philosophischen Fragmenten, die er sich aus hegelschen Collegienheften und dem Christenthume zusammengebröckelt, getrieben hat; man ist endlich müde geworden jener indiscreten, Alles verdächtigenden Journalistik, welche nur die Partisane des eigenen Meinens und Glaubens in ihrer Lebens- und Lobesassekuranzanstalt zu versicheln gewohnt ist. Man wird fortan bescheidener sein und, so viel möglich, sich der Produkzion ausschließlicher widmen, die Kritik aber in einem minder auflösenden Sinne und mehr im geordneten Zusammenhange betreiben müssen. Die edleren und ehrlicheren Juden — man weiß, daß ein wirklich ehrlicher Jude in der Regel die Ehrlichkeit im strengsten Sinne repräsentirt, und man hat deren genug — haben mit banger Besorgniß und mit Mißbilligung dem Treiben vieler ihrer literarischen Landsleute zugesehen. Man betrachtete sie vom streng jüdischen Standpunkte als Leute, die weder Fisch noch Fleisch, weder Jude noch Christ waren, als Leute, die sich nicht selten ihres Judenthums schämten und ihre große geistige Kraft nicht den Bedürfnissen und der Aufklärung ihrer Nation widmeten, sondern sie ihrer eigenen Eitelkeit wuchern ließen.

Diesen Vorläufern der Literatur von 1830 muß Wolfgang Menzel durch sein Aperçu über die deutsche Literatur offenbar angereiht werden; ich verspare mir jedoch seine Characteristik auf die Darstellung dieser jüngsten Literatur-

erscheinungen, in die er zuerst befördernd, reizend, aufstachelnd, endlich in umgekehrter Ordnung hemmend, demüthigend, einschläfernd eingriff, nicht ohne zu Staatsschritten gegen diese Literatur Anlaß gegeben und im Bunde mit der evangelischen Kirchenzeitung dazu aufgefordert und genöthigt zu haben.

# Neuntes Buch.

Wir stehen jetzt auf dem unsichern unterminirten Zeit- und Literaturboden, welchen der Geschichtsvulkan durch seine Eruption im Jahre 1830 aufgeschüttet hatte. Die kleinen und großen Erschütterungen in der Nähe und Ferne rührten alle von dem Pariser Krater her, der sich, wie so Vieles in der Weltgeschichte, fast ohne Uebergang geöffnet hatte. Die Symptome des Ausbruchs fielen mit diesem selbst zusammen. War aber der Ausbruch von 1789 und den folgenden Jahren von praktischeren Folgen begleitet und im Allgemeinen zerstörender und nachhaltiger, so offenbarte sich jetzt deutlich die theoretische Sucht der modernen Menschheit; man führte die Revolution auf Principien zurück, auf jene doctrinären Grundsätze, womit man den dreitägigen und dreiköpfigen Höllenhund an die Kette zu legen meinte. Das juste milieu schob sich zwischen das Ereigniß und seine Folgen wie ein Hemmschuh, eignete sich jenes zu und machte sich zum Herren von diesen. Mit dem Frieden es halten und mit dem Kriege es nicht verderben, wurde Grundsatz. Die industriellen und rein materiellen Interessen brachen sich zur Herrschaft Bahn. Die Geschichte wurde Mittelgut und ge-

wann ein rein bürgerliches Aussehen. Die untere Klasse war wenig gebessert, aber der Stolz der Adelskaste wurde gedemüthigt. Der gallische Hahn, der so laut gekräht, zeigte sich eben so blutscheu, als die bourbonischen Lilien. Man zankte sich in der Deputirtenkammer um den Grundsatz der Volkssouveränetät, während der kluge diplomatische Herrscher vermittelst eines beschränkten Wahlrechts, welches zu einer wirklichen Volksrepräsentation es nicht kommen läßt, und der dadurch erlangten Majorität in den Kammern die Administration nach und nach in seine Hände brachte und endlich Selbstherrscher im eigentlichsten Sinne geworden ist. Der Opposition wurde wie dem Vogel- und Grillenfänger Papageno in der Zauberflöte ein Mundschloß vorgelegt. Seitdem haben sich Ereignisse zugetragen, worüber die legitime Linie der Bourbonen in einen kriegerischen Zorneifer ausgebrochen wäre: Louis Philipp fand sie seinem mehr protestantischen Bewußtsein sehr entsprechend. Constitutionelle Staaten sind überhaupt dem Kriege nicht geneigt, am wenigsten, wenn sie an der Leimruthe der rechten Mitte kleben, die etwas vom Indifferentismus hat und sich gern in der diplomatischen Schwebe hält; denn die Existenz des juste milieu verträgt sich mit einem entschiedenen Schritte nicht; mittlere, sonst ehrenwerthe, redliche und das Beste wollende Charactere, wie sie z. B. in England am Ruder sitzen, scheuen ernsthafte Conflicte, denen sie nicht glauben gewachsen zu sein. Daher die Herrschaft der Diplomatie, deren Berechnungen und Calcul ihren Liebhabern eine angenehme Unterhaltung gewähren. Mit der Herrschaft der Ultratorys, in denen der Begriff des Old England, oder mit der Herr-

schaft der Ultraradikalen, in denen der Begriff eines neu zu etablirenden Englands mächtig ist, würden wir einen entschiedenern Zustand in Europa haben. Was gedämpfter Torysmus und gedämpfter Whigismus ist, geht nur in einzelnen auf die innere Politik bezüglichen Fragen ein wenig auseinander, sonst halten beide auf den status quo und wissen einander geschickt auszuweichen oder nachzugeben. Doch hat Großbritannien seinen unvergleichlichen, sarkastischen, beredten und immer schlagfertigen Brougham und seinen O'Connell, die Einzigen wie mir däucht, welche eben als entschiedene Charactere in der gegenwärtigen politischen Welt noch eines besonderen Aufhebens werth sind. Auch in den constitutionellen Staaten Deutschland's giebt es manche rednerische und politische Tüchtigkeiten, aber ihr Wirkungskreis ist beschränkt, der Hintergrund meist zu einfärbig, als daß sie sich in selbstständiger und unmittelbarer Wirkung davon abheben könnten.

Das Wespennest der politischen Ereignisse in unserm Vaterlande nur mit der Nadelspitze meines Glaubens und Meinens zu berühren, halte ich für eine undankbare Aufgabe, die sich durch alles Andere eher als durch Honig belohnt machen würde. Ich habe genug an den literarischen Hornissen und Feldbienen, die ich gegen mich aufzureizen im Begriffe stehe und gerüstet bin.

War man der richtung- und inhaltlosen schönen Literatur, wie sie sich im Allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, in den zwanziger Jahren gestaltet hatte, herzlich müde, so schlug diese selbstgenügsame, gemüthliche, gutherzige und durch gesellschaftliche Mahlzeiten gewürzte Literatur jetzt in

ihr völliges Gegentheil um. Die Produkzion wurde verbannt, die Kritik übermächtig, und diese Kritik fing an sich nicht mit den Büchern an sich zu beschäftigen, sondern mit der darin ausgesprochenen Gesinnung. Man fragte zuerst nach dem politischen Glauben des Verfassers und nach dem Einfluß, welchen sein Produkt auf das politische Leben der Deutschen haben könne. Man wollte der Zeit ihr Recht angedeihen lassen und that darüber dem Individuum vielfach Unrecht. Der Kunstwerth verlor seine Geltung; man schätzte ein Buch nach seinem Tendenzenwerthe ab. Die Kritik verwandelte sich in einen Glaubenskrieg, der mit all seinen Schrecken auftrat und die Schwächen der Schriftsteller nicht mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckte, sondern in den brandgelben Sanbenito hüllte, um sie dem Holzstoße zu überliefern.

Diese Richtung in der Literatur hing mit der allgemeiner gewordenen Theilnahme an politischen Interessen genau zusammen. Man gewöhnte sich, Allem, was man dachte, als Attribut ein politisches Sinnbild beizugeben und über den vorliegenden Fall hinaus oder seitwärts bei ihm vorbei an eine politische Beziehung zu denken. In der Conversation und im gesellschaftlichen Umgange war dasselbe Symptom der Mißstimmung bemerkbar; Parteimeinungen, mochten sie ausgesprochen oder als unterdrückte gewittert werden, trübten den raschen Strom der Unterhaltung und Geselligkeit. So gewann Alles eine tiefere Bedeutung, einen Bezug, einen Inhalt; man war wenigstens aufgeregt, und man muß zugeben, daß dies Interesse an Dingen, welche jenseit der bloßen Häuslichkeit liegen, diese Theilnahme an

Ideen und Principien, von denen man sich alles Mögliche versprach und die man gern im weitesten Umfange realisirt gesehen hätte, an sich nichts Lächerliches, Tadelnswerthes und Triviales hat. Die Zeit des Raisonnirens, Discutirens und Debattirens begann sowohl im geselligen Verkehr wie in der Literatur. Die Kritik wurde raisonnirend, selbst die Produkzionen waren mit Raisonnements bis zum Ersticken angefüllt. Hierzu hatte bereits Tieck, selbst Göthe in in seinen Romanen und die Vielen, die Beider Fußtapfen nachgingen, den Weg gebahnt; nur daß politische Ideen und Zeittendenzen an die Stelle der bloß literarischen und sogenannten allgemein menschlichen Ideen traten. Das Publikum selbst war auch wirklich zu unruhig und zu zertheilt, um sich dem Genusse eines Kunstwerkes hinzugeben; man begehrte gar kein Kunstwerk, man wollte einen zeitgeschichtlichen Inhalt und begehrte diesen selbst von der Kritik. Die Literatur konnte damals gar nicht anders sein, als sie war; sie mußte die Zeit in sich aufnehmen, wenn sie es anders mit ihr aufnehmen wollte; sie mußte der ruhigen Produkzion entsagen, sie mußte ihre kriegerische Stimmung durchführen und ihr blutiges Leiden ertragen wie ein Gottesschicksal. Man befand sich auf einem Fechtboden, man übte Stöße und Gegenstöße, Kopfhiebe und Seitenhiebe und Finten aller möglichen Art und Gattung für die Gegenwart und Zukunft ein.

Daß die Jugend besonders dieser Zeitideen sich bemächtigte, war durch die Empfänglichkeit, Reizbarkeit und enthusiastische Stimmung, die ihr eigen sind, begründet. Und eben der Umstand, daß sie sich dieser Zeitideen bemächtigte,

erleichterte ihr den Zugang zur Literatur und zur Gunst des Publikums. Waren doch selbst Redactoren von Journalen, welche sich in die neue Richtung nicht finden konnten und ihr eher ab= als zugeneigt waren, in die Nothwendigkeit versetzt, das Blut ihrer Journale zu verjüngen und der literarischen Jugend die Triumphpforten zum Einzuge in ihre Spalten zu öffnen, wodurch diese Zeitblätter erst recht Spalten und Risse bekamen, indem alte abgestandene Hefen mit jungen gährendem Getränk in einer Tonne sich mischen sollten! Die Journale wurden überhaupt, wenn auch nicht Leiter, doch Träger der öffentlichen Meinungen; sie sprachen nur aus, was Gemeingefühl und Gemeinstimmung war, und konnten sich eben nur dadurch halten, daß sie es aussprachen. Wie weit man über das Maß hinausging, merkte man damals nicht; die allgemeine Stimmung hatte an sich selbst etwas Unmäßiges, etwas Unbegrenztes, weshalb auch das Kunstwerk, eben weil es sein Maß und seine Grenze hat, zu keiner Geltung durchdringen konnte. Unglücklicherweise wurde auch wenig Kunstmäßiges produzirt, was die Kritik vom zeitgemäßen Genre durch Form und Inhalt hätte beschwichtigen können und keinen Ausstellungen und An= und Herumdeutungen unterworfen gewesen wäre.

Viele Elemente, wogegen sich schon lange Zündpulver aufgehäuft hatte, wurden nun glücklich ausgestoßen: das Stolzthun auf alte leichterworbene Autorität, die Gemüthseeligkeit der Recensenten in den belletristischen Blättern, während die am Worte klebenden Recensenten in den veraltenden Literaturzeitungen immer mehr an Ruf und Ansehen einbüßten, die Sucht, sich gegenseitig zu beclompimentiren, die

sich erst in der jüngsten Zeit wieder eingeschlichen hat u. s. f. Daß keine Pietät vor den ältern Heroen vorhanden war, ist schon gesagt worden; die Sclaverei, in der man sich im Verhältniß zu Göthe und Tieck befunden hatte, fand ihren baaren naturgemäßen Gegensatz. Es läßt sich nichts bis zum Extrem anschnellen, ohne daß es wieder zurückschnellte. Grobheit und Zanksucht hat den deutschen Gelehrten und Kritikern zwar nie gefehlt; aber jetzt wurde der Mangel an aller Zartheit, Billigkeit und Gemüthlichkeit wirklich auffallend, obgleich er in einer Zeit der bloßen Negation, des Kampfes, des Umsturzes der Kritik leicht zu erklären ist. Die Krankheit der Sentimentalität verschwand durchaus bis auf einzelne Spuren in unsern Liederdichtern — ein Umstand, der als ein wirklicher Fortschritt zu einer gesunden Literatur anzusehen ist; nur daß leider das baare Gegentheil der durch den immer allgemeiner werdenden maliziösen Witz unterdrückten Sentimentalität sich einfand, und daß selbst das gute Herz, das Gefühl an sich, das der Sentimentalität entfernt zu Grunde liegt, verspottet und verhöhnt wurde. Sentimentalität in der populären Bedeutung genommen, ist fehlerhafte Empfindsamkeit, eine Krankheit, die in den Thränendrüsen ihren Sitz hat und von keinem Lüftchen angeweht werden kann, ohne sich zu äußern; sie kann sich auf keine Rasenbank setzen, ohne durch ihre Aehnlichkeit in der äußern Form mit einem Grabhügel zu Thränen gerührt zu werden, wo sie Moos und Epheu sieht, geräth sie außer sich, und statt dem Unglücklichen beizuspringen und zu helfen, greint sie in ihr Taschentuch und beschreibt ein Paar Tagebuchblätter mit Sentiments nicht über den einzelnen thränenwerthen

Fall, sondern über den Thränenverlust, den er verursacht hat. Gefühlvoll und sentimental bezeichnen für uns ganz verschiedene Gemüthslagen. Der Gefühlvolle fühlt sich aus seiner Mitleidenschaft zum Mithandeln getrieben, der Empfindsame verhält sich am liebsten passiv, er begehrt gar nicht, daß seine Empfindsamkeit durch werkthätiges Eingreifen aufgehoben werde, er behagt sich in seinem Zustande und sucht ihn möglichst zu verlängern.

Die Ironie überließ dem entschiedenern Witze, wonach jetzt Alles mehr als billig lüstern ist, das Feld; an sich unverwerflich, diente sie jetzt nur als einzelnes Moment, als Mittel zum Zweck, sie hörte auf, sich selbst Zweck zu sein und als Grundelement einer Schulpoesie betrachtet und angewandt zu werden. Sie hatte das Ihrige geleistet und in der Stille, sich selbst unbewußt, diese Periode der furchtlosen Impietät herbeiführen helfen, indem sie die Pietät wenn auch nicht an der Wurzel angegriffen, doch rings umher um- und untergraben hatte. Es war in der That auffallend, daß gerade die Männer der Ironie jetzt den Angriffen der Kritik ausgesetzt waren. Keiner entgeht seiner Nemesis. Hatten sie nach vielen Seiten hin bloße ironische Widerhäkchen ausgetheilt, so sahen sie sich von allen Seiten überreichlich bezahlt durch Streitaxt- und Kolbenschläge.

Die sprachliche Darstellung im Allgemeinen zog ein anderes Gewand an; sie legte die römische Toga nieder und verbannte den großartigen Faltenwurf des stolzen Periodenstyls, sie wurde modern eleganter, zierlicher, gefälliger, beweglicher, glänzender, beförderte aber zugleich die Oberflächlichkeit der Gedanken, die durch den angenehmen Schein der

Diction verhüllt wurde; sie verlor ihre Neigung zu individueller Gestaltung aus dem Kern des Schriftstellers heraus und verlor sich nicht selten in Schönrednerei; conversationelle Form wurde ihr Modemuster, so daß man nicht sagen kann, sie sei im Ganzen populärer geworden; man mußte vielmehr mit der Sprache der Salons vertraut sein, um sich vollkommen mit ihr zu befreunden. Sie erhielt wohl einen poetischen Firniß, aber daß, wie Mundt will, die dynamische Verschiedenheit der poetischen und prosaischen Form dadurch aufgehoben sei, gehört zu den vielen subjectiven Ansichten, die in Deutschland zu Markte gebracht werden und die man gern zu einem allgemeinen Principe erheben möchte, ohne daß sie Beweiskraft in sich selbst hätten und zu einer objectiven Wahrheit werden könnten. Das vegegatative Leben entschwand aus der Prosa mehr und mehr; sie wurde formell, künstlich, von Vielen überkünstelt; im Allgemeinen zu terminologisch. Gewisse Lieblingsausdrücke cursirten von Hand zu Hand. Man überschwemmte die Literatur mit hegel'schen Schulausdrücken und mit Fremdwörtern. Es ist wahr, wir sind oft in dem Falle, die Reinheit der Sprache, wo ein vaterländisches hartes Wort mit andern nicht flüssigen Worten eine zu harte Klangstellung herbeiführen würde, dem Wohlklange, oder wo ein Wort durch nöthig gewordene Wiederholung Eintönigkeit herbeiführen würde, der Mannigfaltigkeit des Klanges zu opfern; auch ist uns mit den politischen Ideen und Begriffen des Auslandes eine Terminologie zugekommen, die wir aus unserem einheimischen Wörterschatze nicht genügend ersetzen können; endlich verbinden wir mit vielen fremden Ausdrücken einen Sinn, wel-

chen kein deutsches Wort genügend wiederzugeben im Stande ist, ja nicht selten eine Nebenbedeutung oder den Begriff einer Verstärkung, welche deutsche Zuthat ist und nicht ursprünglich im Worte selbst liegt. So viel aber ist gewiß, daß manche unserer bemerkenswerthesten Schriftsteller, wie Carus, als Nachahmer Göthe's, und Pückler Muskau, in allzugroßer conversationeller Nachlässigkeit, Andere dagegen aus Geziertheit und Vornehmthuerei in dem Gebrauche von Fremdwörtern bis zur Widerlichkeit weit gegangen sind. Man tadelt auch vielfach das Haschen nach Bildern und Vergleichungen, die aus allen Weltgegenden und wissenschaftlichen Gebieten aufgespeichert werden, eine Manier, worin sich besonders die Nachwirkung Jean Pauls offenbart. Wenn nur diese Bilder mit dem innern Gedankenleben des Schriftstellers genau verwachsen sind und nicht durch Pumpwerke gewaltsam und künstlich hervorgefördert werden, sondern aus dem frischen reinen Quell der Anschauungen unvermittelt sprudeln! Häufig packt erst das Bild den Gedanken so recht an der Hüfte und hält ihn fest, und ein treffendes Gleichniß ist für ihn ein Piedestal, worauf er sich plastisch erheben mag. Nur muß man nicht, wie geschehen ist, den Professor Gans einen Leviathan nennen, der die Fluth seiner Gedanken aus seinen Luftlöchern bläst, damit sich diese Gedankenfluth über ihm als Triumphbogen wölbe!

Da ich bereits an den verschiedensten Orten dieses Buches über die Eigenschaften unsrer Literatur seit 1830 gesprochen habe, so wird man, wenn man diese Stellen summirt, mein Glaubensbekenntniß über die Tugenden und Untugenden derselben ziemlich beisammen haben. Jedenfalls

war man für den Mangel an eigentlichen Produkten durch die im Ganzen ernste Richtung entschädigt; man konnte, wenn auch an nichts Anderm, doch wenigstens an den Tendenzen und Richtungen Theil nehmen, welche verfochten oder angefochten wurden. Alle Welt war politisch; die deutschen politischen Schriftsteller drückten sich sogar ziemlich stark, unumwunden, selbst plump aus. Ortlepp sang seine Osterhymne, worin er die Auferstehung des deutschen Volkes feierte oder dazu ermunterte, und Herloßsohn, der schon früher politisch satyrische Schriften in der Form witziger Mährchen geliefert hatte, bildete durch die Mitgefühle, die er für die Schicksale der Polen zeigte, damals eine Macht. Wie die Zeit und mit ihr die Personen herumgehen! Mohnsaft, nicht Blut scheint in unsern Adern jetzt seinen Kreisgang zu vollziehen. Wie gesagt, es war ein ehrlicher Ton in den Schriftstellern von damals; die diplomatisirende Partei bemächtigte sich erst späterhin der Literatur der Bewegung, wie man sie nannte; aber sie war auch, um die Debatte noch einigermaßen fortführen zu können, auf nichts Anderes als auf diplomatische Kunst angewiesen, wobei sie von ihrer Dialectik unterstützt wurde.

Populärer indeß auf dem Gebiete der Zeit- und Tagesliteratur ist Keiner geworden, als Wolfgang Menzel, mit dessen Namen man, wie die römischen Frauen ihre Kinder mit dem „Hannibal ante portas,“ eine ganze Legion von Schriftstellern in Schreck versetzen und zum Schweigen bringen konnte. Unsre Furcht vor ihm haben wir verloren und unsre Liebe hat er nie gehabt, seine Partei hat er eingebüßt und eine neue nicht gewonnen; er hat mit dem Besen seiner

Kritik ein paar Mal über den Estrich der deutschen Literatur hingestrichen, aber er hat den Schmutz mehr in den Winkeln zusammengefegt, als daß er ihn ausgekehrt hätte, er hat einige Male gewaltsame Anstrengungen gemacht, um sich wieder emporzuhelfen, aber er ist ermattet in den mütterlichen Schooß seines Literaturblatts zurückgesunken, um aus Gedichtsammlungen und aus Büchern über Pferdezucht Auszüge zu geben und die Pferde wie Poeten und die Poeten wie Pferde zu behandeln.

Menzel hat mit Börne Vieles gemein; er war in manchen Dingen sein Doppelgänger; er schreibt gut, anscheinend ehrlich und offen, haßt Berlin, schilt die Deutschen, verunglimpft Göthe, malträtirt das Kunstwerk — Alles wie bei Börne. Aber Börne meinte es mit seiner Ehrlichkeit ehrlich; bei Menzel kann man mit Recht daran zweifeln. Er sieht oft nach jenen ehrlichen Handesleuten aus, welche stets versichern: so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ich verdiene nichts dabei — und dabei doch mehr zu verdienen pflegen, als sie verdienen. Bei Menzel ist nur Echauffement, was bei Börne als Herzenswärme erscheint; Menzel läuft sich in Feuer, Börne geht in's Feuer, und ist stets im Feuer; Menzel greift die Personen häufig um der Personen willen an, Börne immer der Zustände wegen, um die es ihm zu thun ist; Menzel schreibt sich in ein Interesse hinein für das, worüber er schreibt; Börne schreibt nur über das, für was er sich interessirt; Menzel richtet und verurtheilt, Börne klagt nur an; Menzel verfolgt seine Zwecke, Börne seinen Zweck, der nur ein einziger ist; Börne ist ein Narr seiner Zeit, Menzel ein Zeitnarr; auch geht er in der bun-

ten Tracht seiner Zeit, während Börne, der um die Zeit Trauer angelegt, in einfachem Schwarz geht; Börne ist grob um der Wahrheit willen, Menzel höchstens wahr um der Grobheit willen u. s. f. Diese Gegeneinanderstellung, die ohne Aufwand von Künstlichkeit weiter geführt werden könnte, mag Vielen als ein müßiges Antithesenspiel erscheinen; aber die Facta sind vorhanden, womit sie zu beglaubigen ist.

Menzel machte zuerst durch sein Buch „die deutsche Literatur" Aufsehn, welches noch in die Zeit vor 1830 fällt. Er bekämpfte darin viele Schwachheiten und Albernheiten, und wie man nicht leugnen kann, mit Glück; das Buch war das erste Beispjel einer Darstellung der Literatur im eigentlich raisonnirenden Genre, obgleich ein Uebermaß selbstgefälligen Raisonnements und ein Mangel an Thatsächlichkeit darin bemerkbar war. Seine Wirkung war um so bedeutender, weil es nach allen Seiten und Richtungen des deutschen Gemeinlebens hin sich erging; und die darin enthaltene überscharfe Polemik gegen Göthe war in jener Zeit der ausschließlichen Götheverehrung wohl geeignet, Aufsehen zu erregen. Es trug, wie Gutzkow mit Recht bemerkt, eine burschenschaftliche Färbung. Studien dazu hat Menzel schwerlich gemacht; was er so für Gedanken über seine Gymnasiasten- und Studentenlectüre gehabt und gesammelt hatte, wurde hier wohl oder übel an- und auf einander gereiht. Es war wirklich ein ganz studentisch frischer und muntrer aber auch absprechender Ton in dem Buche. Die literarischen Erfahrungen Menzels konnten damals nicht anders als gering und lückenhaft sein; Menzel warf sich zum Dictator

auf, ehe das Vaterland in Noth oder wenigstens er dazu berufen war, seinen Nothstand zu heben; Menzel hat aber auch späterhin nie ganz seinen studentischen Ton abgestreift, und zu den gesetzten Leuten Deutschlands kann man ihn in der That auch jetzt nicht zählen. Menzel gelangte, wie die meisten von uns, zur Stimmführung, ehe sich sein Character ausgegohren hatte; die Zeit selbst war es, welche die Jugend voranschob und auf die gefährlichsten und wichtigsten Posten stellte. Die Kritik, wenn wir Tieck's dramaturgische Betrachtungen ausnehmen, hatte bis dahin eine lange Zeit gänzlich brach gelegen; man recensirte nur, ein Verfahren, welches nur bei eigentlich gelehrten Werken, und bei diesen mit Recht, seine Anwendung findet.

Die Redaction des Literaturblatts zum Morgenblatt wurde Menzeln anvertraut, eine Stellung, die ihn bei dem Ansehn und der weiten Verbreitung des Morgenblatts schon de facto an die Spitze der deutschen Tageskritiker brachte. Das Vertrauensvotum, welches ihm Cotta bewilligt hatte, wurde nicht übel belohnt. Menzel hielt sich durch ein gewisses Geschick, womit er seinen Gegnern wie mit eingelegtem Kopfe gerade auf den Leib rückte; er fuhr fort, gegen Berlin, Hegel und Göthe seine kritischen Kreuzzüge zu predigen und die Leistungen der Jüngeren zu empfehlen und zu fördern; und dabei hatten seine Kritiken ein so selbstbewußtes, ungeschminktes Aussehen, die Sprache war so beredt und blühend, und doch konnte er gegen alte Herren so unhöflich und göttlich grob sein, daß er Alles für sich hatte, bis auf den größten Theil des alten Deutschlands, die Verehrer Göthe's und die Anhänger Hegel's. Das Jahr 1830 kam

ihm sehr gelegen; für die literarische Debatte drohte der Stoff auszugehen; jetzt war für Küche und Keller reichlich gesorgt; Menzel nahm sich der gährenden Elemente an und zog für die politisch Aufgeregten zu Felde.

Menzel ist eine wesentlich polemische Natur, die ohne Reibung nicht bestehen noch in Brand gerathen kann. Aber seine Polemik ist durchaus einseitig, von den Aufwallungen des Augenblicks bestimmt und gefärbt und durch keinerlei Pietät veredelt. Er ist es vorzüglich gewesen, welcher die jetzt herrschende Impietät, die ohne Scheuleder und Zaum dahertrabt und der Blumenbeete und Saatfelder nicht achtet, hervorgerufen hat. Um nach Menzel'schem Schema zu kritisiren, bedarf es einer tieferen Kenntniß des Gegenstandes ganz und gar nicht; man greift ein einzelnes Moment auf, hält sich daran und läßt alles Uebrige, was die Lüge offenbar machen könnte, bei Seite liegen; es ist die Gelegenheitsmacherei, welche jetzt in der Kritik eine so große Rolle spielt. Seitdem wurde es Ton, Jeden, der eine zweite Seite hervorsuchte, um dem Schriftsteller gerecht zu werden, der Feigheit, der Tactlosigkeit, der trostlosen Halbheit zu beschuldigen.

Man höre, wie Menzel den vierten Band seiner Literatur eintheilt. Die Kapitel tragen folgende Ueberschriften: „poetische Pilisterei," als wenn es eine Philisterei geben könnte, welche poetisch wäre; (eben so absurd ist die Eintheilung der modernen Dichter in Philister, Sentimentale und Frivole, die gar keine innere Nothwendigkeit hat); dann folgt ein Kapitel „eigentliche Romantik," worauf man die „uneigentliche" als ein zweites Kapitel erwarten sollte, was aber nicht vorhanden ist; sodann „patriotische und politische Poesie;"

„Callot Hoffmann'sche Schule;" „Vermischung aller Geschmäcke," ein Kapitel, was der Welt Sünden trägt; „neue Anglomanie," zuletzt „neue Gallomanie." Auch der Ungeübteste muß einsehen, daß Menzel im Schematisiren nicht eben stark ist. Seine berühmte Polemik gegen *Göthe* fällt ganz in sich selbst zusammen; man weiß es nicht, ob es angeborene oder gemachte Blindheit, Bosheit oder nur die Sucht ist, etwas Apartes zu sagen, wenn *Menzel* diesen Mann vom umfassendsten Genie auf das bloße Talent, ja selbst auf die bloße Virtuosität reduciren will. Wie sich *Menzel* windet und dreht, um seine Definition vom Talent und daß Göthe nichts als Talent gehabt, dem Leser plausibel zu machen! Er krümmt sich, wie eine Kohlraupe oder Kornmilbe, welche ein Lorbeerblatt benagt. Ein Kunstwerk und einer, der Kunstwerke geschaffen hat, lassen sich wohl im Einzelnen beschädigen, wo und wenn sie schwache Seiten haben, aber nicht im Ganzen einnehmen, noch umzingeln, noch durch einen Blocus hermétique absperren, noch aushungern, weder so noch so. Und als ob *Göthe*, der dämonische Mann, die Chikanerie Menzels vorausgesehen und sich dagegen verwahrt habe, so schreibt er schon an Lavater in Sachen Talents contra Genie: „wir sollen bedenken, daß das eigentliche Talent nichts sein kann als die *Sprache* des Genies." *Börne'n* sieht man seine unverständigen Ausfälle gegen Göthe noch nach, weil es hauptsächlich Göthe's Character, sein Verhalten, sein Habitus ist, was er anfeindet; wenn aber einer, der Literaturgeschichten schreibt, an der Spitze eines vielgelesenen Literaturblatts steht und über Kunst und Kunstschönheit ganze Spalten gefüllt hat, das Genie Göthe's wegspotten und

sein glänzendes Bild mit Höllensteinbeize auslöschen will, so erklärt er sich von vorn herein als allen kritischen Verstandes baar und seine auf unsern blinden Glauben ausgestellten Wechsel können nicht creditirt werden.

Man hätte meinen sollen, daß Menzel wenigstens in dem Alter, wo sonst die Schwaben klug zu werden pflegen, wenn auch nicht mit gerechter Milde, doch mit größerer Besonnenheit gegen Göthe auftreten werde. Aber selbst in dem Posthumus seiner Kritik, dem vierten Bande der deutschen Literatur, finden wir die Behauptung, daß Göthe, als er der Voß'schen Luise „Herrmann und Dorothea" nachdichtete, unter die deutschen Philister im Schlafrock und in der Schlafmütze getreten sei; seitdem seien ihm die deutschen Herzen auf ewig gewonnen gewesen. Aber die Herzen der Deutschen gehörten Göthe schon, als er in Helm, Harnisch und eisernem Fausthandschuh des Götz über die dröhnenden Dielen der deutschen Literatur schritt. Freilich ist auch dieser Götz nach Menzel's Aussage ein Werk von schlechtester Gesinnung, wenigstens habe Göthe dafür gesorgt, daß der Loyalität kein Eintrag geschähe; „die Kraft erlag, die Freiheit war ein bloßer Wahn des Pöbels." Auf wen, außer Menzel, hat Götz von Berlichingen gerade diesen schnöden Eindruck hervorgebracht? Daß Napoleon den Werther gelesen habe, kann Menzel nicht ableugnen, aber er findet ein verstecktes Motiv dazu, welches außer Menzel noch Niemand in der Welt geahnt hat. Napoleon las den Werther als das von den Deutschen geliebteste Buch, um darnach unser Volk zu beurtheilen. Ein andermal nennt Menzel den alles Unheil Deutschland's verschuldenden Göthe

einen Messias der Juden; Charlotte Stieglitz aber ist, wie Menzel meint, an der Göthesucht gestorben. Menzel's Enthusiasmus für Schiller und Tieck ist edel, wenn er aber Tieck den nationellsten unserer Dichter nennt, so ist das ein Ausspruch, der noch zu erweisen ist. Einem nationellen Dichter, unter dem ich mir nur einen Dichter vorstellen kann, der die Herzensbedürfnisse seiner mitlebenden Generation erfaßt und befriedigt, kann die Popularität nicht fehlen, und man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Tieck irgend eine populäre Wirkung ausgeübt habe und mit seinen Säften in des Volkes Fleisch und Blut übergegangen sei. Selbst der alte, ehrliche und mit rüstigem Freimuth ausgestattete Voß, den Menzel einen niederdeutschen Bauer nennt, war seiner Zeit, obgleich allerdings mit keinem so poetischen Fluidum wie Tieck begabt, viel populärer als dieser. Nennt Menzel den trefflichen Voß, der das nicht genug zu schätzende Verdienst hat, Homer's ewige Dichtungen dem deutschen Volke näher gerückt zu haben, einen niederdeutschen Bauer, so nennt er den Matthisson eine Lakayenseele, einen Schweifwedler, einen Vorheuler, einen Vorweiner voll Krokodillsthränen, einen Glücksritter ꝛc. In Bezug auf Joh. v. Müller erklärte Menzel in seinem Literaturblatte offen und ohne Gène: „ich habe ihn immer gehaßt, diesen warmbrüderlichen Menschen," worauf noch mehrere ähnliche Epitheta an Müller, welcher die Trefflichsten seiner Zeitgenossen zu Bewunderern und enthusiastischen Freunden gehabt hat, verschwendet werden. Indeß ist es leicht möglich, daß in unserer in so vielen Dingen widerwärtigen Zeit, Woltmann für einen großartiger und edler

organisirten Menschen gilt, als etwa Alexander v. Humboldt und Bonstetten. Als Friedrich v. Raumer eine den Umständen nach möglichst freisinnige Schrift über den Untergang Polens veröffentlichte, hätte man meinen sollen, daß diese Schrift, welche von einem mit der Preußischen Regierung eng zusammenhängenden Gelehrten herrührte, der außerdem mit der Berliner Censur manche Kämpfe bestand, sich der allgemeinen Zustimmung Deutschland's hätte erfreuen müssen. Menzel, der Unerbittliche, urtheilte anders; der Verfasser war Geheimrath in Berlin, die Schrift mußte zum kritischen Feuertode verdammt werden. Menzel, der jetzt so sanftmüthig geworden, daß er nichts lieber bespricht, als Pferdezüchter und Poeten, gehörte damals zu denen, welche die Männer der französischen Schreckensherrschaft vergötterten und Robespierre in allen seinen Theilen wie einen sanftmüthigen Engel ausgemalt haben. Im Gefühle dieser robespierre'schen Sanftmuth wundert sich Menzel auch, daß Althing nicht an den Galgen kam. Es ist vom Schicksal trefflich angeordnet worden, daß dieser Mann, der so viel Schwatzens von Freiheit macht, über die Seelen und Leiber der Schriftsteller keine Gewalt hat, und daß er sich jetzt mit Recensionen aushelfen muß, wo ein Galgen viel nachdrücklichere Dienste leisten würde. Dieser Mann erzählt uns in seiner Reise nach Italien, daß er in Genua gefrühstückt und sich in Livorno ächt türkische Pantoffeln gekauft habe, um sich damit in seiner Heimath gegen den kleinen Pantoffel seiner Frau Gemahlin wehren zu können. Wunderbar, daß Menzel, der nicht einmal den häuslichen Frieden aufrecht erhalten zu können scheint, sich

so sehr bemüht, den häuslichen Frieden in der Literatur zu stören! Auch auf dieser Reise sucht sich überall Menzel's Ich herauszumausern. Dies Ich, ein erhabenes Ding, verwirft die Peterskirche als ein geschmackloses Gebäude, will von der berühmten Statue Laokoons als eines schreienden alten Mannes nichts wissen und ist immer daran und darauf, nicht die medizäische Venus, nicht den Apollo vom Belvedere schön zu finden, sondern irgend eine andere Venus und irgend einen andern Apollo. Und ein Kritiker, der den Laokoon einen alten schreienden Mann schilt, steht noch jetzt an der Spitze eines Literaturblatts, welches an Wirksamkeit eines der ersten Journale Deutschlands zu sein sich rühmt! Menzel spricht auch von einer Büste des „gutmüthigen Papa" Titus, die denselben philisterhaften Zug habe wie Göthe — beide also, der vortreffliche Cäsar und unser Göthe, waren Philister — was hilft es nun noch, einen edlen Character oder ein edles Gesicht haben, wenn uns ein deutscher Recensent beweist, daß hinter beiden ein Philister stecke? So lehrt man uns absprechen, kurz, entschieden, witzig derb, und nichts ist leichter, nichts anschaulicher, nichts, mit dieser Miene der Unfehlbarkeit ausgesprochen, glaubhafter. Menzel hat auch ein stolzes Buch geschrieben „Geist der Geschichte," worin sein Geist, nicht der Geist der Geschichte, die Hauptrolle spielt. Zuletzt läßt er das Menschengeschlecht eine Tragikomödie vor unsern Blicken aufführen, so daß sich Alles gegenseitig todtschlägt. Hierbei steht unser Verstand, so gut wie der Verstand der Geschichte still.

Menzel, welcher mit Robespierre der ausgemachteste Republikaner war, wurde plötzlich ein Altdeutscher, wie der

ehrliche Jahn; er schob seinen Würtembergisch altdeutschen Patriotismus vor und behauptete, daß uns von Frankreich nichts Gutes kommen könne. Seitdem verdammte er Alles, was in Deutschland Napoleon verehrte und pries, und Gaudy's Kaiserlieder waren ihm nicht darum schlecht, weil sie schlecht waren, was sie in der That auch nicht sind, sondern weil sie Napoleon zum Gegenstande hatten. So einseitig und ohne Kenntniß von der Ausführung zu nehmen verfährt Menzel stets. In der Gedichtsammlung eines Berliner Poeten zählt er auf, wie vielmal das Wort Thränen darin vorkommt, und glaubt dadurch den Dichter recensirt zu haben; wenn er über Gehe's Demetrius spricht, so raisonnirt er nicht über den vorliegenden Roman, sondern über den Stoff, der darin behandelt worden; wenn ihm ein englischer Roman eingeschickt wird, so spricht er über das britische Romangenre im Allgemeinen, in Floskeln, die schon hundertmal da gewesen; und in Spindler's Roman „Boa Constrictor" wollte er ein uneheliches Kind entdeckt haben, welches sich im Buche als ein in der rechtlichsten Ehe erzeugtes Kind darstellt. Und auf diese Entdeckung häuft er die maßlosesten Beschuldigungen und Anklagen — ein Verfahren, wogegen Spindler mit Recht in seinem und aller Schriftsteller Namen streng und nachdrücklich protestirt hat. Die Fragen und Postulate aber, die Menzel an eine Schrift stellt und nach denen er seine Kritik modificirt, sind folgende: 1) ist das Buch das Werk eines Norddeutschen, oder gar 2) eines Berliners, oder in höchster Potenz der Abscheulichkeit 3) eines Hegelianers? oder ist es 4) geschrieben von einem Verehrer des schändlichen Göthe? oder ist es

5) ein Erbauungsbuch, ohne doch gerade die Bibel zu sein? oder rührt es 6) von einem Schriftsteller her, der keine Beinkleider trägt? oder ist es 7) von keiner politischen Gesinnung durchzogen, d. h. von keiner landständisch würtembergischen? oder ist es ein Buch, worin 8) Napoleon als Heros gefeiert oder endlich 9) ein uneheliches Kind geboren wird? Ist nun an dem Buche ersichtlich, daß es in eine dieser Rubriken fällt, so ist es unrettbar verloren und wird entweder ein Waschlappen oder ein gotteslästerliches oder ein unpatriotisches Buch gescholten, oder gar durch jene Furie in Holzschnitt gebrandmarkt, welche, man weiß nicht ob auf das kritisirte Buch oder die Kritik selbst, zackige Blitze schleudert.

Um von der Kategorie Nr. 5 zu sprechen, so ist es wahr, daß von den Erbauungsschriftstellern viel Mißbrauch mit der Religion getrieben worden ist, indem man sie zu einem Marktartikel herabwürdigte und als bloßes Nutzholz betrachtete, woraus man Bücher schneiden und drechseln könne. Die religiöse Erbauungsliteratur gewann eine belletristische Gestalt und trug dazu bei, die Zungen von Deutschland's „gebildeten Töchtern" für den Geschmack an dem frischen Quell der Bibel abzustumpfen. Man theilte die Erbauungsschriften nach den verschiedenen Ständen, Altern und Geschlechtern ein, und diejenigen, welche dies Geschäft aus gewissen eigennützigen Absichten, und nicht mit besonderer Rücksicht auf die Förderung des religiösen Lebens zu betreiben schienen, sahen nicht ein, daß die Religion halb ertheilen sie ganz nehmen heißt, daß die religiöse Erbauung wesentlich eine und dieselbe ist und nicht fachweise nach Stand, Geschlecht und Alter eingetheilt und fabricirt werden

kann. Diese erbauenden Theologen stammen alle aus den erbaulichen zwanziger Jahren und etwas früher her, wo Spaß, Ernst, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe — Alles nur halb war; aus jener Periode, zumal aus jener norddeutschen Hauptstadt, deren Halbheit und Süßlichkeit die pietätlose Richtung hervorgerufen haben, die jetzt unser Schmerz und Leiden ist. Menzel, mit einem gewissen materiellen Tastgefühl ausgestattet, fühlte die Zweckwidrigkeit dieser belletristischen Erbauungsliteratur wohl heraus, aber seine Angriffe trugen ein so schonungsloses und herbes Gepräge, daß die Sache der Religion selbst dadurch fast eben so sehr gefährdet schien als die Sache der Erbauungsliteratur, auf die es abgesehen war. Er griff mit der Rinde zugleich den Kern, mit der Ab- und Unart die Art an. Wo man der Urspeise einmal abgeneigt ist, sind Surrogate um so unverwerflicher, je mehr sie aus den Bestandtheilen der Urspeise gemischt sind. Diese Erbauungsbücher sind am Ende nur dasselbe Experiment für die Religion, was Menzel für die Geschichte vorschlug, indem er sie in kleine leicht genießbare Bissen, in Memoiren, Biographieen und Miniaturbilder einzutheilen anrieth. Wer aber auf der einen Seite dem Zeitgeschmacke zu viel Zugeständnisse macht, darf ihm auf der andern Seite nicht zu viel abfordern. Auch die Geschichte verlangt ihre Pietät. Menzel eifert zu Gunsten der Bibel gegen die Erbauungsbücher im Allgemeinen, es wäre etwas Aehnliches, wenn man da, wo man zur Erbauung von Kirchen keine Mittel hätte, die Erbauung von Bethäusern tadeln oder untersagen wollte, wo mit Recht doch nur die innere und äußere Einrichtung dieser Bethäuser der Kritik unterworfen

werden könnte. Das leichtfertige weibliche Völkchen von heute und die gewichtige Bibel mit Moses und den Propheten, man kann sich kaum etwas weniger Zusammenpassendes denken! Und trügen nur die Erbauungsbücher an diesem Sinken des religiösen Lebens allein die Schuld — aber der Grund liegt unendlich viel tiefer und ist an alle Punkte unsers modernen Lebens gleich vertheilt! — So wittert Menzel überall die Spur des Wildprets, das zu verfolgen ist, aber das Wildpret selbst erhascht er nicht, oder er setzt im fanatischen Sprunge darüber hinweg. Man muß mit den Ausbrüchen seines Grimmes sparsam sein lernen, um seine Gesammtmacht für Hauptangriffe beisammen zu haben und zu keinen Mißdeutungen Anlaß zu geben.

Indem nun die Richtung Menzel's überhaupt eine pietätlose ist, mußte es doppelt auffallen, als er plötzlich auf dem starrsten Standpunkte der Moral sich festsetzte und sein Anathema über mehrere jüngere Schriftsteller ergehen ließ, deren Einen er selbst groß gezogen und seiner Zeit sogar mit dem Lorberkranze beehrt hatte, welcher, in kunstlosem Holzschnitte über dem Literaturblatte schwebend, bestimmt war, die Namen der Besten und der Edelsten Deutschlands einfassen. Wir kommen hier auf das sogenannte junge Deutschland zu sprechen.

Junges Deutschland! — Man denkt dabei unwillkührlich an ein junges Italien, eine Conspiration, eine Carbonarigesellschaft, wovon hier wirklich auch nicht die Idee vorhanden ist. Es ist in der That eine sehr willkührliche Auslegung, wenn man meint, diese jungen Schriftsteller repräsentirten das junge Deutschland; im Gegentheil, sie waren

nur in beschränktem Sinne seine Organe, indem sie vieles nur ihnen Angehörende verfochten. Etwas Gemeinsames wird man unter uns Schriftstellern der jüngsten Periode gewiß finden, wie man es immer unter Schriftstellern finden wird, welche zu einer und derselben Zeit Alters- und Schreibgenossen gewesen sind. Göthe's Götz von Berlichingen, Schiller's Räuber, Klinger's Zwillinge und Lenz's Lustspiele sind aus einem und demselben Geiste der Opposition gegen altes Formular erwachsen, und man hat auch wirklich, vermittelst der Classificationssucht der Deutschen, ihre Periode damals unter der Rubrik einer Sturm- und Drangperiode zusammengefaßt, aber die Aehnlichkeiten verschwanden und die Unterschiede traten um so mehr heraus, je mehr sich die Individuen in ihrem Reinigungsprozeß abklärten. Das sogenannte junge Deutschland der Gegenwart wich aber von jenem in eben dem Maße ab, als die Gegenwart von jener Periode abweicht, wo Klinger, Lenz, Schiller, Göthe u. s. f. die junge Germania bildeten. Das neue junge Deutschland war nicht eigentlich produktiv, man war höchstens spekulativ, man schuf nicht, aber man raisonnirte, und man raisonnirte eigentlich keine neue Zeit hervor, sondern eine alte hinweg, so gut oder schlimm es gelingen wollte. Etwas Gemeinsames aus Hegel, Börne, Heine und Menzel abdestillirt, war vorhanden, insofern dies Gemeinsame Grundzug der Zeit und besonders der Jugend selbst war. Diesem gemeinsamen Elemente that Jeder aus dem Keller- und Hausvorrath seiner Individualität, seines Wissens und Könnens das Entbehrlichste und Nothwendigste hinzu, außerdem hatte jeder Einzelne von ihnen noch seine

besondern Liebhabereien, Gelüste, Zu- und Abneigungen, und während Einer von ihnen mit frömmster Pietät sich an Heine anschloß oder ein Anderer sein Abhängigkeitsverhältniß zu Hegel eingestand, suchte ein Zweiter Heine von sich ab- oder Hegel gar zurechtzuweisen. Daß ihnen die Pietät vor Autoritäten nicht angeboren ist, was Gutzkow von sich selbst zugiebt, haben sie mit Tausenden unserer Jünglinge gemein. Ihre politische Gesinnung scheint mir gerade die schwächere Seite ihres Characters zu sein; man wird ihr nie auf den rechten Grund kommen, was übrigens in mächtigern, ein freies Hervortreten überall nicht zulassenden äußeren Einflüssen seine Ursache haben mag. Einer oder der Andere würde theoretisch einen auf St. Simons Grundsätzen erbauten Staat jedem andern vorziehen. Ueberhaupt haben sie das Eigenthümliche, daß das Weib, besonders das freie, bei ihnen in hoher Gunst steht, und der Mann offenbar sich gefallen lassen muß, nur den Thürsteher an der Pforte des neuen Gynäceums der Weltgeschichte abzugeben. Hierdurch erhalten viele ihrer Produkzionen und raisonnirenden Bücher (auf dem Raisonnement beruht vorzüglich ihre Stärke) einen auffallend zärtlichen, selbst weichlichen Character. Man erinnere sich, welche bedeutende Rolle das Weib in Laube's Novellen und Romanen spielt, nach seinem Ich gewiß die erste, in welcher Stärke Wienbarg das weibliche Element als mitherrschendes, wo nicht vorherrschendes für die poetische Produkzion anerkannt und angebaut wissen will, und daß Mundt unter ihnen als derjenige angesehen wird, welcher die Vorfragen der Frauen-Emancipationsfrage am eifrigsten verfochten hat. Weniger tritt diese Erscheinung, welche ihr

Auffallendes hat, bei Gutzkow hervor. Man kann wohl sagen, daß diese Neigung, das Weib in den Vordergrund, und den Mann vorzugsweise nicht mit dem Manne, sondern mit dem Weibe in Berührungen und Annäherungen allerlei Art zu bringen, viel dazu beigetragen hat, diese Schriftsteller dem Verdacht auszusetzen, als wählten sie vorzugsweise Scenen der Sinnlichkeit zu ihrer Darstellung. Was die Schilderung fleischlicher Liebe betrifft, so können sie sich, ohne an Wieland oder gar Boccaccio und andere Ausländer erinnern zu wollen, mit Heinse's plastischer Fülle und feuchter Sinnenlust nicht messen. Selbst der gewöhnlichste Leihbibliothekenroman, der populär geworden und durch die Hände von Tausenden gegangen ist, nimmt es in der Hinsicht mit den genannten Schriftstellern auf. Der deutsche Hofmeister und Kandidat ist bei ihnen immer noch zu übermächtig, als daß ihnen in der Liebe und ihrer Darstellung die Ueppigkeit und geniale Leichtfertigkeit etwa eines Casanova zu Gebote stände. Die Neigung zur Opposition und zur Discussion, zur Behandlung von socialen Fragen, welche sie sich selbst oder die Zeit ihnen gestellt hat, haben sie mit der jüngeren Generation überhaupt gemein. Es ist jener dunkle Trieb der Jugend nach einem allgemein veränderten Zustande, ohne daß sie sich dessen, was sie begehrt, durchaus klar wäre. Daher mäkelt und krittelt sie an der Gegenwart und Vergangenheit herum, und es kommt ihr dabei zu Statten, daß für den Tadel und die Kritik reichhaltiger Stoff vorhanden ist. Mit den angeregten Hoffnungen und der großen allgemeinen Bildung, welche sich die Jugend zu eigen machen weiß, steht die Umgebung, später das amt-

liche Verhältniß, das sogenannte Philisterium, nicht selten in einem schneidenden Widerspruch, und es bedarf des Selbst-Mitalterns mit diesem brotlichen und amtlichen Verhältniß, ein Hineinleben in Familie und Haus, ehe diesem Dasein die freundliche Seite abgewonnen wird oder Gewohnheit den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht mehr wahrnehmen läßt. Von Generation zu Generation werden wir vertrauter mit den Institutionen fremder Völker, und unser Scharfsinn geübter, sie mit einheimischen Institutionen zu vergleichen, die schönen Künste gewinnen mehr und mehr Einfluß und erwecken die Sehnsucht nach einer schönen und minder schwerfälligen Form des Daseins überhaupt; dazu wachsen, durch unsere häusliche Erziehung hervorgerufen, die Ansprüche, welche die Jugend an das Leben und das Leben an die Jugend macht; die Eitelkeit wird genährt, Alles zweckt auf eine Schaustellung des Ichs ab und die decorative Pracht wird vorwaltend. Haben sich so die Neigungen und Bedürfnisse der jüngern Generation geändert und gesteigert, so wird das bürgerlich amtliche Leben möglichst auf dem status quo erhalten; und bei dem Zudrange der Jugend zu wissenschaftlichen Berufzweigen ist nur den Wenigsten möglich, ein ihren Forderungen und Bedürfnissen entsprechendes Amt zu erwerben. Daher sollte man über die allgemeiner werdende dumpfe Unzufriedenheit der Jugend und ihre Lust, sich auf das Armesünderbänkchen der Opposition niederzulassen, nicht von vornherein den Stab brechen, sondern den Mißverhältnissen zwischen ihren Idealen und der sie umgebenden oder erwartenden Wirklichkeit nachspähen, was allein Heil und Rettung bringen kann.

Daher begegnen wir auch in den Schriften der angeführten Autoren häufig der Berufung auf das neue Recht der Jugend im Gegensatze zu dem eingerosteten Rechte des Alters. Aber man ist darin zu weit gegangen; man streifte alle Pietät von sich ab, und statt das Recht der Jugend den Rechten des Alters gegenüber zu begründen, radotirte man von ihm in schönen Declamationen und unbestimmten Ausdrücken, welche das Wesen der Sache in einen mystischen Nebel hüllten. Durch dies immerwährende Vorsichtragen der eigenen Jugend machte man seine eigenen Aussprüche der Unüberlegtheit und Unmotivirtheit verdächtig, nicht selten sogar lächerlich. Wir jüngeren Schriftsteller haben damals alle an diesem an sich reizenden und angenehmen Irrthume gelitten, daß man mit herrlichen Redensarten den gemeinsamen Feind aus dem Felde schlagen könne.

Es ist diesen Schriftstellern, aber nicht ihnen allein gelungen, durch ihre Debatte ein reges Leben in die starr gewordene Literatur zu bringen; nur daß leider nichts unangefochten blieb, was in die Fachswirthschaft dieser brausenden Köpfe nicht passen wollte. Daher wurde ihr Ideenkreis auf einige Lieblingsideen beschränkt, jede ihrer Produkzionen, ihrer Schriften war nur ein matteres oder stärkeres Bild einer vorangegangenen, und die Berühmtheiten unserer Literatur wurden auf wenige Namen zurückgeführt. Göthe ließ man gelten, aber nur bedingungsweise, insofern er sociale Ideen in seinen Romanen verarbeitet hatte und in seiner Prosa jenes leichte und bequeme Gefüge offenbarte, welches dieser Richtung mehr zusagte, als eine originelle, stark auftretende Individualität der sprachlichen Darstellung; man wollte jene con-

versationelle typische Verallgemeinerung der Büchersprache, wie sie bei den Franzosen vorherrschend ist, und beeinträchtigte dadurch den Hauptvorzug der deutschen Sprache, stärkster und characteristischer Ausdruck der Individualität werden zu können. Daher wurden auch Thümmel und die Memoiren des Freiherrn S—a als Muster empfohlen; daher Varnhagen von Ense; daher Heinse, letzterer aber zugleich seiner im Ardinghello ausgesprochenen Ideen wegen. Tieck galt zu Anfange dieser Richtung viel, indem man sich an seine Novellenmuster hielt, später beseitigte man ihn, weil man ihn des Aristokratismus zu beschuldigen wußte. Epos, Lyrik und Drama baute man innerhalb dieser Richtung gar nicht an, und Klopstock, Schiller, Uhland wurden nur als Nebenfiguren betrachtet. Für gelehrte und schwere Werke hatte man keine Sympathie. Wir haben gesehen, wie schlecht man Joh. v. Müller behandelt hat. Unter den älteren Franzosen galt besonders Rousseau durch seine socialen Tendenzen, unter den neueren die Düdevant. Das kritisch skeptische Element in dieser Richtung führte uns, was ein großes Verdienst ist, Lessing wieder näher; unter den Philosophen wurde der skeptische Spinoza Lieblingsfigur. Herder galt noch bei dem Einen und dem Andern als schöne Erinnerung, weil seine Humanität mit dem beantragten Kosmopolitismus verwandt schien. Die Bettina, Rahel und Stieglitz wurden als Heroinen ihres Geschlechts verehrt. Mit Jean Paul ging man wohl glimpflich um, aber man glaubte zu fühlen, daß man über ihn hinaus sei. Mit Heine, obgleich sie ihm Manches verdankten, standen Einige auf dem Bruch, Andere auf sehr vertrautem Fuße.

Im Ganzen war ersichtlich, daß man die eigentlichen produktiven Genies bei Seite schob. Börne dagegen erfreute sich der Zustimmung Aller. Daß man Hegel schulmäßig zugehöre, das einzugestehen, duldete schon der stolze Unabhängigkeitssinn nicht, welcher in der Mehrzahl von diesen Autoren mächtig war; aber der Schul-Hegel offenbarte sich in einer gewissen Anmaßlichkeit des Raisonnements, welches sich auf Thatsachen wenig einläßt und von Belegstellen gar nichts wissen mag. Es ist bekannt, daß die eigentlichen Hegelianer, die wir indeß nicht unter den angeführten Schriftstellern in vollkommen ausgebildeter Form suchen dürfen, Niemand lieber reden hören, als sich selbst, und daß ihr Wissen ihnen überall das Wissen ist. Die genannten Autoren aber haben mit diesen starren Hegelianern wenigstens die Geläufigkeit gemein, womit sie über jeden Gegenstand angenehm zu reflectiren und zu raisonniren wissen in unendlicher Ausdehnung. — Im Gangen neigt man sich jetzt überhaupt eher dem Epikuräismus, selbst dem weichlichen Sybaritismus zu, als den ernsthaften Grundsätzen der Stoa. Kühne's Ermahnung, welche er in seinem muntern Aufsatz „wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht," den jungen Deutschen ertheilt, indem er ihnen zuruft: „Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder! Seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt!" ist bisher in keinem allzu strengen Sinne befolgt worden. Epikuräer pflegen in der Regel eben nicht staatsgefährlich zu sein. Cyrus beförderte in der Form von Landesgesetzen die lydische Ueppigkeit, um den Unabhängigkeitssinn der unterworfenen Kleinasiaten vollkommen zu ertödten.

Das königliche Rom wäre nicht gestürzt worden, hätte Junius Brutus von der Frevelthat des Sextus Tarquinius die Ansicht gehabt, wie sie etwa von dem deutschen Heinse bei dieser Angelegenheit entwickelt worden wäre. Die lydische Musik war bekanntlich die weichlichste; die italienische mag ihr in dem modernen Europa am nächsten kommen. Unsere literarischen Winkelriede leben und sterben auf die Compositionen Rossini's und Bellini's; Gluck's mannhafte Tonstürme, von denen man sagte, daß sie in Frankreich den republikanischen Sinn befördert und vorbereitet hätten, sind ihrem sanftmüthigen Gehör zu hart und heroisch. In Betreff der Künste offenbart sich derselbe weichliche Geschmack. Schönes Fleisch, üppige Schenkelformen und die knospenden Röschen halb entwickelter Mädchenbusen werden vor Allem begehrt. Daher, meinen sie, stehe Titian über Michel Angelo, Rubens über Dürer. Aber ich rufe Euch mit Kühne zu: „seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt." Tragt, wie es von Börne heißt, in der einen Tasche ein geladenes Pistol, in der andern eine Brotrinde. Kühne räth Euch in dem angeführten Aufsatze zu Beidem.

Eine eigentliche Corporation bildete das junge Deutschland gewiß nicht; entweder wurde diese Bezeichnung von ihnen selbst durch eine augenblickliche Laune des Uebermuths oder durch auswärtige Bestimmung mechanisch herbeigeführt. Zehn andere konnten eben so gut dazu gerechnet werden, als Gutzkow, oder ein zweiter und dritter davon abgerechnet werden. Wie gering die Sympathie dieser Schriftsteller für und unter einander war, ergiebt sich aus dem Zersetzungspro-

zeß, der gegenwärtig unter ihnen statt findet. Sie waren wie zusammengelaufene Milch, welche zur Zeit der Gewitterschwüle über Nacht gerinnt. Gegen die Restaurationsperiode unserer Literatur kämpften sie allerdings an, jeder aber auf seine Weise und mit eigenthümlichen Lieblingsneigungen. Der harte und spröde Gutzkow z. B. gehörte ihnen nur durch gewisse Experimente an, die er mit den Zeitideen machte, um die in der Literatur legitim gewordenen Ansichten zu kreuzen, zu verspotten und zu verwirren, und in den Göttersaal unserer literarischen, theologischen und politischen Machthaber den Apfel der Eris zu werfen, nicht, um seine Herzensmeinung zu offenbaren und ein wirkliches Resultat zu erzielen. Er gesteht selbst, daß er den Schleiermacher'schen Commentar zu Schlegel's Lucinde aus Schadenfreude herausgegeben habe, um die starren Moralisten zu ärgern.

Wenn sich die jungen Schriftsteller näher an einander schlossen, ohne dem Wesen und der Gesinnung nach zu einander zu gehören, so war das nur ein Stratagem. Man glaubte, einen gemeinsamen Feind vor sich zu haben, gegen den man zusammen halten müsse; unter einander, glaubte man, werde man sich später schon abzufinden wissen. Man war im Besitze einer Menge von Journalen; die älteren Schriftsteller hatten den Kampfplatz freiwillig geräumt; Sympathie für die neuen Tendenzen fühlten diese nicht oder erkünstelten sie oder fürchteten sich, den Landmann in der Fabel zu spielen, der die Schlange in seinem Busen großzog; das Publikum aber begehrte überall einen zeitgeschichtlichen Inhalt, dessen sich die brausende Jugend zumeist bemächtigt

hatte und mit dem all ihr Thun und Denken in Verbindung stand. Die Zeitereignisse selbst waren Schuld daran, daß sich jetzt ein Literatenstand als solcher organisirte, und man hatte nicht Unrecht, gegen die aristokratischen Schriftsteller auf der Hut zu sein, welche immer noch etwas nebenbei waren, Edelleute, Regierungsräthe, bis zu den hoffnungsvollen Auscultatoren herab, in Summa gemachte oder auf ihre künftige Gemachtheit lossteuernde Männer, die dem literarischen Nachwuchse selten einen vollen Blick der Liebe, höchstens einen zweideutigen Seitenblick zuwarfen. Ein gemeinsames Bedürfniß nöthigte zu gegenseitigen Hilfsleistungen; beabsichtigt, verabredet hatte man nichts; erst später bildete sich unter Einzelnen etwas aus, was einer Camaraderie und der Verpflichtung, einander gegenseitig zu loben, ziemlich ähnlich sah. Verbindungen der Art haben keinen Bestand auf die Dauer; sie setzen wohl dem Rufe der Mitglieder Flügel an, die aber zu einem langen Fluge nicht Kraft haben und bald ermatten. Wem es indeß um ein schnelles Bekanntwerden und ein eben so schnelles Vergessenwerden zu thun ist, halte sich immerhin an eine Camaraderie, deren Sympathieen sehr leicht erworben sind. Er fange an, zwei oder drei jungen Schriftstellern, von denen es bekannt ist, daß sie mit und zu einander halten und einige Journale zur Verfügung zu haben, den Hof zu machen, anzufragen, ob er die Ehre haben könne, mit ihnen in Verbindung zu treten, ihre Ideen seien auch die seinigen, er habe nichts sehnlicher gewünscht, als sich mit ihnen in literarischen Rapport zu setzen, die Zeitschriften, welche unter ihrer Leitung blühten, seien allein würdig, Organe der Nation ge=

nannt zu werden ꝛc. Man gebe Acht, daß der Noviz sehr bald in den Kreis der ehrwürdigen Ordensbrüder aufgenommen und ein berühmter Schriftsteller geworden ist! Ob ein glücklicher? Schwerlich! Er muß wie ein frommer Knecht Fridolin in der Furcht seiner Herren thätig sein, er muß im Schweiße seines Angesichts für sie arbeiten, und wehe ihm, wenn er sich dessen weigert und meint, es sei jetzt Zeit, sich auf eigene Hand in der Literatur niederzulassen und für sich selbst, seinen eigenen Ruhm und Nutzen zu arbeiten. Es ist unglaublich, wie streng die Controlle ist, unter welcher so ein literarischer Negersclav von seinen Oberen gehalten wird! Er muß ihre Differenzen ausfechten, sich mit Hinz überwerfen, weil sie sich mit Hinz überworfen haben, und mit Kunz gute Freundschaft halten, weil sie mit Kunz in gutem Vernehmen stehen; er muß überall seinen innersten Neigungen Zwang und Gewalt anthun; er muß Leib, Leben und Blut bei dem Pacte mit der Camaraderie, die ihm ehestens zur Hölle wird, einsetzen und sich wie Faust dem Mephistopheles zum Eigenthume verschreiben. Dafür genießt er alle jene kleinen Emolumente, welche mit der Camaraderie verbunden sind, so lange, als er ihr seinen Gehorsam nicht aufkündigt und seine Abhängigkeit außer Zweifel ist. Aber eine geringe Abweichung, ein ehrlicheres, selbstständigeres Auftreten — und die Anklage der Perfidie ist gemacht, der fromme Knecht Fridolin wird in den Eisenhammer geschickt und in die Feueresse geworfen. „Die Buchhändler selbst," sagt ein französischer Schriftsteller, „werden veranlaßt, den Ruf der Camaraden durch ihre Ankündigungen und Prospectus zu steigern und zu verbreiten, und so geschieht es,

daß eine Camaraderie in größter Schnelligkeit politische und literarische Berühmtheiten, Celebritäten und Sommitäten zu ganzen Dutzenden zählt."

Schiller und Göthe haben uns ein großes, ein wirklich erhabenes Beispiel von literarischer Freundschaft gegeben, aber sie waren auch beide Charactere, die sich festgesetzt hatten in sich, und ein reicher dichterischer Lebenslauf war bei Jedem vorangegangen, so daß sie sich schon in ihren Werken einander auswendig gelernt hatten und Jeder dem Andern im vollsten Glanze des Ruhms und Abrundung seiner Persönlichkeit unter die Augen trat. Jetzt begegnet man sich meist nur im Anlauf, die kriegerische Gesinnung führt uns zusammen, man rennt zufällig auf ein und dasselbe Ziel los; aber der Eine ermattet, ehe er es erreicht, der Andere stürmt in wilder Hast bei dem Ziele vorbei. So lernen wir uns im Fluge kennen, reichen uns im Fluge die Hand und verlieren Einer den Andern im Fluge aus dem Gesicht. Eine Freundschaft, welche mitten im Gewühle der Schlacht geschlossen wird, gewährt keine Bürgschaft für ihre Dauer in friedfertigen Zeitläufen. Es ist ein Unterschied zwischen der Freundschaft unter gewordenen und erst werdenden Characteren, bei denen sich noch nichts gesetzt, nichts eine entschiedene Form angenommen hat, die noch keine Geschichte haben.

Camaradschaften sind in der Literatur unvermeidlich, nur darf keine Absichtlichkeit, welche sie erst zur eigentlichen Camaraderie macht, bemerkbar werden, sie dürfen sich nicht in der Form einer einseitigen Schule, einer eigennützigen Clique darstellen, sondern als Ergebnisse wirklicher Sympathieen. So lange uns diese nicht fehlen — und es wäre

ein Unglück, wenn sie je uns fehlten — wird an wirklichen Camaraden in der Literatur nie Mangel sein. Ein tüchtiges Talent, eine tüchtige Gesinnung werden auf einem ganz naturgemäßen Wege einen Kreis von Talenten und Gleichgesinnten um sich bilden. Sobald sich aber eine solche ursprünglich rein geistige Verbindung einer zu bemerkbaren Ausschließungssucht, Abneigung gegen fremdes Verdienst, welches nicht aus ihrer Sphäre herrührt, und jenes engherzigen Binnenlebens, wozu der Deutsche so geneigt ist, sich schuldig macht, verliert sie ihre Unschuld und Naturgemäßheit, indem sie nichts weiter als ein Compagniegeschäft zu betreiben scheint. Daß die Deutschen ohne Cliquen und Camaraderien nicht bestehen können, ist augenfällig. Die Opponenten gegen eine angefeindete Clique haben sogleich eine neue gebildet, ein Zeugungsprozeß, der in's Unendliche fortgeht. Der jungen Literatur schadete besonders die Phraseologie, womit sie, Altes und Autorisirtes ableugnend, ihre eigenen Verdienste erhob und Resultate versprach, die sie schon der Lage der inländischen und auswärtigen Dinge nach nicht herbeiführen konnte. Der Muth und der Enthusiasmus, welche der Jugend, auch der bloß negirenden, inwohnen, trugen die Schuld. Diese Phrasen waren an sich nichts Böses, aber sie schlugen zum Bösen aus.

Zu den Literaten, welche in diese junge Literatur zusammengeworfen wurden, gehört als einer der keckſten, oberflächlichsten, aber auch anmuthigsten der Raisonneur und Novellist Heinrich Laube. So viel aus den von ihm gelieferten Schriften hervorgeht, scheint Laube nie gründlichen Studien obgelegen zu haben; der wissenschaftliche Ernst war ihm im-

mer fremd, dafür zogen ihn die mehr unterhaltenden Schriften vorzüglich an. Man sieht an seinen neuesten Büchern, daß sich aus einem beschränkten Fonds von Kenntnissen und mangelhaften Studien nicht jahrelang schöpfen läßt, wo doch immer nur ein mehr raisonnirendes, als wirklich produzirendes Talent zu Gebote steht. Wer nichts weiter kann als aus sich heraus raisonniren, wird sich in kurzer Zeit ausraisonnirt haben und auf einen Nullpunkt zurückgesunken sein, welcher die vollkommenste Inhaltlosigkeit darstellt. Die hegel'sche Philosophie lehrte Laube gut raisonniren, ohne eigentliche Kenntniß des Materials, Heine und Heinse gaben Form und Sprache her, weibliche Interessen und Zeittendenzen den Inhalt. Laube ist eine flotte Person, welche Leben, Literatur und sich selbst auf die leichte Schulter nimmt, und man kann die ursprünglich-sinnliche Heiterkeit seines Gemüthes nur liebenswürdig finden, da er wirklich in Lebenslagen gekommen ist, wo sich ein Anderer leicht vergrämt und verbissen hätte. Sein Esprit, welcher jetzt überhaupt eine größere Rolle in der schönen Literatur spielt, als Inhalt und Stoff, muß in seiner Schmackhaftigkeit und Lieblichkeit anerkannt werden; man darf ihn jedoch nur schnell genießen, wie Champagner, ehe der Schaum verfliegt; auch hat er in der That mehr Schaum als wirklichen Weinstoff. Diesen Esprit verschenkt man jetzt gern von der Kelter; ihn, wie die köstlichste Sorte des Madeira, ein paar Mal die Linie passiren zu lassen, wäre zu umständlich.

Laube trat mit seinem „jungen Europa" ziemlich keck und frisch unter die etwas abgeblaßte und abgestandene Novellenliteratur; man fand ein kräftigeres Impasto, eine saf-

tigere Farbe, eine verwegnere aber auch lässigere Zeichnung, als man gewohnt war. Außerdem gab es manche freie und freisinnige Ansicht und einige Spuren von anmuthiger Liederlichkeit im Buche, welche das junge Geschlecht besonders ansprachen. Hiermit verband sich seine pikante aber zugleich übereilte Thätigkeit auf dem Gebiete der Kritik, so daß er damals eine ziemliche Stimme in die Wagschale zu legen hatte, wo es auf die Entscheidung bloß belletristischer Fragen ankam. Laube benahm sich dabei wie auf dem Fechtboden, er schlug sich bald mit Diesem, bald mit Jenem, machte, um in der Studentensprache zu sprechen, bald hier bald dort einen „dummen Jungen" aus, und war in kurzer Zeit ein renommirter Raufbold in der Literatur.

Laube hat aber eben so wenig damals seinen großen Ruf verdient, wie jetzt seinen gänzlichen Mißcredit und daß man ihn so offenbar fallen ließ. So rächt sich der forcirte Ruf; er sucht in seinem Gegentheile, im Extrem eine Ausgleichung, bis die Unparteilichkeit des Urtheils erreicht ist. Laube ist matter, aber auch gutmüthiger geworden und der angenehme und ungründliche Raisonneur geblieben, der er war. Laube hat die Dinge immer nur von der Außenseite betrachtet; jede Characteristik beginnt und endet bei ihm mit einer Darstellung der Aeußerlichkeit des Geschilderten; es ist für Laube von großer Wichtigkeit, ob Einer einen hektischen Husten hat, schlank oder untersetzt ist, einen Schnurrbart trägt, sich mit weißer Wäsche zu versehen weiß, gute oder schlechte Mahlzeiten hält u. s. f. Es ist dies eine Abart der Characteristik, die um so verwerflicher wird, je mehr sie sich in diese Aeußerlichkeiten auflöst. Eben so äußerlich faßt er den

Styl auf, oder was ihm für das Muster eines guten Styles gilt; ja, er macht den Styl zur Hauptsache und ist im Stande, Herder und Johannes von Müller ihres, wie er meint, höckrigen und unebenen Styles wegen zu verwerfen. Alle übrigen Verdienste dieser Männer gelten ihm für nichts. Welche Charactere stellt er auf, um durch sie das junge Europa repräsentiren zu lassen! Alle anrüchig, eitel, oberflächlich, sinnlich, jeder religiösen Grundlage baar, flüchtig, verderbt! Schwimmende und reitende Weiber, voll praller Sinnenlust, weder Hèroinen noch Hausmütter, aber voll Esprit, belletristisch gebildet, hingebend, der Vegetation verfallen! Ohne dahinaus zu wollen, hat Laube die gegenwärtige Generation geschildert, wie sie ungefähr ist, wohin sie strebt, aber nicht wie sie sein, noch wohin sie streben sollte; er glaubte Helden oder wenigstens tragische Opfer der modernen Tendenzen zu schildern, die man sich zum Theil zum Muster nehmen könne, und er schilderte ihre Narren und Närrinnen, die eitelen verderbten Kinder der modernen Civilisation; er schrieb, ohne es zu wollen, eine Satyre auf seine Zeit und arbeitete dem Eindrucke, den er beabsichtigte, geradezu entgegen. Die Wahrheit, die er umgehen wollte, überraschte ihn, ehe er sich dessen versah. Ist jener Valerius im jungen Europa nicht Laube selbst, der verhätschelte Muttersohn der jungen literarischen Generation, mit der er groß ward? Ahmte er dadurch nicht Karl Woltmann nach, der in den Memoiren des Freiherrn S—a seine eigene liebenswürdige Person beschrieben hat? — Wohl wahr, für Woltmann und Heinse hätte Laube alle Heroen unserer Literatur, wären sie auf keine minder mörderische Art zu retten

gewesen, dahingeopfert. Die Memoiren des Freiherrn S—a sind allerdings ein reizend geschriebenes Buch und in dem darin enthaltenen Aperçu über deutsche Literatur ist die eine Seite derselben genügend dargestellt; was aber weiter? Sind das Interessen, der Mühe und Rede noch werth, jene Interessen der Sinnlichkeit, die sich offen als Hauptzweck des Buches, fast als Zweck jeder einzelnen Situation herausstellen? Jene weitläufigen, immer wiederkehrenden Beschreibungen von Lockenwürfen, Busenverhüllungen, üppig zurückschlagenden und die Formen der schönen Schenkel bloßlegenden seidenen Gewändern, sind das inhaltreiche Gegenstände, um einem poetischen Werke zu Grunde gelegt zu werden? Mit der Anpreisung und Nachahmung solcher Bücher wird der eigentlichen Pedanterie auch nicht ein Haar gekrümmt! — Heinse's plastische, urschöpferische Genialität überbietet Laube's nachahmendes Talent so unendlich, daß zwischen Meister und Schüler auch nicht die entfernteste Parallele gezogen werden kann. Heinse hatte aber auch einen Fonds von Kenntnissen und durch Studium erworbenen Kunstansichten auszubeuten; Heinse spielt sogar in der Kunstkritik eine nicht verächtliche Rolle, er trug dazu bei, durch die Anerkennung des schönen Fleisches in der Kunst gegen die Ueberhandnahme der Gefühlsmystik einen Rückhalt zu gewähren und den Genuß jener einen Seite der Kunstbildungen für uns zu retten. Entdecker und Erfinder allein behalten Recht, nicht diejenigen, welche ihren Fußtapfen folgen und keine neuen Bahnen zu brechen gewußt haben. Die meisten unserer jüngsten Produkzionen verlieren schon als Nachgeburten und durch ihr Abhängigkeitsverhältniß ihren literargeschichtli-

chen Werth. Die Priorität ist ein wesentlicher Vortheil, und wir bedürfen ganz anderer Anstrengungen, als die, welche wir in jüngster Zeit gemacht haben, um mit unsern Vorfahren in der Literatur zu concurriren.

Für das Ernste, Strenge und Erhabene fehlt es Laube'n offenbar an Empfänglichkeit; von den wichtigsten Gegenständen schweift er oft plötzlich auf ein so geringfügiges Detail ab, daß er den glücklich erregten Eindruck selbstmörderisch persifflirt und vernichtet. Daß es unanständig sei, Schweinefleisch zu essen, daß man sich baden müsse, daß man, wie Laube thut, immer darauf sehen müsse, einen wohlklingenden Schluß eines Satzes herbeizuführen und keinen Dactylus etwa zu gebrauchen, wo ein Trochäus dem Wohllaut zuträglicher wäre, und umgekehrt, dies, meine ich, sind solche kleine Sächelchen, welche sich den Laube'schen Zeit- und Weltbetrachtungen überall auf's possirlichste anhängen. Der geringen Ausbeute wegen, welche mir Laube's Schriften von jeher gewährt haben, hütete ich mich wohl, seine Novellen „das Glück" und die „Schauspielerin" zu lesen, an denen man die schmucke und polirte Form gerühmt hat. Die Fortsetzung seines jungen Europa hat manche treffliche Einzelheiten, und eine aus eigener Erfahrung hergenommene Darstellung des Kerkerlebens ist ein guter Beitrag zur Geschichte des Kerkerlebens und Gefängnißwesens überhaupt. In seinen Reisenovellen liegt auf buntem Waarenlager Brauchbares und Unbrauchbares durch und neben einander. Es fehlt hier eben so wenig wie in seinen Characteristiken an maßlosen Indiscretionen und oberflächlichen Behauptungen, ein unliterarisches Genre, worin Laube leider eine Menge

Nachahmer gefunden hat. Die Sprache ist überall gewandt und flüssig, oft nachlässig, und wenn auch nicht gerade hinreißend, doch sanft mit sich ziehend. Dieser Styl schwimmt auf dem Inhalte wie Kork auf Rosenwasser, und der Inhalt befindet sich im Style so wohl, wie ein chinesischer Goldkarpfen in einer Glasvase, der von einer zierlichen Dame mit einem Stäbchen geleitet und im schwimmenden und aufgerührten Zustande erhalten wird.

An wissenschaftliche Interessen hat sich Ludolf Wienbarg anzuschließen gesucht. Nehmen wir sein Hauptbuch, die „ästhetischen Vorlesungen" hier zur Grundlage. Er apostrophirte in der Vorrede die deutsche Jugend: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden" ꝛc., wie man sieht, ohne irgend eine Partei im Sinne zu haben; er richtete diese Worte an die studentische, freidenkerische Jugend, überhaupt an eine Jugend, welche noch jung, an ein Alter, welches nicht alt ist — es war nichts als ein stürmischer Handstreich gutwilligen Uebermuths, jenes Uebermuths, der bereits so vieles in bester Meinung verdorben hat.

Wer in dieser Aesthetik eine wirkliche paragraphenmäßig fortschreitende Aesthetik zu finden hoffen sollte, wird sich bitter getäuscht sehen; Wienbarg ist gar nicht der Mann dazu, eine wissenschaftliche Theorie schreiben zu wollen, er schreibt seine Aesthetik offenbar auf der Flucht vor aller Aesthetik als Wissenschaftslehre, er begehrt keine Theorie, er begehrt die Praxis, statt der Kunstlehre das Kunstwerk selbst, überhaupt die schöne That, und man kann wohl sagen, daß seine Aesthetik eine schöne That an sich sei. Sein Styl ist

wirklich der angenehmste, fließendste, gebildetste und hinreißendste, den man sich denken kann; Wienbarg findet darin kaum seines Gleichen unter Seinesgleichen, ich kenne kaum einen Styl, welcher so wenig gebrochen wäre und in einem immer so breiten vollen Strom dahinrauschte, während die Gedanken darauf wie langhälsige Schwäne mit stolz aufgespannten Fittigen hin und wiederziehen. Schöne, geputzte, mit Flaggen und Wimpeln geschmückte Gondeln voll spazierenfahrender Reflexionen bewegen sich wohl auch darauf; aber keine mit dem Waarengut fester und ausgeschiedener Principien befrachteten Kauffahrteischiffe, die zu tragen das bis zum Kieselgrunde durchsichtige Wasser zu flach ist. Wienbarg schrieb eine Aesthetik, worin er nur beweist, daß noch keine Theorie der Geschmackslehre bis jetzt die rechte war, und bei dem Zustande der deutschen Dinge auch nie eine die rechte sein wird; denn die Oeffentlichkeit, selbst das Wissen, was Oeffentlichkeit sei, mangele uns. Mithin ist die Tendenz des Buches, unserer Zeitrichtung entsprechend, eine negative. Wienbarg begehrt, daß unser Leben selbst ein Kunstwerk werde; er begehrt ein europäisches Griechenthum, angemessen dem Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. Er prophezeit eine Entwickelungsstufe für das germanisirte Europa, auf der das Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommen wird. Körper und Geist sollen sich das Gleichgewicht halten, sich gegenseitig beschränken, begrenzen, sich lebendig und wach halten. Wienbarg will das Leben, nicht den Tod; aber die bloße Sinnlichkeit ist der Tod und führt zum Tode, wie der bloße Spiritualismus

etwas hat, was nicht roth und prall ist wie das Leben, sondern hager und blaß wie der Tod.

Wenn man die Wienbarg'schen Gedanken für Principien gelten lassen will, so muß man wenigstens sagen, daß sie mit einem angenehmen Faltenwurf bekleidet sind, welcher jedoch den Zug und die Biegungen der einzelnen Glieder und Knochen nicht mehr erkennen läßt. Es ist ein Trieb in unsern jüngern Schriftstellern, besonders den aus der hegel'schen Schule hervorgegegangenen, sich mit allgemeinen Ausdrücken für die Sache selbst zu begnügen. Es ist die Lüge der Zeit, die sich in diesem Hange deutlich ausspricht; man ist außer Stande, sich zu erzürnen und mißmuthig zu sein, wenn man sich nur mit gewissen Lieblingsausdrücken, die mit der Sache nichts gemein haben, zufrieden stellen kann. An solchen Phrasen geht auch Frankreich zu Grunde. „Die Charte soll eine Wahrheit sein," „Freiheit," „Wahrheit," „Bewegung," „Volkssouveränetät," „Emancipation," — das sind die unfaßbaren, unrealen Dinge, welche jene Corruption herbeigeführt haben, an denen das Frankreich von 1830 sich verzehrt; diese schönen Klänge, ohne Gehalt und Wesen, umgaukeln den Nationalschlaf, in welchen sie Frankreich gesungen haben. Wienbarg selbst begehrt die That, aber was er uns bietet, sind nur schöne Phrasen, unbestimmte Allgemeinheiten, hoffnungslose Kinder eines wüsten Begriffs, aber keine Thatsachen für die Gegenwart, keine Garantieen für die Zukunft, keine Wiederlegung der Vergangenheit. Aus diesen Schaummassen, aus denen sich höchstens eine Venus gebiert, erbaut man keine Mauern für das neue Zion! Aus dem schwammigen Holze dieser allge-

meinen Floskeln und Redensarten schneidet man keinen Stab, auf welchen der irrwandelnde blinde Oedipus der Zeit sich stützen könnte! — Und bei alledem hat Wienbarg für einen Revolutionär gegolten, als ob er fähig und kräftig genug sei, dem gegenwärtigen Staatsleben selbst ein Bein zu setzen!

Ich sage, auch in Wienbarg offenbart sich die Lüge der Zeit! Er hält dem modernen Verstande, jenem Verstande, der nichts thut als kritteln und berechnen, eine Schutz- und Lobrede. Wie kann sich Wienbarg's kindhaft poetisches Gemüth zu dieser Sophistik herablassen? Doch setzt er selbst hinzu: „wohl ist der Verstand ein Handelsherr, Maschinenmeister, Constitutionsschmieder, und an sich mehr Feind als Freund des Gemüths und des poetisch sinnlichen Lebens. Aber ihm gegenüber macht sich geltend ein poetischer Sinn, der in der Kraft der Jugend wurzelt. — — Fürchtet euch nicht, daß diese üppige Jugend aus ihren felsigten Ufern hervortreten und die Blüthen des Geistes, die sie selbst hervorgerufen und befruchtet, überschwemme und zerstöre. Sie ist ja eben die Poesie und das Leben selber und alle edlen und großen Leidenschaften und die schöpferische Kraft der Geschichte fließt aus ihrem Blut und Nervengeiste." Wir sehen hier von Wienbarg dieselbe Attaque auf das Alter zu Gunsten der Jugend ausgeführt, welche auch von Börne so häufig ausgeführt worden. Von Börne freilich viel bestimmter und handfester. Somit ist in Wienbarg's Buche Alles mehr oder minder phrasenhaft, aber das Ganze, alle einzelnen Phrasen zusammengenommen, bleibt doch ein schö-

nes warmes poetisches Raisonnement, eine glänzende Polemik, eine beredte Thatsache!

Wienbarg hat auch einen Aufsatz geliefert, „Wollust und Grausamkeit," worin eine erhabene aber entsetzliche Speculation sich in einen furchtbaren nächtlichen Abgrund hinunterläßt; sie wühlt in den Tiefen der Gottheit, den Gründen der Schöpfung; sie schneidet die göttliche Liebe selbst klein, zermürbt und zerstückelt sie, um bis zu ihrem Urbestandtheile, der Grausamkeit, zu gelangen. Dieser Wienbarg'sche Gott ist nicht der Gott des Trostes und der Gnade, dessen wir bedürfen. Doch ist dies Fragment einer der kühnsten speculativen Würfe des Wienbarg'schen Geistes! — Sonst waltet bei ihm das Zarte, Weibliche im hohen Grade vor. Wir haben gesehen, wie verliebt er dem weiblichen Elemente im Gebiete der Dichtkunst nachläuft und überall es hervorzusuchen sich bemüht. Weiber sollen den Roman schreiben, nicht Männer! Dies sind jene einseitigen Behauptungen, zu denen unsere Alles auf die Spitze treibende Speculationssucht führt. Wienbarg ist den Weibern so hold, wie den Männern gram. Er fordert offenbar ihre Gleichstellung mit den Männern, damit sie die weltgeschichtlichen Facta aus ihren zarten Händen wie einen Rosenkranz gleiten lassen und wie Blumenguirlanden an einander reihen! Die Weltgeschichte, wie sie bis jetzt von den Männern zubereitet worden, ist Wienbarg zufolge ein Conglomerat von Albernheiten! Ich weiß nicht, was man zu solchen überkecken Aussprüchen sagen soll. Albernheiten also sind jene Lykurgischen Gesetze, welche Sparta zu einem Staate bildeten, wo die Weiber Männer und die Männer Halbgötter

waren, Albernheiten jene Gesetze des Solon, welche das politische Kunstwerk bereiten halfen, das uns in plastischer Schönheit in der Demokratie Athen entgegentritt, Albernheit jener Todeskampf bei Thermopylä, Albernheit der Heroismus, aus dem der Koloß des römischen Reiches erwuchs, Albernheit das Märtyrerthum der Apostel und der Glaubenslehrer! „Mannheit" ist ein großes Wort, ein Inbegriff aller geschichtlichen Tugenden, nächst dem Worte Gottheit das zweite, wie die Virtus der Römer. Die Weltgeschichte ist eine Produkzion, und im Manne beruht die produktive Kraft. Und nachdem wir sechstausend Jahre an ihr produzirt, sechstausend Jahre ihre Last getragen, sechstausend Jahre lang um sie gefreyt, Qualen, Mühen, Arbeiten und Wunden erduldet haben, sagt man uns, das Alles sei albern und nichtsnutzig; die Weltgeschichte müsse mit all ihren Resultaten zur Regeneration den Weibern in die Hände gelegt werden, und das sagt man zu einer Zeit, wo die Geschichte so sanft und friedfertig auftritt, wie Genoveva's Hirschkuh, welche mit dem kleinen Schmerzenreich spielte!

Auch Mundt, von dem sogleich gesprochen werden soll, gilt für einen Vorkämpfer der Frauenemancipation. Man darf als gewiß annehmen, daß er diese Emancipation in keinem so umfassenden und weit ausgreifenden Sinne realisirt haben will, als es den Anschein hat. In mündlicher Unterredung drückt sich Mundt über diesen Gegenstand, was die Grenzen betrifft, deutlicher, was das Detail innerhalb dieser Grenzen betrifft, immer noch unbestimmt genug aus. Er will die Emancipation der Frauen nur auf ihre Stellung innerhalb

der Familie und der Ehe beschränkt wissen. Dazu braucht man das weitschichtige Wort „Emancipation" nicht. Und warum hat sich Mundt nirgends in seinen Schriften deutlich über das, was er mit den Frauen beabsichtigt, ausgesprochen? — Alle diese schönen, blitzenden und wie bunte Schlangen über den eigentlichen Gegenstand hinwegschlüpfenden Tiraden und Phrasen helfen den Begriff nur verwirren, den Standpunkt verrücken und sind der Sache eher schädlich als förderlich, indem sie häufig viel gefährlicher aussehen als sie sind. Unsere ganze Thatkraft verblutet zuletzt an diesen allgemeinen Redensarten, die nie zu verstehen sind, sehr häufig aber mißverstanden und falsch ausgelegt werden.

Dieser Gegenstand würde zu einem Bande Stoff genug liefern, er ist nicht zu erschöpfen, ohne die gründlichsten psychologischen, selbst physiologischen Erörterungen, ohne die genaueste Kenntniß aller Formen, unter welchen das Weib unter den verschiedenen Himmelstrichen und verschiedenen Völkern auftritt, und der Geschichte, welche das weibliche Geschlecht bisher durchlaufen hat; man muß sich über die Garantieen klar machen, unter denen den Weibern die vollständige Emancipation, wobei man sich ihre Gleichstellung mit dem Manne in allen politischen und häuslichen Rechten zu denken gewohnt ist, gewähren könnte. Gewähren! Ein Umsturz aller bisher in Werth und Geltung gebliebenen Geschlechtsverhältnisse gewährt sich nicht. Also eine Revolution! Von wem soll diese Revolution ausgehen? Von den Weibern? Ich erschrecke. Wie wäre es den Weibern ihrer Natur nach möglich, ihre Sache auszufechten? — Darauf muß sich jedoch jede Emancipation, welche gewaltsam in's

Leben tritt, gefaßt machen, daß sie bekämpft wird und zur Vertheidigung auf Tod und Leben gerüstet sein muß. Man wird also immer auf eine Gewährung von Seiten der Männer zurückkommen müssen. Dadurch ist aber schon von vornherein das Abhängigkeitsloos der Frauen und die Unmöglichkeit einer *politischen* Gleichstellung beider Geschlechter bewiesen. Innerhalb der Civilisation, wie wir sie im Allgemeinen erreicht haben, kann aber von einer geistigen Abhängigkeit des Weibes nicht die Rede sein. Das Verhältniß der Frau zum Manne ist eine Freiheit, eine Gemeinschaft, kein Servitut. Der Mann setzt sich, je seinen Eigenschaften nach, auf irgend einem Punkte der geschichtlichen Peripherie fest; das Weib hat seinen Mittelpunkt in der Familie, von wo aus es auf die Peripherie wirkt; dem Weibe ist die Erziehung des Menschengeschlechtes aufgetragen, und zwar gerade in den Momenten, wo das menschliche Herz am empfänglichsten und bildungsfähigsten ist. Das Weib hat das Herz des Kindes zu bilden, welches späterhin in weiterer oder beschränkterer Sphäre an der Geschichte mitarbeiten soll; der Sohn reift unter der mütterlichen Pflege der Geschichte selbst entgegen, die Tochter den mütterlichen Functionen, dem Centrum des Familienlebens, welches ihre Thätigkeit, mit unendlichen Rückwirkungen auf das Leben der Geschichte selbst, in Anspruch nimmt.

Man emancipire also das Weib innerhalb der Familie! Gut! Das ist meine Meinung. Man erweitere seinen Gesichtskreis, man gebe ihm eine Erziehung, wodurch es befähigt wird, an der Erziehung des Menschengeschlechts mit-

zuarbeiten. Man öffne seine Augen für allgemeinere Interessen, man suche es über seine Pflichten klar zu machen und zu seiner ehrenvollen Bestimmung vorzubereiten; man lehre es seinen Werth, seine innere Würde fühlen und erkennen, und seine Neigung für das bloß Aeußerliche und den schönen Schein ertödten; nicht seine Coquetterie befördere man, sondern seine innere Wesenheit, seine geistigen Güter rette man ihm. Woher bei einer großen Zahl von Weibern jene unerträgliche Empfindungslosigkeit für Allgemeines, jenes Sichbeschränken auf rein Aeußerliches, jener widerliche Neid gegen das glückliche Loos anderer Weiber, jene geizähnliche, oft das Edelste in ihr unterdrückende Sparsamkeit, jene Zank- und Gelbsucht und Launenhaftigkeit? — Nur in der Liebe schreitet das Weib aus sich heraus, es erweitert sich, indem es sein Innerstes kennen und veräußern lernt; in der Ehe, wo man sich gegenseitig auswendig lernt und die Liebe dadurch so häufig gekreuzt und gebrochen wird, zieht es sich leicht zusammen in sich, auf das geisttödtende Einerlei des Hauswesens und auf die bloße Wartung, Beaufsichtigung, Kleidung und Ernährung der Kinder, statt ihrer Erziehung. Verschafft also dem Mädchen eine seinen Fähigkeiten und seiner künftigen Bestimmung entsprechende Summe von Kenntnissen; ihr braucht darum keinen pedantischen Blaustrumpf aus ihm zu bilden, die mütterliche Erziehung, im Hauswesen wurzelnd, muß den Unterricht überwachen, damit das geistig Erworbene, wozu die moderne Erziehung, besonders des weiblichen Geschlechts, so leicht verführt, nicht zur bloßen Schaustellung benutzt werde. Man hüte das junge weibliche Geschlecht vor dem Grübeln in sich hinein;

das sich über sich selbst in Tagebüchern Rechenschaftgeben tödtet die Frische, die Naivetät und ursprüngliche Munterkeit in der weiblichen Jugend; es ist geistiger Selbstmord. Dieser erweiterte Gesichtskreis, diese Kenntnisse werden Herz und Auge einer Verheiratheten offen halten, einer Unverheiratheten für das öde Cölibat, und jener so wie dieser im Alter, wenn die schönen Illusionen alle aufhören, ein Trost, eine Unterhaltung, ein vollgültiger Ersatz sein. Aber auf dem reinen Altare des weiblichen Herzens werde die heilige Flamme der Religiosität und des Schaamgefühls fortdauernd genährt; denn ein Weib ohne Religiosität ist eine unseelige Abart, und wie das Ehrgefühl das Palladium des Mannes, so ist das Gefühl der Schaam das Palladium des Weibes; beide geben sich selbst auf, wenn jener mit seinem Ehrgefühl seine Ehre und dieses mit seinem Schaamgefühl die jungfräuliche Schaam und Sitte selbst verliert. Madame Necker de Saussure in ihrer étude de la vie des femmes geht von denselben Ansichten aus. Man kann es indeß nur einer Rahel vergeben, wenn sie begehrt, daß die Kinder nur den Namen der Mutter tragen, nur eine Mutter haben sollen, und nur einen ideellen Vater; bei den Müttern solle das Vermögen und die Macht der Familien sein; dadurch werde die Kränkung, daß ein Weib gemißbraucht werden und wider Willen einen Menschen erzeugen kann, allein wieder gut gemacht. Auch Jesus habe nur eine Mutter gehabt. So weit dürfen wir doch die Gewalt des Weibes nicht ausdehnen; diese Theorie, eine Ausgeburt weiblicher Leidenschaft, würde, könnte sie in's Werk gesetzt werden, alle bestehenden Verhältnisse zertrümmern und mehr als jene Emancipation,

welche nur eine politische **Gleichstellung** begehrt, herbeiführen; sie würde, wie es auf den ladronischen Inseln wirklich ehemals stattfand (und vielleicht noch jetzt), den Mann von seinen Rechten ausschließen, und einem wilden Weiberregimente, ja selbst der Uncultur und Unsitte allmälig Thür und Thor öffnen. So verwilderte Sparta, als das Regiment ganz und gar in die Hände der Weiber gerieth; Aehnliches findet sich unter allen Maitressenwirthschaften, Messalinen, Poppäen und Faustinen; Elisabeth, die **jungfräuliche** Königin, machte ihr England glücklich, da sie mannhaft genug war, das weibliche und weibische Element ganz von sich entfernt zu halten. Aber der männischen Weiber giebt es eine geringere Zahl, als der weibischen Männer, und die Mannheit im Weibe schlägt auch leicht zum Uebermännischen und zum Verderben aus. Das altdeutsche Recht gestattete den Weibern nicht einmal Theilnahme und Erbrecht am Familiengut, und doch ist die erhabene, selbst berathende, mithandelnde und fast heilig geachtete Stellung, welche das Weib unter den alten Deutschen einnahm, außer Zweifel.

Es ist die Gleichheitstheorie der unpraktischen, wenn auch angenehm schwärmerischen Saint-Simonisten, deren sich einige unserer Schriftsteller mehr als recht und ihnen selbst gut ist bemächtigt haben. **Börne** kann es nicht glauben, daß die St. Simonisten damit umgingen, die Ehe aufzuheben, denn nie, setzt er hinzu, sei eine neue Religion, eine neue Gemeinde auf Sittenlosigkeit gegründet worden; eben so wenig kann ich mir einbilden, daß je einer unserer jüngeren Schriftsteller so weit gegangen sein sollte, die Auf-

hebung der Ehe zu predigen und im Ernste zu wollen. Es giebt Vorwürfe, die man nicht aussprechen soll, weil sie entweder gegen etwas zu Dummes oder zu Abscheuliches sich richten würden; aber Dummheit und Abscheulichkeit fallen nicht selten zusammen. Die Athenienser hatten gegen den Vatermord kein Strafgesetz, weil sie ihn für unmöglich hielten. Unsere Zeit hat freilich die Moral in unserer Brust ein wenig loser gemacht, und alle unsere Vorsichtsmaßregeln, die Straf- und selbst die Censurgesetze zeigen deutlich an, daß man von allen Menschen im Voraus das Schlechteste zu erwarten sich berechtigt glaubt.

Börne meint auch, daß die Simonisten den Grundsatz von der Emancipation des Weibes nur erheuchelt hätten, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Aber das sei Wahn, der nur darum nicht verderblich sei, weil er nie zur Wahrheit werden könne. Der ehrenfeste, verständige Börne fährt fort: „Selbstständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus. Nur Mann und Frau, vereinigt, bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht."

Gerade in den deutschen Frauen ist etwas, was sich zu verbergen sucht, etwas Heiliges, sich Zurückziehendes, — die geistige und körperliche castitas — und die Frauen auf den bunten Markt des Männerlebens hinausführen wollen, hieße sie eher profaniren, als heiligen, dem nationalen Geiste Hohn sprechen, und ihren zarten Schultern Lasten zumuthen,

welche nicht selten schon dem Manne zu gewichtig sind. Eine unglückliche Ehe beweist noch nichts gegen das Institut der Ehe selbst, wie eine in sich zerfallene Familie nichts gegen die Heiligkeit der Familie oder ein unwürdiger Priester gegen die Nothwendigkeit des priesterlichen Standes beweist.

Das Resultat dieser Andeutungen über den fraglichen Gegenstand läßt sich so zusammendrängen: Die Weiber stehen außerhalb des Drucks und der Umzäunung bürgerlicher Verhältnisse; sie sind von Natur der Familie zugewiesen und haben an der Geschichte selbst keinen unmittelbaren und nur passiven Antheil; ihre Activität bezieht sich auf die Familie, die aber eine weite Ausdehnung zuläßt; der einer Frau anhängende Kreis von geistig Angehörigen kann ungemein groß sein; ihre Einflüsse gehen durch Geschlechter bis zum Enkel und Urenkel hinab; sie helfen die Geschichte bereiten durch die Männer, die sie ihr gebären und zuziehen.

Ich glaube, daß Mundt die Emancipation nie anders, als hier entwickelt ist, angesehen wissen wollte. So erfand er später die an sich unschuldige Bezeichnung „Literatur der Bewegung;" es sind gerade diese unschuldigen Stichwörter, wodurch man sich verdächtig machte und woran man sich hielt. Aber warum keine Literatur der Bewegung? Was ist, nimmt entweder zu oder ab; was ab- oder zunimmt, bewegt sich. Die Natur selbst ist voller Wechselbeziehungen; diese Wechselbeziehungen sind nichts als eine geheimnißvolle Bewegung der Körper zu und gegen einander. Was im Zustande der Oxydation oder Desoxydation sich befindet, verändert sich, und was sich verändert, bewegt sich. Das Eisen erleidet seine Veränderung, also auch seine Bewegung, im

Rost; der in ihm ruhende Magnetismus ist schlummernde Bewegungskraft, so die Gegensätze zwischen positivem und negativem Pol, so die Elektricität, der Elektro-Magnetismus, der Galvanismus. Wer sah je einen Stein, der sich an der Oberfläche nicht geändert hätte? Diese Veränderung ist seine Bewegung. Wachsen, Blühen, Verwelken, Faulen und Sterben sind nichts als Veränderungen, also Bewegungen. Wenn das Blut im Körper stillsteht, so fängt es an zu faulen und dieses Faulen ist seine weitere Bewegung. Gerade ein abgestorbener Körper weist ein Uebermaß von revolutionären Bewegungen auf, worin sich alle Organe und Gefäße an einander aufreiben; selbst das Zerfallen der Knochen in Asche und Moder ist nichts als Bewegung — und zwar in's Unendliche fort. Was thut ein stagnirendes Wasser? — Es löst sich in Millionen von Infusorien auf und bewegt sich in ihnen fort. Wenn nun in einem abgestorbenen Körper oder einem faulenden Sumpfe die augenscheinlichste Bewegung stattfindet, wenn sogar das Eisen dadurch sich bewegt, daß es, wie jetzt, einrostet, wenn überhaupt Alles so außerordentlich mobil ist, warum sollte nicht auch die gegenwärtige Literatur mobil und eine Literatur der Bewegung sein?

Damals aber, als Mundt dieser Bezeichnung sich bediente, war er wenigstens, wenn auch nicht die Literatur, in entschiedenster Bewegung. Der muntere Junge Zodiacus, der Zeitknappe, bewegte sich frisch und fröhlich den Berg der Zeit hinauf; sein Auge war hell, zuweilen blitzte es, zuweilen versank es in thränenfeuchten Schmerz; sein Stab war ein knotiger Stab, ein Ziegenhainer, zum Angriff und zur

Vertheidigung wohl geeignet; auf der Mütze prangten ein paar Schildhahnfedern jugendlichen Uebermuths, neben einem Paar Haideblumen der Poesie, so viel der dürre Boden der Zeit gewähren mochte; und im Ränzel obenauf lagen allerlei Papierstreifen, polemische Blätter, Controverspredigten, hübsche Reflexionen, getrocknete und, wie es schien, für botanisches Studium bestimmte Redeblumen u. s. w. Der kecke Bursche aber ging an den Gärten der Vornehmen vorbei, und wenn irgendwo eine Frucht über den aristokratischen Zaun herüberhing, so ärgerte er sich, und wenn er die Frucht mit seinem Stabe erreichen konnte, so schlug er sie ab. Da wollte ihm Niemand mehr den alten Paß visiren noch einen neuen ausstellen, daß er weiter schritte.

Mundt bewies damals zuerst sein merkwürdiges Geschick, tüchtige, seinen Zwecken entsprechende Talente um sich zu vereinigen. Er hat diese Geschicklichkeit abermals bei der Gründung seines Freihafens bewährt. Es sind lauter noble Menschen, die mit ihrer Noblesse zugleich ein gewisses — in beschränktem Sinne genommen — oppositionäres Talent zu verbinden wissen. Besonders Norddeutsche, junge und alte, die dem klaren protestantischen Verstande Mundt's zusagen. Die Süddeutschen, die eigentlichen Lyriker der Nation, die schwäbischen Dichter, selbst die freiheitgrollenden Sänger, Anastasius Grün und Lenau, hat er nie für sich gewonnen, noch für sich zu gewinnen gesucht. Mundt fällt es nicht leicht, über seinen Kreis nur ein Zollbreit hinauszuschreiten. Darin ist er, wie gelind auch sonst, eine Art Fanatiker. In seinem Zodiacus wie in seinem Freihafen treten, mit wenigen Ausnahmen, immer dieselben Namen auf.

Ich glaube, daß Mundt nicht im Stande ist, ein Buch zu lesen, von dem er nicht voraus die Ueberzeugung hat, daß es streng seinen Ansichten gemäß sei — eine Eigenschaft, die er mit vielen Gleichgesinnten theilt. So wird er in seinem eigenen Salze, wie Loth's Weib, zur Säule erstarren müssen, indem er nur rückwärts, nicht vorwärts blickt. Mundt glaubt seiner Sache und seiner selbst zu sicher zu sein, als daß er es über sich gewinnen könnte, der Veränderungen, die im geistigen Leben der Jugend um ihn vorgehen, Acht zu haben. Mundt wird vom starren trotzigen Alter, gegen das er so oft opponirt, gefangen genommen werden, ehe er die Ketten fühlt; es ist die Nemesis, die mit denselben Waffen maßlos straft, die man selbst maßlos gebraucht hat.

Mundt muß sich klar werden, daß sich ein Parteihaufe nach dem andern von ihm abwendet; es ist das keine Muthmaßung mehr, es ist eine Thatsache. Alle Journale zeugen davon. Man glaubt in ihm die Sucht, sich eine Clique bilden und dem Aristokratismus huldigen zu wollen, bis zum äußersten Grade entwickelt zu finden. Mundt hält an der Maxime fest: was nicht für mich ist, ist wider mich — aber das ist ein Grundsatz, der zum Fanatismus führt. Man muß sich in unserer leumundsüchtigen Zeit wohl hüten, Blößen zu geben. Der Eine meint: Mundt wolle bereits einen zweiten Göthe spielen, ein Anderer, er sei ein kleiner Varnhagen von Ense, ein Dritter, er ahme als Weltfahrer und Spaziergänger Pückler Muskau nach. Ueber dergleichen Anschuldigungen könnte Mundt sich hinwegsetzen, wenn er von großen in die Masse des Volkes gedrungenen Produkzionen aus seinen Anlauf nehmen könnte. Aber sein Hauptwerth

beruht in seinem schönen Talent, in angenehmer Sprache über die Gegenstände seiner Lieblingsneigungen zu raisonniren und zu reflectiren, weniger in seinen Produkzionen, die eben nur da ihren eigenthümlichen Werth behaupten, wo Raisonnement und Reflexion vorwalten. Ein geistreiches, gewandtes, glänzendes Raisonnement, wie Theodor Mundt's, hat seinen Werth, mag es selbstständig oder novellistisch vermittelt auftreten. Ob es bei Mundt immer gründlich sei, ist zu bezweifeln. Die Sucht zu brilliren führt ihn oft über Grund und Wahrheit hinaus. Mundt's Darstellung fährt fort, sich zu schniegeln, zu putzen und zu antichambriren, besonders seitdem er aus London zurückgekehrt ist. Eigentliche Vegetation konnte man bei Mundt niemals finden; wie jetzt, wo er anfängt, sich der modernen Salon-Civilisation ganz zu opfern? Dieselbe Erscheinung findet bei Mundt wie bei Wienbarg statt, daß jedes ihrer Bücher, im Ganzen genommen, eine schöne That, eine Lehre und der Förderung der Humanität zuträglich ist, während doch kaum ein einzelner ihrer Gedanken ein Lehrsatz zu sein schien und der Leser bei den meisten sich bewußt war, das sei nur eine brillante Phrase, aber keineswegs ein Gedanke, den man zu dem seinigen machen möchte. Beide haben sich von der Hegel'schen Philosophie möglichst emancipirt, sie haben ihre Trockenheit mit Fleisch und Blut zu überwinden gesucht, aber in der Sucht dieser Schule, Alles begreifen zu wollen, den eigenen Denkprozeß an die Stelle des Weltprozesses zu setzen, und im Gespinnste seines Raisonnements wie eine Spinne, welche auf Fliegen Jagd macht und Grillen fängt, sich innigst wohl zu befinden, sind auch sie bis bis zur Brust

stecken geblieben. Etwas Eigenthümliches, Originelles, Handgreifliches, Derbes ist da gar nicht mehr zu finden noch zu verlangen. Diese Delicatesse und Glätte fängt der Literatur an fürchterlich zu werden. Um so mehr, da sich darin kein Stück Leben, sondern nur ein Stück Denken offenbart, welches mit dem praktischen Leben nicht viel zu thun hat. Was die Phantasie als eigentlich bildende Kraft betrifft, so ist sie bei beiden nicht erheblich, weniger erheblich noch bei Wienbarg, als bei Mundt. Letzterer kann sogar phantastisch sein, wie in seinen modernen „Lebenswirren" und seiner Novelle „Mutter und Tochter," aber Phantasterei ist von der Phantasie eben so verschieden, wie Witzelei vom Witz, und wenn die Phantasie das Aechte und Wesen trifft, so trifft die Phantasterei meist nur das Unächte, den Schein und das Unwesen. In der Novelle „Mutter und Tochter" ist viel Glanz und blendender Lampenschein, aber die Effekte sind gesucht, ohne den geringsten Grad von Wahrscheinlichkeit zu haben; die Charactere voller Brüche und Inconsequenzen, die Situationen seltsam, zum Theil neu, aber auch abenteuerlich; die Schwächlichkeit seiner Novellencharactere könnte Mundt sich versucht fühlen mit der Schwächlichkeit der modernen Charactere überhaupt zu entschuldigen. Damit würde man aber zuletzt den Teufel selbst entschuldigen können. Die Moral dieser novellistischen Fabel ist versteckt und verdeckt. Man weiß zuletzt nicht, wer unreiner dasteht, der Verbrecher Cimaletti oder der Polizeibeamte Falck, oder gar Ada, der weibliche Kobold Mundt's, Ada, die zu einem freien Weibe aufwächst, alle Schranken kindlicher Scheu durchbrechend, mit dem Verführer und Betrüger ihrer Mutter durchgeht, ohne

ihn zu lieben, und auch wieder nicht, ohne ihn zu lieben, endlich sich in die weite Welt begiebt, fest entschlossen, sich nicht zu verheirathen, aber entschlossen, Weltfahrten zu machen wie Mundt und Pückler Muskau, Mundt's Lieblingsfigur zu bleiben und nächstens in einer Mundt'schen Novelle ein wenig modificirt wieder aufzutauchen. Dieses zuchtlose abenteuerliche Mädchen ist bei alledem, wie Mundt haben will, eine edle Person, ein Frauenzimmer-Muster. Sie steht, allerdings in andern Kleidern und unter andern Namen, in Mundt's Produkten überall im Vordergrunde und ihr gegenüber der Hofmeister und Hauslehrer, der in der Regel im Stück Mundt selber ist. Diese Wiederholungen beweisen, daß Mundt in der Kunst, Personen zu schaffen und zu individualisiren, nicht eben stark ist, und daß das Zifferblatt, auf welchem sich die Zeiger seiner Phantasie bewegen, keine weite Ausdehnung hat. Statt vorwärts zu kommen, kommt Mundt zurück, das heißt, immer wieder auf alte Lieblingsfiguren und Lieblingsideen zurück, an denen er wie an einer Leimruthe festhängt. Man könnte diese Vorliebe, welcher sich Mundt vollständig zum Opfer bringt, rührend nennen, wie das freundschaftliche Verhältniß Kühne's zu Mundt ebenfalls sein Rührendes hat, obgleich es keinem von ihnen, wie man in letzter Zeit sah, von wirklichem Nutzen war. Im Uebrigen will ich gern zugeben, daß die genannte in psychologischer Hinsicht durchaus unwahre Novelle immer noch so glänzende raisonnirende und beschreibende Partieen, und selbst so ungewöhnliche kecke Unarten enthält, daß man ihr eine noble Geburt und Erziehung sogleich ansieht, und daß sie von keinem unserer gewöhnlichen Novellengeister her-

rühren könne, wie sie zu ganzen Rudeln in den ehrwürdigen Grabgewölben und Kreuzgängen unserer Taschenbuchpaläste umherirren. Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Verdacht, als wolle ich Laube, Wienbarg oder Mundt mit jenen tendenzlosen Schriftstellern gleichsetzen, die so gut wie ein Possenreißer, Taschenspieler, Comödiant ꝛc. Alles gethan zu haben glauben, wenn sie auf der Schaubühne der Leihbibliotheken ihre Rolle spielen, durch die schmutzigen und schwieligen Hände gerührter Hökerinnen und verliebter Köchinnen laufen und unverschämt genug sind, diesen glücklichen Erfolg ihrer der Menge angetragenen Knechtsdienste für ihr kritisches Forum und als Beweis ihrer literarischen Verdienste auszugeben. Mit diesen Schriftstellern habe ich nichts zu schaffen; sie liegen außer der Angriffslinie eines literarischen Buches; verdienstliche Männer wie Mundt sind mir noch in ihren tadelnswürdigsten Einseitigkeiten achtungswerth und machen auf Tadel Anspruch, weil sie der kritischen Besprechung würdig sind.

Die sogenannte „Emancipation des Fleisches,“ welche Mundt gepredigt haben soll, ist ein so unbestimmter verallgemeinerter Begriff, daß unsere Keuschheit über die Gefahren, die uns von daher drohen, unbesorgt sein darf. Mundt hat aber auf diese Lehre einen zu starken Accent gelegt, dadurch die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die Prüden geärgert. Er unterläßt auch jetzt noch nicht, auf dies sein vages Lieblingsthema zurückzukommen. So beschreibt er in seinen Spaziergängen und Weltfahrten ein Gemälde, welches eine Nymphe darstellt, und schließt die an sich schöne und warme Schilderung wie folgt: „das Mysterium von Leib und

Geist liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu lösendes Räthsel da, die Nymphe ist der Mittelpunkt zwischen Erde und Himmel und darum spendet sie in menschlicher Form göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einsiedler, auf ihr Lieblingsterrain gebracht, setzen Sie sich an die Orgel Ihrer Phantasie und spielen Sie mir eine feierliche Messe über dieses unser großes Thema!" Diese unüberlegten und überschwänglichen Mysterien, bei denen sich Jeder so viel oder so wenig denken kann und darf, als er darf und kann, haben Mundt viel mit den Ministerien zu schaffen gemacht und unnütze Incommoditäten zugezogen.

Ueber Mundt's Styl kann ich auch jetzt nicht schlechter denken, als ich ihn in meinem Werkchen „Bücher und Menschen" characterisirt habe; der poetische Glanz seiner Prosa verliert sich selbst in der Verschmelzung mit wissenschaftlicher Darstellung nicht; obgleich ich zugebe, daß sich Mundt von seiner Leichtigkeit im Raisonniren und Stylisiren immer weiter, sogar bis zur Leichtfertigkeit, fortreißen läßt. In seinen „Weltfahrten" schwemmt das Wort häufig den Gedanken weg, daß sich der Sand bloß legt. Diese beiden Bände „Spaziergänge und Weltfahrten" enthalten neben vielem Trefflichen auch mancherlei Unüberlegtes und Gehaltloses, auch soll sein Drama „das Lustspiel der Neigungen," sein Erzeugniß jüngster Tage, eine ganz unüberlegte, poesie- und gehaltlose Composition sein. Wie kann man so gegen Fleisch und Blut seines eigenen Rufes wüthen! — Das was bei Mundt die höchste Anerkennung verdient, ist seine außerordentliche literarische Regsamkeit und Thätigkeit. So viel

wir uns erinnern, begann er seine literarische Laufbahn mit einer Schrift über griechische Verskunst. Seine Novellen und Romane „Madelon," das „Duett," „der Basilisk oder Gesichterstudien," worunter das Duett durch ein hübsches Stillleben am meisten anspricht, rühren noch aus dem Stande seiner paradiesischen Unschuld her. Erst später warf er sich in die Conflicte der Zeit. Seine größeren kritischen Aufsätze gab er in seinen „kritischen Wäldern" gesammelt heraus. Einen freieren Aufschwung nahm Mundt in seinen „modernen Lebenswirren" und in der „Madonna," worin sich seine reflectirende novellistische Muse auf ihrem Gipfelpunkt befindet. Hierzu rechne man seine journalistischen Unternehmungen „Zodiacus," „Dioskuren," jetzt den „Freihafen," zwei Bände „Charactere und Situationen," zwei Bände Reisen, seine „Kunst der deutschen Prosa," jetzt sein Taschenbuch „der Delphin." Zu viel, zu viel schon für ein so junges Leben, besonders da die Reflexion in ihm so übermächtig ist über die Produkzion! Mit das Bedeutendste leistete Mundt in seinen Characteristiken. Davon später. Einige Partieen in seinem Buche über Charlotte Stieglitz halte ich für das Vortrefflichste, was uns Mundt gegeben hat und geben konnte. Diese Schrift fällt in Mundt's glücklichste Periode. Man weiß bei Mundt so wenig wie bei Laube, ob sie mehr durch und aus sich selbst, oder durch die fremden Einflüsse, die von außen auf sie einwirkten, in ihrem Bildungs- und Entwickelungsgange gestört worden sind. Vieles ist nicht ihnen, sondern den Umständen zur Last zu legen. Mundt schrieb auch eine Einleitung zu der Uebersetzung eines George Sand'schen Romans, „der Geheimschreiber." George Sand

ist die romantische Aphrodite, welche Mundt in einem abgesonderten Gebiete seiner kritischen Wälder, da wo der paphische Hain seiner Geistesrichtungen beginnt, als Idol verehrt. Kein Ungeweihter, kein Ketzer darf sich diesem Heiligthum nahen. Mundt würde Jeden als Ketzer verdammen, der, wie ein französischer Kritiker, behaupten wollte, George Sand und Compagnie ständen außerhalb der Gesellschaft und übten gar keinen Einfluß auf sie, während Mundt der Dudevant ihren Platz im Mittelpunkte der Gesellschaft einräumt und aus ihren Romanen Gott weiß was für Resultate und Hoffnungen zieht. — Von einem so thätigen Schriftsteller ist zu erwarten, daß er viele Fragen angeregt, Manches verwirrt, aber auch Manches gelichtet und auf die jungen Schriftsteller, die irgendwo mit seinen Ansichten zusammentrafen, eine bedeutende Wirkung geäußert und sie wenigstens zur Mitstrebsamkeit aufgefordert haben wird. Die Anmuth seiner Diction, die Festigkeit in seinen socialen Ansichten, die Beharrlichkeit seines Wollens und Denkens, selbst der fanatische, zum Theil aus zu hohem Selbstbewußtsein herrührende Eifer gegen Andersdenkende, werden Mundt stets die ihm eigenthümliche Stellung in der Literatur sichern.

Der, von dem ich jetzt sprechen will, dermalen Mundt's erbittertster Gegner, ist Karl Gutzkow. Man beschuldige mich immerhin der trostlosen Halbheit, wenn ich im Begriffe stehe, Gutzkow mit derselben Unparteilichkeit zu loben und zu tadeln, mit der ich Mundt gelobt und getadelt habe. Ich weiß, daß ich zwischen zwei Degen renne, zwischen zwei Feuer gerathe, mit zwei kritischen Mächten mich bloßzustellen Gefahr laufe; aber es gehört doch wahrlich wenigstens eben so viel

Muth dazu, im Gefühle seiner Unparteilichkeit und Redlichkeit sich dem vorher schon zugeschnittenen Vorwurfe einer trostlosen Halbheit auszusetzen, als sich Einem auf Tod und Leben in die ausgebreiteten Arme zu werfen, und um wenigstens diesen nicht zu verlieren, in jämmerlich berechnender Entschiedenheit den Andern fallen zu lassen. Ich habe nur dem Geschwornengericht in meiner eigenen Brust Rede zu stehen; diesem bin ich allein verfallen, ein anderes Tribunal über Beweggründe erkenne ich nicht an. Wo aber der Zustand der Dinge von der Art ist, daß man sich selbst noch innerhalb des Buches bevorworten muß, da ist ein schlechter, verworfener, unredlicher, schimpflicher Zustand, für welchen diejenigen, die ihn herbeigeführt, verantwortlich gemacht werden mögen!

Gutzkow giebt eine respectable Summe, wenn man die einzelnen Posten seiner literarischen Thätigkeit zusammenzieht; denn nicht der einzelne Ton, wie es irgendwo von Gutzkow hieß, macht das Geräusch einer Lärmtrommel so hörbar und auffallend, aber wohl das Zusammenwirbeln der Töne. Gutzkow hat bisher mit der Menschheit, der Geschichte, dem religiösen Glauben und der Literatur mehr experimentirt, gerungen, gekämpft, als daß er sich mit ihnen zu verständigen und auf guten Fuß zu setzen gesucht hätte. Er ist ein Mann der Debatte und der Discussion, mehr ein Talent der Decomposition als der Composition; Gutzkow ist ein genialer Schnüffler, von starken Geruchswerkzeugen, ein Spürhund, der die Schwächen, Lächerlichkeiten und deutschen Micheleien überall auf's geschickteste herauswittert. Ein solches lauerndes, immer auf dem Sprunge liegendes Unge=

thüm, welches bald eine schmächtige Gazelle der schwindsüchtigen Empfindelei, bald ein Kalb der Dummheit, bald eine hochnäsige Giraffe der Prunksucht anspringt und erlegt, hat bis dahin in unserm mit Affen und Papagayen übervölkerten Literaturwalde kaum noch existirt. Er ist unter allen Schnellläufern der Journalistik der ausdauerndste an Milz, der längste an Athem, der rascheste an Beinen. Wer Seydelmann's immer wie eine Springfeder auf- und zusammenschnellenden Mohren im Fiesko gesehen hat, hat ein Bild von dem literarischen Gutzkow. Nur das sanguinische, lebenslustige Blut des Mohren fehlt ihm, Gutzkow ist vielmehr ein Hypochonder, von schwarzer Galle, wenn auch klarem Verstande. Jene Geschicklichkeit Gutzkow's, die Zeit an jedem Zipfel zu fassen, der in das volle Leben ersichtlich hinaushängt, erhält ihn auf der Woge der Literatur, so lange noch der tragende Mantel der Zeit zusammenhält. Gutzkow ist jetzt der Unvermeidliche in der Literatur, wie Menzel vordem es gewesen ist. Gutzkow hat sich in Menzel's Cadettenschule dessen Tactik und Fechterstreiche eingelernt, nur daß er mit schlauer Berechnung den Zeitumständen sich anzupassen und dem Publikum den Puls zu fühlen weiß. Daher handelt er nicht immer edel, aber immer schlau und als fertiger Rechnenkünstler. Selbst seine Freunde und Genossen sind ihm nur Zahlen, mit denen er verwickelte Rechen-Exempel construirt; und die Zeittendenzen selbst nur Figuren im Brettspiel, so daß er bald mit Königinnen die Bauern und bald mit Bauern die Königinnen schlägt. Es ist gewissermaßen auch ehrlich, sich auf diese Weise zu geben; Jeder kennt ihn, Jeder mag sich in Acht nehmen. Die Sünde nimmt ab

mit ihrer wachsenden Größe, sagt Fiesko, als er um Republik und Herzogthum seine Gedanken durch einander würfelt.

Gutzkow hat als Kind auf dem Steinpflaster Berlins gespielt, vielleicht in der Nähe des öden Kriegsministeriums, wo sich die Häuser wie Gardesoldaten an einander reihen. Schon die Kinder sind in Berlin äußerst speculativ. Das Steinpflaster ist so hart, irgendwo vor einer geduldigen Hausthür wird von einem Kärrner Sand abgeladen, der reinste märkische Sand, den man sich nur denken kann und der in den Schlüften des Kreuzberges oder der stattlichen Rehberge gewonnen ist. Wie klug die Berliner Kinder sind! Dieser Sand kommt ihnen gerade gelegen, man macht ihn zum Tummel- und Spielplatz und wühlt sich hinein, je tiefer desto besser, wie Maulwürfe. Später, wenn man ein gebildeter Student geworden und das Spielen auf der Gasse nicht mehr betreiben kann, fühlt man doch die liebe Angewöhnung, sich irgendwo einzuwühlen, und man wühlt und gräbt sich ein in die kolossalen Flugsandberge der philosophischen Spekulation. Wie man sich darin gefällt? — Nicht wie der edle Ritter Tannhäuser im Venusberge — aber wer fragt darnach? Man muß doch einen Ersatz haben. Kritik übt der Berliner von klein auf. Man hat Theater, Concerte und einige für Gratis-Aufsätze sehr empfängliche Journale, man fängt an zu kritisiren, die Schärfe der Feder gefällt, man lernt sich selbst erkennen und gründet ein „Forum der Journal-Literatur.“ Das setzte Gutzkow wirklich ins Werk. Er ergreift mit Hitze die Fragen der Zeit, ohne eine Antwort dafür zu haben, er spricht sich begeistert für Menzel aus als dessen Herold, er findet sogar Poesie im Morgen-

blatte, Menzel fängt den jungen literarischen Schäfer an zu lieben, er ruft ihn aus dem Berliner Stillleben ab, dort auf das blutige Feld der Gefahr, wo man Heroen wie den guten Franz Horn und den guten Theodor Hell, der Niemanden was Böses gethan, zu nichte macht, der Name Gutzkow prangt in dem Lorbeerkranze des Literaturblatts, Menzel und Gutzkow ziehen an einem und demselben Narrenseile der Kritik!

In der That — eine schöne Pflege= und Koſtschule, in welcher sich Gutzkow jetzt befand. Alles, was er sagen wollte, war ihm gestattet zu sagen, und wie er es sagen wollte, kam nur auf ihn an. Das Quantum, was Gutzkow an Milch der Liebe mit sich gebracht hatte, war gering; jetzt wurde es ihm völlig zu Gift verwandelt. Robespierre galt diesen Leuten für einen Heros an Gemüthschöne, Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit — Robespierre mußte auf kritischem Wege nachgeahmt werden. Man errichtete ein Revolutionstribunal; die Kritik, mit aufgestreiften Hemdsärmeln, republikanischer Phrasen voll, besorgte die Guillotine. Man wollte wie Robespierre unter den Schlechten aufräumen, um der Tugend Luft zu machen. Der Fanatismus verbreitete sich, der kritische Terrorismus machte die besten Fortschritte. Und die Resultate? Die Revolutionsmänner haben sich selbst aufgerieben, sie sind gefallen wie Marat, Danton, Robespierre, Collot d'Herbois, Einer nach dem Andern; man hatte wirklich aufgeräumt, aber der Hunger war geweckt, die Eifersucht und der Argwohn, daß Einer allein der blutigen Früchte sich bemächtigen könne, trieb die Revolutionären gegen einander. Und so hat sich dieser aufreibende Zustand

herangezogen bis zu uns, die Gegenwart ekelt an, die Zukunft ist ein Problem, aber schon guckt hier und da wieder ein gutmüthiges Gesicht aus der Restaurationsperiode munter hervor und ein seeliges Lächeln, daß sich die Männer der Kadmussaat unter einander selbst aufreiben und die Kritik, der heißhungrige Erechtheus, sich die Zähne in das eigene Fleisch schlägt, spielt über seine unterdeß gealterten Züge.

Was soll ich von Gutzkow's selbstständigen Werken sagen? Von Mahaguru, den Briefen eines Narren an eine Närrin, seiner Sommerreise, seinen zwei Bänden Novellen, seinen Soireen? Man sieht, daß auch Gutzkow ungemein thätig und fleißig war. Von seiner gänzlichen Lieblosigkeit damals zeugt seine Characteristik des Julius Max Schottky; sie erregt wie der Schlund eines dumpfen Burgverließes Schwindel und Abscheu; man fragt vergebens, was die Menschheit, was die Literatur durch eine solche Zerlegung solcher Schottky-Charactere gewinnt; man weiß darauf nichts zu antworten, als daß hier nur ein persönlicher Kitzel befriedigt worden sei. Die übrigen Produkzionen Gutzkow's sind meist mehr oder minder gelungene Zersetzungen, wodurch Welt- und Gemüthszustände bis auf ihr Nacktestes entkleidet werden. So in seinem „Nero" — ein kühnes Verstandeswerk, bei dem indeß die dramatische Form wenig mehr als ein Ergebniß der Willkühr ist. Die ihm selbst inwohnende Skepsis veranlaßte ihn, die Leiden, Kämpfe, äußeren Folgen und inneren Schrecken der Skepsis an einem jüdischen Zweifler darzulegen; an der Novelle, worin dies geschah, „der Sadducäer von Amsterdam," haben wir Gutzkow's wahrscheinlich beste Novelle, in ihrer Art ein Meisterstück. Gutz-

kow trägt seine Skepsis nicht zur Schau; sie ist sein Dämon, der ihn unwiderstehlich treibt, bald da bald dort einen Zustand oder eine Persönlichkeit anzunagen. So in einem seiner jüngsten Bücher, der „Seraphine." Hier wird eine ächt Gutzkow'sche Liebe geschildert, die nicht in ihrem Zustande steht, sondern außer ihm und über ihm, um über sich zu reflectiren und von ihrer Art in jedem Augenblicke sich und Andern Rechenschaft geben zu können; die Liebe, jene holdseligste Blüthe des Daseins, jenes anmuthigste Princip unmittelbaren Werdens, jener Phönix, der sich in jedem Momente in die Flammen stürzt, um neugeboren und vollendeter wieder hervorzugehen, erscheint hier nur in der Form dialektischer Qual, einer fortgesetzten Verzweiflung, einer raffinirten Angst. Den Character Seraphinen's will ich hier zerlegen, weil sich dadurch beweist, wie scharf Gutzkow's Verstand in gewisse Charactere nnd Gemüthszustände einzudringen fähig ist. Weibliche Wesen wie Seraphine giebt und kann es nur in Deutschland geben. In der Einsamkeit, in schlichten, spießbürgerlichen Umgebungen aufgewachsen, ohne ein tüchtiges sinnliches Naturell, bei alledem zur Liebe geneigt, von überwiegendem Verstande, voll Sentiment, gewöhnt, sich in Tagebüchern Abends von Allem Rechenschaft abzulegen, was sie Tags über gedacht, gethan, empfunden, in religiösen Scrupeln befangen, aber um so mehr Verehrerinnen der Tiedge'schen „Urania," der Witschelschen „Morgen- und Abendopfer," einiger lieber Gräber und der Fest- und Geburtstagherrlichkeiten, bis zu einem gewissen Moment des Gefühls hingerissen, aber sogleich wieder geneigt, ihren Gemüthszustand zu zerlegen, wie man ein frisches grünes

Blatt skelettirt, so sind sie — so erscheint uns Gutzkow's Seraphine. Sie sind in der Regel schmachtend, unglücklich und nicht schön, wenigstens nicht blühend, und kommen eher in der Provinz, in abgelegenen Landstädtchen, als in Residenz- und Handelsstädten zum Vorschein. Solche Geschöpfe können anfangs reizen und anziehen; sie beschäftigen auch wohl eine Zeit lang, dann werden sie langweilig; die Liebe verwandelt sich in theilnehmendes Mitleid, in Bedauerniß oder gar in Ueberdruß; es ist mit ihnen nur auf eine sentimentale Reflexionsweise zu verkehren, aber nicht in gebundenem Verhältniß zu leben, nicht einmal zu lieben vom Grunde des Herzens. Diese sonderbaren weiblichen Wesen verschmerzen leicht den Verlust eines Mannes, wenn sie einen zweiten gefunden haben, der in ihre schmachtenden, blaßwangigen Raisonnements eingeht, sie treiben eine Art geistiger Prostitution und haben im weiblichen Geschlechte selbst ihre erbittertsten Gegner. So verkümmern sie und gehen sogar in der Ehe noch leicht zu Grunde, da sie für das materielle Element in ihr kein Verständniß haben; denn die Sentimentalität endet zwischen Küche und Ehebett. Man hat zuletzt an diesen Unglücklichen nur ein gebrochenes geistiges Skelett, um welches das Hauswesen zerliedert und lose umherschlottert. So glaube ich hat sich Gutzkow den Bildungsgang dieser Seraphine gedacht. Außer diesem weiblichen Character — Norm für viele — findet man in diesem Roman wenig, was anheimelt und befriedigt; der Schluß ist schroff und bizarr; Alles kalt, Vieles carikirt. In seinen „öffentlichen Characteren" hat Gutzkow bewiesen, was ein kluger Kopf aus seinen Sujets machen kann, ohne von dem Ma-

terial eine erschöpfende Kenntniß zu haben. Gutzkow's Schmerz, Leiden und Nahrung für seine Unzufriedenheit ist: Zuständen mehr als Personen seine Liebe zuwenden zu können, weshalb er die Personen wie bloße gegebene Zustände, wie todten anatomischen Stoff behandelt. Unglücklicherweise sind die Zustände Deutschlands der Art, daß ihnen Gutzkow entsagen muß und sich nur an Persönlichkeiten halten kann, welche von wirklichen Zuständen abgelöst sind.

Das verfehlteste und schlechteste Buch Gutzkow's, seine berüchtigte Wally, worin nur eine Episode von dem Trompeter und Tambour der Rede werth ist, war bestimmt, den ungewöhnlichsten Rumor zu erregen. Menzel ergriff die Gelegenheit, über die junge Literatur den Stab zu brechen, und die evangelische Berliner Kirchenzeitung ließ sich so weit herab, gegen die Belletristik als ihren Erbfeind anzurennen. Was sollten die jungen Leute nicht Alles beabsichtigt und verbrochen haben! Da geschah das Interdict, und wie die Theilnahme sich stets den Gebannten, Gedemüthigten, unter Aufsicht Gestellten zuzuwenden pflegt und das Unglück als ein Sühnungsact angesehen wird, so ereignete es sich auch jetzt, daß die mit dem Interdict Belegten von diesem Zeitpunkt an eines größeren Interesses genossen, als je vorher. Jetzt bekümmerte man sich um sie, jetzt suchte man ihre staats- und religionsgefährlichen Bücher kennen zu lernen. Sonst war die langweilige Wally ein Buch, welches jeder noch so unternehmende Leser nach den ersten Seiten mit Schrecken und physischer Angst aus den Händen gelegt hätte! Es muß Gutzkow jetzt selbst eine Beruhigung sein, die Ueberzeugung zu haben, daß die Wally in das Reich der

Nichtexistenzen verwiesen ist. Eigenthümlich war hier nur der Zufall, daß sich Mundt, welcher gegen die Firma „junges Deutschland" häufig protestirt und die Wally selbst als eine Verletzung des (Hegel'schen) Christenthums bezeichnet hatte, sich in eine und dieselbe Kategorie mit Gutzkow versetzt sah. Menzel, welcher in seinem Groll gegen Gutzkow und in seiner fanatischen Verblendung die heterogensten Erscheinungen als eine und dieselbe Mischung betrachtete und zusammen mengte, trug daran keine geringe Schuld.

Es fragt sich übrigens, ob Menzel seine donnernden Verdammungsurtheile im Rechte individueller Ueberzeugung gesprochen hat. Einmal verlor er sein Recht Gutzkow gegenüber, der sein Schützling und Zögling war, sodann sind seine Wuthausbrüche so eigenthümlich gefärbt, daß man eine persönliche Gereiztheit annehmen muß; er forcirte sich dermaßen, als wolle er nicht bloß die Welt von der Wahrheit seiner Anklagen überzeugen, sondern auch sich selbst überzeugen, daß er wirklich überzeugt sei, als wolle er sich in den Glauben an die Rechtlichkeit seines Verfahrens hineinräsonniren. Seine Anklagen spielen unausgesetzt in das Gebiet des Persönlichen hinüber, so daß in diesen Invectiven weniger die Sachen, als die Personen vor das Auge des Publikums gerückt und förmlich signalisirt wurden; er nannte sie z. B. die „Wadenlosen"; wer hat da noch Zeit und Lust, an die Sache, statt an die Person zu denken, wo so durchaus körperliche Momente als Attribute aufgegriffen werden? Ist es nicht derselbe Menzel, welcher diese Schriftsteller und Andere, die er noch im Sinne hat, in seinem vierten Bande Schwarzvieh nennt, also mit Respect zu sagen Schweine? Und

daß, ebenfalls mit Respect zu sagen, er der Jäger dieses Schwarzwildes sei? Hat sich Menzel nicht beeifert, den Ausdruck jeune Allemagne in Bezug auf jene Schriftsteller populär zu machen, als bestehe unter ihnen wirklich eine Conspiration nach Art der jeune Allemagne in der Schweiz oder der giovine Italia? Ist er nicht anmaßend genug zu behaupten, es bestehe gegen ihn eine allgemeine Verschwörung, die sich aus den Göthianern in Berlin und der jeune Allemagne in Paris gebildet habe? Nennt sich der bescheidene Mann nicht selbst einen Reformator, der, wie jede bedeutende Erscheinung, jede hervorstechende Persönlichkeit, ihre Nachäffer gefunden habe? — Das allein macht ihm Sorge, daß die Ignoranten seine jahrelangen Arbeiten nicht werden begreifen können!

Menzel, der allerdings jahrelang gearbeitet hat, um die Impietät und Anmaßung zu fördern, die Literatur ein wenig zu schütteln und einige Verschlafene aufzurütteln, sieht sich jetzt sogar um die Anerkennung derjenigen Verdienste gebracht, die er sich wirklich um den Geist der Nation und das Leben der Literatur bedingterweise und in mäßigem Sinne erworben hat. Indeß möchten die schädlichen Säfte, die er der Literatur mitgetheilt, leicht scharf und beizend genug sein, um die heilkräftigen unwirksam zu machen. Auch bei ihm scheint sich wie bei allen forcirten Schriftstellern Ueberdruß an sich selbst und seiner Manier eingefunden zu haben. Er übt keine Wirkung mehr, weder auf die alte noch auf die junge Sippe; und so mag er seine isolirte Stellung hinnehmen, wie ein Gottesschicksal, welches er selbst herausgefordert hat.

# Zehntes Buch.

Die Zeit, in der wir leben, ist eine Zeit der Fragen, auf welche noch keine Antwort, ein Räthsel, für das noch keine Lösung, ein gordischer Knoten, für den noch kein Alexander gefunden worden. Man umgeht sogar Lösung und Antwort, man begehrt keinen Alexander, weil die Lösung vielleicht nur durch einen gewaltsamen, in den Zustand der gegenwärtigen politischen Dinge zu tief einschneidenden Schwerthieb bewirkt werden könnte. So kommt Frage zur Frage, Räthsel zum Räthsel, Schwierigkeit zur Schwierigkeit. Wo die Weltlage so zweideutig erscheint, kann sich ein Gemüth, welches im Taumel der Gewöhnlichkeit und des bloß bürgerlichen Vergnügens hinzuvegetiren verschmäht, nur unbehaglich fühlen. Die Ruhe hat immer etwas Trübes, Dumpfes, Schwüles, Beengendes und Lauerndes, wo so viele Veranlassung ist, die oft nur scheinbaren Güter der friedfertigen Ruhe gegen eine kräftige Entscheidung mit all ihren Folgen einzusetzen, wo, wie erweislich ist, Manches halb abgebrochen und nicht dem Zuge, dem es naturgemäß folgte, in freier Entwickelung überlassen wurde, wo hinter dem Spaßmacher- und Schalksnarrengesicht der Shakspeare'sche Narr

zu brüten scheint, der den alten wahnsinnigen Lear in das Mäntelchen hüllt, und die Maske des Lustspiels die der Tragödie nur so weit verdeckt, daß sie sich beide zu einer unheimlichen Doppelmaske in einander schieben.

So viel ist gewiß, daß dieser Halbzustand, diese zweideutige Ruhe jener im Geheim fortwühlenden allgemeinen Zweifelsucht Leben und Nahrung giebt. Männer selbst, von denen man meinen sollte, daß sie in sich fest und beruhigt genug wären, reiben sich in ihrem Innern an diesem Zustande auf. Immermann spricht geradezu von einer Friedenskrankheit, welche gegenwärtig grassire. Schiller, der den Krieg als ein Beförderungsmittel der Kultur gelten läßt, behauptete, daß Kriegsgefahr das Einzige sei, was den Despotismus mäßige. Aus mündlicher Unterhaltung erinnere ich mich, daß Cornelius, der eben so vortrefflich als Character wie als Künstler ist, dieselbe Ansicht ausgesprochen hat; Krieg, meinte er, wäre zumal jetzt nicht vom Uebel, wo die Gemüther der Menschen erschlafft, dem Egoismus und der Kälte verfallen, auf nichts Höheres gewiesen und dem Ernsten und Heiligen entfremdet seien. Ich setze hinzu, daß es gewisse thierische Bestandtheile im Menschen giebt, die sich austoben wollen, daß sich namentlich jetzt viel Gift im Körper der Menschheit angesammelt hat, dem man früher oder später eine Ableitung wird geben müssen, wenn es sich nicht zerfressend auf die innersten Theile und edelsten Organe werfen soll. Wie jetzt die Menschheit beschaffen ist, weiß man in der That nicht, ob wir einer neuen Schöpfung entgegen gehen und sie noch erleben werden, oder ob dieser gegenwärtige Zustand die Unmöglichkeit selbst möglich machen und

eine ewige Richtung sein wird. Vieles ist da, was dafür zu sprechen scheint, daß schon unter unsern Händen und mit unserm Zuthun eine neue Zeit sich heranbildet, Vieles, was darauf hinzudeuten scheint, daß wir in einem abalternden Zustande begriffen sind, in einem allmäligen Dahinsinken und Schwinden der politischen und religiösen Dinge und Formen, des heroischen Gefühls, der schwungvollen Phantasie, der gesunden Natürlichkeit. Jene allgemein gefaßten Ideen, daß wir statt einer Völkergeschichte eine Geschichte der Menschheit, innerhalb welcher alle Einseitigkeiten aufgehoben sein werden, und statt abgesonderter Culte eine Religion des allgemeinen Bewußtseins und der Humanität erhalten werden, so daß die Menschheit selbst, nach einem beliebten Ausdrucke, den erlösenden seine Passionszeit überstanden habenden Gottessohn darstellen wird, wollen mir nicht einleuchten, wenn ich von Volk zu Volk umherblickend die ausgebildetste Einseitigkeit, Engherzigkeit und Selbstsucht und eine Theilnahmlosigkeit erblicke, welche nur Folge einer geheim im Schwange gehenden Corruption sein kann. Alle französischen Journale sind mit Anklagen gegen diese mächtig wuchernde Verderbtheit angefüllt, welche von der Wurzel aus bis zur Krone des Baumes den Stamm des Reiches überzieht. Hätten wir in Deutschland ein öffentlicheres Leben, eine öffentliche Gerichtspflege, wir würden in mancher deutschen Stadt kaum mindere Greuel kennen lernen und zu verabscheuen haben. Darf man da nicht wenigstens fragen, ob dieser Zustand dem Zustande des römischen Reiches nicht parallel sei, als die Moral, die alte Gotteslehre, das Vaterlandsgefühl bis zum Grunde erschüttert waren, und das Römerthum doch immer

noch Kraft genug hatte, einen Trajan, einen Marcus Aurelius, einen Alexander Severus und einzelne bewundernswerthe Großthaten des Stoicismus zu erzeugen? — Freilich! die Klage über die Corruption der Menschheit ist alt und war damals wohl scheinbar noch gegründeter, als ein Vorfahr des jetzigen Königs der Franzosen, ein Herzog von Orleans, Regent nach Ludwigs XIV. Tode, jene Schauernächte mit seinen Geräderten (Roués) feierte, Orgien, wie sie nur zu den Zeiten des Tiberius und der Messalina in so scheußlicher Form erhört sein mochten. Damals schrieb eine Herzogin von Orleans selbst, Elisabeth Charlotte, aus dem Hause Pfalz, in ihren naiven Bekenntnissen: „man hört hier von nichts als von tragischen Aventüren, Vergiften, Morden, Stehlen. Die größte Mode zu Paris ist nun, daß man sich selber umbringt, die meisten ersäufen sich, viele auch stürzen sich den Hals ab, viele erstechen sich, und das alles umb das leidige Geld, als wenn sie reicher werden sollten, wenn sie todt sein, die Leute werden hier auch abscheulich barbar. Man hat vor drei Tagen Eine Frau an einen Bratspieß gefunden, so man braten wollen. Eltern ermorden Kinder, Kinder ermorden Eltern, solche abscheuliche Sachen hört man hier alle Tage.“ — Damals lag indeß das Uebel vielleicht mehr auf der Oberfläche als jetzt; der Hof war verdorben, nicht das Volk; der Hof, aller Sitte Hohn sprechend, vergiftete, was in seine Nähe kam, der eigentliche Mittelstand in Paris hat der Verderbniß lange widerstanden und sich nie so sehr davon einnehmen lassen, daß die ihm eigene Bonhommie und häusliche Sitte ganz hätten verwischt werden können. Die Bourboniden und Orleaniden haben fast durchgehends das

eigene Schicksal, eine wirkliche Familienleidenschaft gehabt, zweideutigen und demoralisirten Characteren sich und ihren Hof in die Hand zu geben. Man schaudert, wenn man von den Künsten des schändlichen Dubois und der mit ihm verbündeten Normal-Courtisane La Tencin liest. Wer hörte nicht von dem Parc-au-cerf Ludwigs XV., wo mehr als tausend junge Frauen, Weiber, ihren Männern, Töchter ihren Aeltern, Nonnen, ihren heiligen Stätten gewaltsam entführt, nach und nach den Lüsten des jungen Monarchen geopfert wurden? — Nie hat eine Republik von solchen Greueln eine Ahnung gehabt; diese Greuel fanden sich höchstens dann erst ein, wenn die Menschheit zu einer Republik zu verdorben war, die Republik in eine Monarchie und aus der Monarchie in eine despotische Maitressenwirthschaft überging. — Aber die Verderbtheit von jetzt liegt tiefer; sie beruht in einer krankhaften Stimmung, in einem Seelenleiden, im Ueberdruß, im Raffinement, im Romanticismus, in der Faulheit und Fäulniß des menschlichen Geschlechts. Es ist kein partielles Leiden mehr, es ist ein Gemeinleiden. Der Ringkampf zwischen dem Bewußtsein von einem idealen Zustande und der jämmerlichen Realität reibt uns auf. Nicht Jedem ist es gegeben, daß er wie Schiller auszurufen vermag: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen die einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden — das ist mein Wahlspruch."

Dieser unbehagliche Zustand treibt überall die seltsamsten Blasen auf, in Frankreich die Blut- und Quetschblasen einer wüsten Romantik, in Deutschland die schnellverwehten

Seifenblasen spiritualistischer Hirngespinnste. Man beginnt jedoch, dieser unnatürlichen An- und Aufschwellungen überdrüßig zu werden und nach einem einfacheren, naturgemäßeren Zustande Verlangen zu tragen. Selbst in Frankreich wird dieser überreizte Zustand mehr und mehr übel empfunden. Die von St. Simon ausgebrüteten Phantome werden an Ort und Stelle nicht mehr beachtet, so wenig auch zu leugnen ist, daß sie auf dem Wege des Hin- und Herredens manche Spur eines günstigen Rückwirkens hinterlassen haben; Mad. Dudevant sah die Reihen ihrer Verehrer in Frankreich mehr und mehr sich lichten, und der eingeschlagenen monotonen Richtung selbst überdrüßig, dankte sie ihre literarische Person von ehemals ab, so daß sie in ihren letzten Schriften die Ganz- oder Halbbekehrte spielt; Victor Hugo's aus Blut und Sand zusammengeleimter Bau ist über seinem eigenen Haupte zusammengestürzt. Die französischen Journale erbeben von Angst- und Weherufen nach Sitte, Einfachheit und Natur — so sehr rächt sich die Verletzung des der Menschheit angeborenen Gefühls für Natur, Moral und religiöses Leben. „Die schrecklichste Krankheit," heißt es in einem französischen Journal, „verschlingt jetzt Kopf und Herz der Menschheit, selbst die ernsthaftesten und edelsten Charactere sind von der oft tödtlichen Seuche des Zweifels ergriffen. Sogar die Dichter, deren Lebensstoff Hoffnung und Glauben sein sollten und deren Mission es ist, Tröster der Menschheit zu sein, stimmen in die Hymne der Gesammtverzweiflung ein. Die Blasphemien des Childe-Harold und Manfred tönten in allen Winkeln Europa's wieder und fanden überall ihr Echo. Schmerz und Zorn wüh-

len in den Saiten der Lyra; die göttliche Sprache der Dichtkunst wird zu nichts gebraucht, als zu Verwünschungen. Die Dichter, welche die Menge beherrschen sollen, folgen ihr blindlings, statt selbst zu führen, lassen sie sich führen, statt, wie sie berufen sind, an der Spitze voranzuschreiten, bilden sie nur den Schweif der Menge, ziehen sie in der Heerde mit; weil sie sehen, daß Alles rings umher in der Skepsis befangen ist, haben sie gar den Muth nicht mehr zu glauben, zerren sie die Poesie auf einer Bahn fort, jenseits welcher ein Abgrund klafft" ꝛc.

Das in sich brütende, dem Gedanken sich opfernde Deutschland konnte sich am wenigsten dem Zweifel entschlagen, nur daß er meist eine mehr wissenschaftliche Form annahm und durch eine philosophische Grundlage gerechtfertigt schien. Alle jene Verallgemeinerungen der Philosophie, worin jetzt die politischen und religiösen Wahrheiten aufgelöst werden, vernichten die individuelle Freiheit, sind der Tod des Lebens, das Grab der That, die man lebendig einscharrt. Ich bin versucht, ein Geschlecht für krank zu halten, welches mit dem reinen nackten Begriffe gegen alle Illusionen und Symbole anstürmt. Der Verstand kann so gut zur Krankheit ausarten wie die Phantasie; wo beide in die vollständigste Harmonie gebracht sind, da suche man, wie unter den Griechen, die Blüthe der Menschheit. Mit dem bloßen Bewußtsein, dem bloßen Setzen des Begriffs schafft man keine Kunstwerke, vielmehr ist man auf dem besten Wege, jede frische Anschauung, die Poesie, die gestaltende Einbildungskraft zu tödten, den religiösen Cultus aufzuheben und zum Terrorismus des Verstandes, zur Verfolgung anders Verstehender,

wie überhaupt der Gläubigen, der kindlich naiven Gemüther fortzuschreiten. Was auch zur Oberherrschaft gelangt, religiöser oder politischer Fanatismus, der bloße Verstand oder die bloße Phantasie — immer wird die individuelle Freiheit gefährdet sein. Den Anmaßungen der Hegel'schen Schule gegenüber ist sie es schon. Ein gesundes Volk aber speculirt, systematisirt, zweifelt nicht, es fühlt, ergreift das Gegenwärtige, die Fülle des Lebens, es glaubt, hält heilig, feiert seine religiösen Mysterien, es bildet, dichtet, setzt die That an die Stelle des Denkens, nicht allgemeine unbestimmte Ideen, die sich in's Unendliche verlaufen, an die Stelle der Sache selbst. Mit den Philosophemen des Aristoteles hatte das gesunde Leben Griechenlands seine Endschaft erreicht. Wo man der That entsagt, sucht man einen Ersatz in Denkprocessen; man reproduzirt nur, man dichtet und schafft nicht mehr, man denkt über Gedachtes und Geschaffenes nur nach. Das bloße Mäkeln, Kritteln, Verdrießlich und Aergerlich sein zeugt jetzt von einem durchaus ungesunden, schwächlichen und abnormen Zustande.

Wo so viele schlechte Reste römischen Ursprungs, welche in das germanische Leben und in unsere Zeit nicht passen wollen, übrig geblieben sind und mit aller Macht aufrecht erhalten werden, da hat die Spekulation allerdings das Recht, Einspruch zu thun und aufzuräumen, wenn es eine praktische Verbesserung des staatlichen und bürgerlichen Zustandes betrifft. So sollte man versuchen, unsrer Rechtspflege, statt an ihr zu bessern, auszuflicken und nachzutragen, von der Wurzel aus eine neue Grundlage zu geben, wozu man sich nicht verstehen will. Aber es giebt höchste und heiligste

Ideen, höchste und heiligste Gesetze, höchste und heiligste Formen, gegen welche die Skepsis ihre tempelräuberische Hand zu erheben kein Recht, keine Vollmacht hat.

Unsere Zeit ist die des Bessermachenwollens, des Bezweifelns und Experimentirens. Staat, Kirche, Schule, Universität und Familie — Nichts ist verschont geblieben. Ein Engländer führt als einen schlagenden Beweis für die Pietätlosigkeit der deutschen Skepsis Niebuhr's römische Geschichtsforschungen an. Aber was will das sagen? — Wir haben seitdem ganz andere Dinge erlebt. Und abermals ist es die hegel'sche Philosophie, welche aus ihrem erdbebenhaltigen Schooße skeptische Richtungen hervorgehen ließ, wie sie in der Art innerhalb der Christenheit noch nicht erlebt worden sind. Glaubte doch wirklich ein Hegelianer, F. Richter in Breslau, der Menschheit eine wahrhafte Wohlthat zu erzeugen, wenn er in einem eigens dazu gestifteten Journale den Glauben an eine jenseitige Fortdauer des Individuums systematisch zu widerlegen unternahm. Es gehört aber auch zu einem solchen Vorsatze die Dreistigkeit und Eitelkeit, womit gewisse Hegelianer in breiter, unausstehlicher Geschwätzigkeit ihr Denken, welches zugleich ihr Wissen ist, zu dem Denken Aller zu machen bemüht sind.

Unsere Literatur ist ein Schlachtfeld der Debatte, des Discutirens geworden, wie wir gesehen haben. Der Gedanke, der sich selbst zum Gegenstande hat und an sich selber zehrt, wie ein im Hungerthurm Eingeschlossener zuletzt über sein eigen Fleisch herfällt, — das ist unsere Epoche. Hegel machte den Gedanken absolut; wir bekamen durch ihn einen Gott, der nicht Person ist an sich, aber Person wird durch

die Person, welche ihn denkt und wie sie ihn denkt. Der Meister dieses großartigen Systems konnte von einem durch das Denken zum Bewußtsein gekommenen Gotte sprechen, dieser Gott war Produkt seines Denkens, ein Schlußstein an seinem wohl construirten und enggegliederten Gebäude, aus dem kein Stein genommen werden darf, ohne die Construction zu zerstören und den Bau in Gefahr zu bringen. Seine Schüler aber verfuhren mit seinem Systeme wie die Engländer mit den Tempelruinen in Athen, sie zielen und werfen so lange nach einem Ornamente, einem Kragsteine, einem Kapitäl, bis das Ding herunterfällt, das sie nun als Zierrath an die ärmliche Hütte ihres eigenen Denkprozesses befestigen, um damit zu prunken. Aber das Ornament sticht unfein ab gegen das dürftige Bauwerk, dem es angepaßt ist. Hegel's Gott, Hegel's Trinität, Hegel's Unsterblichkeit sind nicht mehr der Gott, die Trinität, die Unsterblichkeit der christlichen Glaubenslehre, sie sind nur Auslegungen und aushelfende Deutungen, aber sie sind Denk-Resultate Hegel's, die man in sich und ihrem Systeme beruhen lassen soll; sie werden profanirt, wenn man sie auf dem Markte der Literatur zur Schau stellt, so abgerissen, so vereinzelt, unter einer Menge seichter, monotoner, langweiliger Gesellen von arroganten Behauptungen. Es ist von Bedeutung, daß Hegel in dem trostlosen Sande der Mark lehrte und seine Schüler um sich versammelte, in jener aller sättigenden Natur- und Lebenserscheinungen baaren Region, wo der Gedanke aus Verzweiflung über sich selbst herfällt.

Dieser heißhungrige Gedanke verschlingt unersättlich eine schöne Täuschung, einen Glaubensartikel nach dem andern,

erst den Glauben, dann den Artikel, er verschlingt die Segnungen und Tröstungen der Religion, das Glück der Pietät, die Wunder der Poesie. Der nackte starre Verstand wird uns allein übrig bleiben, wenn der fressende Gedanke allen den schönen Schein, der bisher die Menschheit beseeligte, abgeäzt hat. Ihr ruft nach Fleisch — Fleisch giebt uns euer Denkprozeß nicht, er giebt uns nichts als das Geripp, das hohle unpoetische Geripp, in dessen Augen nichts wohnt als die starre Leere.

Wahrlich, es lag nicht in der Absicht eures Meisters, daß ein solcher Schritt vor allem Volke gethan werde. Aber er ist gethan! Strauß ist ein Vogel der Wüste, der seine Eier in den Sand legt und dessen Fittige keinen Schwung haben zum Auffliegen, aber mit dem Kameele läuft er um die Wette, und die Schakale, die Bluthunde, die bellenden Kritiker der Wüste, die nach seinem Fleische lechzen, hat er hinter sich her. So ein Vogel ist auch der deutsche Strauß. Die grüne Wiese des Glaubens, mit den bunten goldigen Blumen, darüber lichtfarbige Engel streifen, hat er uns zu einer Sandwüstenei der Skepsis gemacht, oder besser, er sah die brandige Wüste der Skepsis um sich her und nannte sie bei ihrem richtigen Namen, aber wo er etwa noch ein grünes Hälmchen, eine erquickende Frucht, eine duftende Blume fand, da lief er zu und jätete sie aus und ließ sie an dem unerbittlichen Sonnenbrande des verkohlenden Zweifels vertrocknen. Wie der Samum des Zweifels erstickend heranweht, den Saft in unsern Gebeinen ausdörrend! wie brennend der Sand ist, wie spitz der Kieselboden, worauf wir schreiten! und wie der Sturm der Kritik die Staubwolken

aufwühlt, daß die friedliche Karavane der religiösen Tröstungen und Segnungen verschüttet und vergraben wird!

Was soll ich sagen? — Allerdings war ein großer Unglaube da, und was Strauß offen ausgesprochen hat, lebte und zuckte wie ein Wurm in Vieler Brust; nur ist es ein Anderes, für sich zu zweifeln, und ein Anderes, es für Alle thun zu wollen und seine Skepsis, die zweideutige Dirne, die hinter Vorhang und Riegel gehalten werden sollte, entschleiert, ja jeder Gewandung baar, auf die Gasse zu schicken, wo deren Viele sind, welche sich an ihrer Nacktheit freuen und Buhlschaft mit ihr treiben möchten. Für den Unglauben finden sich viele gläubige Thomas, wie für den Glauben ungläubige. Was ich bezweifle, kann oft von so unendlicher Wichtigkeit sein, daß ich es als mein theuerstes Gut in mich selbst verschließe, denn auch die Skepsis, die religiöse, fordert Verschwiegenheit und kann prostituirt werden. Ein Zeitalter aller Religiosität, alles Cultus baar — ich möchte darin, selbst wenn ich für mein Theil des äußeren Cultus entbehren könnte, nicht leben; man muß wenigstens fühlen können, daß Andere glauben und in dem Glauben Anderer seelig sein können; man muß wenigstens wissen, daß etwas Glaubenswürdiges noch in der Idee Anderer vorhanden ist. Diese Ansicht ist religiös, wie ich denke; aber es ist ein entsetzlicher Egoismus, Andern seine Skepsis aufdrängen und die Zeit eines allgemeinen Unglaubens in ihrem annahenden Gange beschleunigen zu wollen.

Es ist Egoismus, und zum Erstaunen klar spricht er sich bei Strauß in dem kühnen Worte aus: Nur der Genius kann von uns noch Verehrung fordern, wir können nur

noch einen Cultus des Genius haben. Abermals der menschliche Gedanke, der sich selbst vergöttert! das Ich der Menschheit, das sich selbst anbetet, das denkende Kalb, das sich mit dem Golde der Göttlichkeit ausputzt! — Mag dem so sein! Aber wehe einer Zeit, die mit Händen und Füßen darauf hin arbeitet, sich aus der vollen Strömung des religiösen Lebens an das branddürre Ufer heranzuquälen, wo nichts weiter zu thun ist, als fortzugrübeln, dem denkenden Ich einen Altar zu bauen, und Priester, Gott und Zuhörer in einer und derselben Person zu sein! — Eine Religion des Genius! Wirklich! Zelter ist gerechtfertigt, wenn er Göthe seinen „Heiland" nennt.

In den schrecklichen Zeiten des Mittelalters hätte Strauß unfehlbar wie Arnold von Brescia, Vanini und Servet geendet; in unsern Zeiten wird mit Recht darüber gestritten, ob man seine Bücher habe verbieten sollen oder nicht. Es war ein Glück für Strauß, daß er sich nur gegen den Gott wandte, der zur Rechten des Vaters im Himmel sitzt, er hätte dasselbe einem Gott der Erde nicht bieten dürfen. In dieser Hinsicht sind unsere Zeiten denen des Mittelalters gerade entgegengesetzt. Damals hieß es wohl „Gottes Freund, aller Welt Feind!" Jetzt möchte der Wahlspruch umgekehrt besser in die Zeit passen, wie denn Alles, das Schlechteste und Verkehrteste jetzt in die Zeit paßt, wenn man es und sich nur mit Anstand in die Zeit zu passen weiß. Das Sichfinden-Lernen sollte diejenige Maxime sein, welche jeder Vater seinem Sohne, der auf die Universität zieht, als erste Lebensregel mitgeben sollte.

Religion aber ist Poesie, wie Poesie ein religiöser Cultus

ist. Der Verstand läßt sich nicht in Symbole fassen, er ist unbildlich, der Skepsis lassen sich keine Tempel bauen, sie erkennt nur Richtstätten an; die reine Vernunft an die Stelle der Gottheit setzen wollen, heißt sich in jene Tollheiten des menschlichen Aberwitzes verlieren, worin die französischen Revolutionsmänner der Schreckensperiode courbettirten. Die Religion hat die griechische Welt mit unsterblichen Kunstgebilden und die Kirchen des Mittelalters mit unvergänglichen Meisterwerken angefüllt; aus der Quelle der Religion schöpften Homer und Aeschylus so gut, wie Dante, Milton und Klopstock. Was bietet ihr mit eurer bilderstürmenden Skepsis für einen Ersatz? Welche lindernde Tropfen wollt ihr in die brennenden Wunden träufeln, die ihr unserer Phantasie geschlagen habt? Ihr sagt, wir zaubern euch ein Zeitalter der Humanität, der Weltbürger-Gesinnung aus den Trümmern des religiösen Cultus hervor! Als ob Religion nicht zugleich Humanität wäre! Gut! Ihr deutet auf die Religionskriege, auf die Leiden hin, welche die Menschheit um der Religion willen geduldet hat! Als ob eine Religion, welche anklagt, haßt, verfolgt, verbannt, verketzert, martert und tödtet, und die Bande der Humanität von sich streift, überhaupt noch Religion und nicht vielmehr eine Caricatur der Religion wäre! — Oder als ob die Skepsis, die Verehrung der reinen Vernunft, nicht auch in Terrorismus ausarten könne und nicht häufig schon ausgeartet wäre! Als ob sie nicht auch, wo sie zur Oberherrschaft gelangt, Andersgläubige anklage, hasse, verfolge, verbanne, verketzere, martere und tödte und die Bande der Humanität von sich streife!

Es ist unberechenbar, wie viele erhabene Güter uns mit

dem religiösen Glauben genommen werden! Die Poesie der Verzweiflung, des Unglaubens, der Skepsis, der Zerrissenheit, der liederlichen Schwelgerei, der Verzagtheit, die sich durch sinnliche Genüsse zu entschädigen sucht, ersetzt sie uns schlecht! Eure Byron's, eure Victor Hugo's, eure Heine's, wiegen uns einen Homer, einen Aeschylus, einen Sophokles, einen Dante, ja einen Klopstock nicht zum hundertsten Theile auf! Denn in diesen ist das Ewige, in jenen das Vergängliche, das Zeitliche, das Wochentägliche! — Ohne Religiosität keine Moral, ohne Moral kein Heros! Selbst Friedrich der Große, den man einen Freigeist nennt, hatte Achtung vor der Religion! Napoleon ehrte ihre Formen! Gustav Adolph war ein Held des Glaubens! Weil unsere Zeit keinen Glauben mehr hat, gebiert sie auch keine Helden mehr!

Ich klage keine Personen an, ich spreche für die Sache, für das Wohl des Allgemeinen! Und ich weiß, daß euch die Religion hassenswerth geworden ist, weil sie euch langweilt! Trotzdem langweilt ihr euch selbst, täglich und stündlich. Man wird mich für freisinnig und human genug halten, als daß man glauben sollte, ich wolle anklagen und denunciren. Ist die Skepsis nicht aufzuhalten, so gehe sie ihren Vernichtungsgang! Nur als eine Elegie, als eine Nachklage, als einen Schmerzensgesang sollt ihr meine Wehrufe aufnehmen, will ich sie aufgenommen wissen. Ihr habt Tiedge's Urania hinwegzudisputiren gesucht, und doch ist es so gewiß, wie der Himmel blau ist, daß keins eurer Bücher die tröstende und erhebende Kraft besitzt, wie die Urania des altergrauen Dichters in Dresden! Eure Novellen und Ro-

mane sind nur eine Sopha= und Haremslectüre, unter Blumen und Waldgrün, wenn der Bach murmelt und die Abendsonne mildthätig ihr Gold an Blumen und Wald austheilt, liest man die Alten! — Seid ihr reich genug, ihr von Tieck bis Gutzkow herunter, den Nackten zu kleiden, den Traurigen zu trösten, den Hungernden zu speisen, den Dürstenden zu tränken, an den Verzweifelnden wie ein Engel des Trostes und des Lichtes heranzuschweben? — Ich glaube nicht! —

Der Stolz des Denkens innerhalb der hegel'schen Schule ist zu einer furchtbaren Macht gelangt; aber der gesunde, natürliche Verstand hat jetzt von allen Seiten gegen sie Front gemacht und wo ein Philipp oder Alexander fehlt, ist auch eine Phalanx ohnmächtig. Hegel hat seine Nachfolger, wie Alexander, die sich in das Reich seines Denkens getheilt haben; aber schon sind unter ihnen Schismen und Zerspaltungen ausgebrochen und ihre Schlacht von Ipsus steht nahe vor der Thür. Kann ein philosophisches System überall nicht viel mit der bestehenden Religion zu schaffen haben, so soll es sich wenigstens nicht dem gemeinen Verstande aufdrängen, sich selbst an die Stelle der Religion nicht setzen wollen. Aber die Hegelianer haben begonnen, eine förmliche Secte, eine Partei zu bilden, die überall, wo sie es vermag, unterkriecht und auf öffentlicher Straße ihre Bekehrungspredigten hält. Aehnliche Angriffe wie die des Skeptikers Strauß hat das Christenthum schon viele erduldet und bisher glücklich überstanden, aber der hegel'sche Haufe hat seine Schrift, weil er einer der Ihrigen war, gefördert und ihm den Weg rein gehalten, wie ehemals die

herrschaftlichen Laufer den Staatscarossen, worin ihre Gebietenden müßiggängerisch prunkten.

Jene Anfeindungen und gegenseitigen Verunglimpfungen, jene hämische Schadenfreude, woran alle Einheit in der Literatur zu Grunde geht, sind die wirklichen und wahrhaften Folgen der Illiberalität, des Mangels an Liebe, an Pietät Glauben und Sichverständigen, die für die jüngere Generation bezeichnend sind. Die Schriftsteller haben keinen Halt weder in sich noch der Nation, und die Nation keinen an ihnen. Die Trostlosigkeit der allgemeinen Zustände correspondirt mit der Trostlosigkeit der literarischen Dinge. Jene bald still verlaufende, bald offen hervortretende Schadenfreude in der menschlichen Gesellschaft — wie sollte sie nicht auf das Verhalten der Schriftsteller zu und gegen einander ihren Einfluß haben und bestimmend wirken? Man weiß, daß man durch gegenseitige Bloßstellungen dem Publikum Spaß und Unterhaltung gewährt, und man stellt sich bloß. Alle diese Literaten sind Mitglieder der Nation und Produkte der Zeit und können sich ihren Einflüssen nicht entziehen. Darum habe ich gesagt und wiederhole es hier, daß die Nation für ihre Literatur verantwortlich ist, sowohl im Guten, wie im Bösen.

Wir haben gesehen, wie Menzel seinem Zöglinge Gutzkow, als dieser sich von jenem trennte, seinen Fluch nachdonnerte. Nicht einmal den Anstand, den man in so zarten Verhältnissen der Gegenseitigkeit sich und dem Publikum schuldig ist, wußte oder hielt Menzel für nöthig zu beobachten. Er stellte in Gutzkow zugleich sich selbst bloß. Sein Fanatismus war so tobsüchtig, daß es fast schien, als

wolle er die Stimme seines eigenen Gewissens übertäuben. Fünf Schriftsteller wurden damals als diejenigen bezeichnet, welche alle Moral und alle Staatsverhältnisse umzustürzen unternommen und die Absicht hätten! Die Lage dieser Fünfmänner war äußerst schlimm! Hielten sie, trotz vielfacher entgegengesetzter Meinungen, in ihrem Unglück zusammen, so würde man allerorts gesagt haben: da habt ihr die Clique, die sich das Wort angemaßt; es ist ihr Recht geschehen! — Sagten sie sich, trotz vieler zusammenstimmender Meinungen, von einander los, um nicht auch fernerhin von Staatswegen zusammengeworfen zu werden, so würde man gesagt haben: seht da! diese Leute, die so lange mit einander gestanden (denn die Menge urtheilt immer, wie ihr eingeredet wird) verleugnen sich — die Schwachen! — da sie im Unglück sind! — In diesem Dilemma schwankte man eine Zeitlang auf und ab, weil man sich in die neue ganz unerwartete Kameradschaft nicht finden konnte; man behandelte sich wie Leute von entgegengesetztestem Character und Stande, welche sich, nachdem das Schiff gescheitert, auf einem und demselben Flecke Landes ausgesetzt und zusammengebracht sehen. Aber die Natur läßt sich nicht belügen und das Unglück macht boshaft. Heine, ein gemachter Mann, hatte mit den deutschen Literaten überhaupt abgerechnet, aber er schien sich mit dem Bundestage in seltsame Unterhandlungen einlassen zu wollen, als ob bei uns ein Literat eine Macht und besonderer Privat-Berücksichtigung werth wäre; auch trug er sein Schicksal nicht unverdient. Heine abgerechnet, bleiben uns noch vier. Da ließ man Laube fallen; bleiben noch drei. Endlich ließen Gutzkow und Mundt ein-

ander fallen; und da Wienbarg, obgleich vormals Gutzkow's thätiger Schildknappe, keinem von beiden anzugehören scheint, so hat Jeder seinen abgesonderten Posten eingenommen, den er, wenn er an sich kein verlorener ist, durch eigene Kraft wohl oder übel zu behaupten strebt.

Aber die Schlechtigkeit und Schadenfreude der Zeit offenbarte sich besonders in dem Umstande, daß man sich nicht langsam und gemächlich fallen ließ, wie aus des Himmels Hand die Abendsonne still und feierlich herabgleitet, bis sie erlischt, daß man den chemischen Sonderungsprozeß auf keine naturgemäße Weise gewähren ließ, sondern daß man gewaltsame Mittel anwendete, sich nicht fallen ließ, sondern mit Füßen und Händen zurückstieß, daß sich Jeder auf eigene Hand aus dem Wirrsal zu retten und die Schuld der unangenehmen Aventüre von sich auf einen zweiten oder dritten Leidensgefährten zu werfen suchte. Was helfen die Toaste: Schonung für diesen, Bewunderung für den Scharfsinn des Andern, während man nur glücklicher dasteht, nicht reiner oder nur eben so rein als jener, und diesen einige Monate darauf als einen im Schmutz des Lebens und seinem eigenen Schmutz verkommenden Menschen bezeichnet, obgleich man doch, wie man gesagt hatte, seinen scharfen Verstand immer bewunderte! Es sind das die Ungereimtheiten, Unbeständigkeiten und augenblicklichen Gereiztheiten, zu denen das moderne Leben so leicht Veranlassung giebt, es sind das die Folgen unausgegohrener Charactere, die sich nur auf Veranlassung des augenblicklichen gemeinsamen Nutzens an einander gezwängt haben. Man weiß, daß ich hier auf Gutzkow und Mundt ziele. Es wäre ungereimt,

in einer Schrift, wo man der Freundschaft zwischen Schiller und Göthe Erwähnung that, dieser Angelegenheit und besonders den Zwischenträgereien der berliner Eindringlinge, die ein Kartoffelfeuer zu einer fressenden Feuersbrunst anpusteten, weiter nachdenken und nachspüren zu wollen. Ich schreibe hier keine Geschichte der deutschen Gevatterei und Klatschschwesterei. So viel ist gewiß, daß sich Gutzkow auf eine merkwürdige Weise gegen Alles sträubt, was mit ihm vordem in irgend einer Berührung stand und ihn an eine forcirte unwahre Periode seines literarischen Lebens erinnert, deren letzte Spuren er gern aus seinem Gedächtniß verwischen möchte. Aber neue Wunden schlagen, heißt noch nicht, alte zusammenheften.

Um einen unserer ehrenhaftesten Schriftsteller, welcher unter diesem Kreuzfeuer aufgeregter Leidenschaften mit geduldet hat, muß es dem Theilnehmenden wehe thun; ich meine F. G. Kühne, dessen Eifer für das Gedeihen der Literatur an sich außer allem Zweifel steht. Nicht darum wehe thun, weil Gutzkow seinen neuesten Roman mit Kränkungen und Schmähungen überschüttet hat, die als unwahr leicht zu verwinden wären, sondern weil sie geschehen sind um der zarten und wirklich rührenden Freundschaft willen, welche Kühne zu Mundt als Person und Schriftsteller trägt. Man verzeihe der Freundschaft, wenn aus Kühne's Recensionen über Mundt zu resultiren scheint, daß seit Sterne und Jean Paul kein poetischerer und humoristischerer Schriftsteller existirbar und denkbar gewesen ist, als Theodor Mundt! Diese Recensionen sind die Sprache der Freundschaft und innigsten Sympathie und als solche zugleich Sprache der wahrhaftesten

Ueberzeugung. Man kann hier zweierlei annehmen, entweder daß die Freundschaft Kühne blind oder argusäugig macht, so daß er eine Fülle von Schönheiten an Mundt's Schriften entdeckt, die außer ihm kein menschliches Auge wahrnimmt; entweder er übersieht, oder er sieht zu viel; entweder er sieht zu sehr im Ganzen nnd Großen, so daß er die einzelnen Fehler und Schwächen nicht bemerkt, oder er sieht zu mikroskopisch, so daß er über die einzelnen Schönheiten und Tugenden der Mängel, welche einer Mundt'schen Schrift als Ganzes genommen anhängen oder doch anhängen könnten, nicht Acht hat. Diese Vorliebe hat Kühne geschadet und Mundt nicht gefördert; aber wo zwei Freundesherzen an einander schlagen, kann von einer Clique, einer Verabredung nicht wohl die Rede sein, und man sollte wenigstens der Freundschaft den Beifall nicht versagen, selbst wenn man in dem Fall wäre, ihn dem Urtheile versagen zu müssen. Wer aber den Schriften und Gesinnungen Kühne's in das Herz gesehen hat, wird zugeben müssen, daß bei ihm von einer eigentlichen Liebedienerei nicht die Rede ist. Was Kühne an Mundt gethan, that er auch an vielen seiner jüngeren literarischen Freunde. Kühne's warmes oft nur scheinbar verdecktes Herz entscheidet sich schnell, in Ab- und Zuneigung, Liebe und Haß. Es erscheint überhaupt als eine wesentliche, trefflich resultirende Tugend der jungen Literatur, daß sie wenigstens in Bezug auf talentvolle Altersgenossen keinen Egoismus kennt; sie hat Talente in Schwung und zur Geltung gebracht, welche dessen würdig sind und die von ihr mit offenen Armen aufgenommen wurden, während sie von den älteren gemachten Literaten kalt und streng

würden zurückgewiesen worden sein. Kühne machte zuerst auf Beck's reiches Talent aufmerksam, Gutzkow rettete Georg Büchner's Namen und Produkzionen für die Literatur. Daß ein Gegenanschluß der erweckten jungen Talente an jene stattfindet, die sie beförderten und aus ihrem dunkeln Triebe und Drange oder drückenden lokalen Verhältnissen hervorzogen, ist das Ergebniß eines eben so natürlichen als achtungswerthen Gefühles, dessen Gegentheil, wenn es vorhanden wäre, verächtlich erscheinen müßte. Das Recht auf jener Seite, Forderungen zu begründen, und die Verpflichtung auf dieser, sie zu gewähren, haben indeß ihre natürlichen Grenzen, die man nicht überschreiten darf.

Wie Gutzkow durch die „Wally" jenes Ungewitter heraufbeschwor, welches über und auf das sogenannte junge Deutschland losbrach, so war er es abermals, welcher durch eine Recension der Kühne'schen Klosternovellen alle Bande muthwillig zerriß, die ihn, so dünn oder so stark sie sein mochten, noch einigermaßen mit seinen alten Literatur- und Leidensgefährten zusammenhielten. Der Fehler, daß Kühne Mundt's persönlich und literarisch innigster Freund ist, war zugleich für Gutzkow der Hauptfehler an den Klosternovellen, der ihn zu jenem Ausfall verleitete, welcher die Wahrheit radebrechte und hinweglog. Das ist Alles nur gesuchtes trügliches Zeug, was Gutzkow von der weichlichen Sinnlichkeit erzählt, die in den Klosternovellen spuken soll, und wenn er den Roman unter die bloßen Unterhaltungsromane wirft, wie sie Hinz und Kunz, Spindler und Emerentius Scävola fabricirt haben sollen, so ist auch diese Beschuldigung nur ein Ergebniß berechnender Schadenfreude.

Das eine Resultat aber hat Gutzkow glücklicherweise erlangt, daß eine Menge von Feuilletonisten und journalistischen Gespenstern, die auf dem Kirchhofe der gegenwärtigen Literatur umgehen und sich aus eigener Kraft nicht hervorzuthun wagten, jetzt mit einem possierlichen Freudengeschrei den neuen Verbündeten ihrer stillen und geheim genährten Wünsche begrüßten. Nun hatte man doch einen Mann an seiner Spitze, der ja selbst zum jungen Deutschland gezählt hatte und, um bei dieser ordinären Angelegenheit ordinär zu sprechen, auch wirklich kein Hund war. Ueberall ein knitterndes und knisterndes Pelotonfeuer gegen das junge Deutschland, als ob wirklich eins bestanden hätte oder gar noch bestände! Es wurde nun Brauch, Gutzkow's „Vater Blasedow" eben so maßlos zu rühmen, wie die Klosternovellen zu tadeln; natürlich nur in kleinen Notizen, Ausruf- und Fragesätzen, denn die Herren müssen es, wenn sie offenherzig sind, selbst eingestehen: sie hatten weder die Klosternovellen noch den Vater Blasedow, wie überhaupt Nichts vom jungen Deutschland gelesen, wie sie überhaupt Nichts lesen, was das zarte Gehirn mehr in Anspruch nimmt als eine angenehme Unterhaltung mit einem gelehrten Schauspieler oder einer angehenden, der Empfehlung bedürftigen Sängerin oder Tänzerin, welche aus Dankbarkeit kein Opfer scheut, das im Bereiche der Möglichkeit und ihrer natürlichen Leistungen liegt. Aber die älteren Herren Literaten standen an den Schranken des literarischen Turniers und rieben sich vergnügt die Hände; Gutzkow und Hitzig bekomplimentirten sich von Hamburg nach Berlin, und von Berlin nach Hamburg und wieder zurück; sie drückten sich vorn gerührt die

rechte Hand, während sie hinterrücks mit der linken verstohlen ein Schnippchen schlugen. Es war ein wahrhaftes allgemeines Bacchanal der Schadenfreude!

Hier ist es Zeit, inne zu halten und die Darstellung dieser Leichtsinnigkeiten, Gehässigkeiten, Schlechtigkeiten und Trübsale abzubrechen. Das ist das Unglück dieser Literaturperiode, daß Keiner weiß, was er will, noch woran er ist. Uns allen, die wir unsern Fuß mitten aus der angeregten Periode von 1830 in die Literatur gesetzt haben und an allerlei seltsamen Hoffnungen oder wenigstens Erwartungen überschwänglich reich waren, geht es wie dem Matrosen, der das feste Land betritt und im Gehen hin und her wiegt und schaukelt, als befinde er sich noch auf dem hohen Meere und habe seine Kriegsbrigg noch unter sich, die indeß zwischen Heringsfängern, Wallfischbooten und Kauffahrteischiffen ruhig im Hafen liegt.

Uebersehen wir nun in möglichster Kürze, was auf den verschiedenen Gebieten der Prosa und Poesie in letztvergangener Zeit geleistet worden, und welche Schriftsteller als Repräsentanten der einzelnen Gattungen zu betrachten sind.

Der Boden des Romans bis zur Novelle und einfachen Erzählung herab, ist offenbar der ergiebigste und fruchtbarste. Der Roman, das sogenannte moderne Epos, ist das allgemeine Futter der Lesewelt, jeder Magen ist ihm recht, er erkennt keinen Unterschied der Stände an, er bringt, demokratisch wie er ist, eine gewisse Gleichmäßigkeit der Anschauungen und Empfindungen in die hohen und niedern Stände, er pflanzt dieselben Gefühle in die Dame vom Stande, welche hinter seidenen Fenstervorhängen liest, wie in die Hökerin

und Trödlerin, welche in breterner Bude den kühnen Combinationen der Romantik nachhängt. Der Roman wird daher mehr als jede andere poetische oder prosaische Gattung fabrikmäßig betrieben, weil eine so ungeheure Zahl von Consumenten vorhanden ist. In unserer Zeit der Unehrlichkeit und Lüge darf es daher nicht Wunder nehmen, wenn jeder Schriftsteller einen Versuch im Romane macht, sollte er dazu auch nicht im geringsten berufen sein; der Roman geht am besten, er wird am meisten gesucht, am meisten honorirt, am meisten gelesen — warum sollte man nicht einen Roman lieber als alles Andere schreiben, wozu man freilich eben so berufen ist, was aber nicht denselben äußeren Erfolg verspricht? — Warum schreiben Sie keinen Roman? warum legen Sie sich nicht auf die Novelle? — welchem jungen Schriftsteller, der kein Talent zum Roman in sich fühlt und redlich genug ist, ein ihm zusagenderes Genre der Literatur anbauen zu wollen, wäre diese Aufforderung nicht von mehr als einer Seite gemacht worden? Wie wenig Ueberwindung kostet es jetzt, sich selbst und das Publikum zu belügen! Man setzt sich hin, man schreibt einen Roman; die Sprache hat man so ziemlich weg, Formular und Schema sind vorhanden, die Moses und Propheten der Romantik, von Walter Scott bis tief herunter zu Tromlitz. Wollt ihr einen raisonnirenden Roman schreiben? — Nichts leichter als das; die ganze Welt, ihr mit inbegriffen, steckt ja voller Raisonnement. Oder einen historischen? — Nichts leichter als das; da hat man die Facta alle beisammen, die Charactere und Situationen, man braucht sie nur an dem Faden eines Liebesverhältnisses wie Rosinen, Zuckernüsse und Knackmandeln

aufzureihen. Oder einen socialen Roman? — Nichts leichter als das; die Tendenzen sind jetzt Dutzendwaare, so daß es nur des Zugreifens bedarf; was aber das Raisonnement darüber betrifft, so seid ihr der Kunst, über sociale Tendenzen zu raisonniren, schon seit euren Studentenkränzchen mächtig. Man weiß nicht, was euch hindern sollte, einen Roman zu schreiben. Auf keinem andern Gebiete der poetischen Produkzion ist das Talent weniger die Hauptsache. Ihr seid darum nicht unehrlicher als ein junger Mensch, der die Bestimmung in sich fühlt, studiren zu müssen, und da ihm die Mittel zu einem andern Studium fehlen, sich zur Theologie wendet. So muß besagter junger Mensch an sich und der Welt zur Lüge werden und ist doch durch das Examen bevollmächtigt, den Menschen die Wahrheit zu predigen. Ich könnte hier über die Neigung des modernen Menschen zum Scheinwesen und zur Lüge und zu dem, was nicht seines Amtes ist, einige Klagelieder Jeremiä schreiben, wenn ich nicht Gefahr liefe, ein schwarzgalligter und hypochondrischer Zänker oder gar Revolutionär gescholten zu werden. Denn darüber, wer oder was eigentlich ein Revolutionär sei, sind wir in Deutschland sehr im Unklaren.

Zwei Hauptgattungen des Romans sind vorhanden, die sich wieder in eine Menge Nüancen und Unterarten zertheilen: der Roman des Raisonnements und der Roman der Thatsache. Jener kann sich in einen Aether der Geistigkeit auflösen, daß kaum noch etwas von ihm übrig bleibt; dieser neigt sich auf seiner untersten Stufe so dem Erdenkloß zu, daß man sich versucht fühlt, ihn wie ein Klümpchen Unglück vor sich her und aus einander zu stoßen. Natür-

lich giebt es auch unzählige Arten Mischgattungen, wo bald das Raisonnement, bald die Thatsache überwiegt; das Thatsächliche des Romans aber ist entweder fingirt oder historisch, und im ersteren Falle ist er entweder ganz phantastisch oder nach den Analogieen von Lebenserscheinungen gearbeitet. Die phantastische Gattung ist offenbar rein deutsches Produkt; die raisonnirende sagt dem deutschen Character wenigstens vorzüglich zu, aber nicht weniger die ganz rohe, hausbacken thatsächliche, wovon in unsern Leihbibliotheken so viele klassische und unvergängliche Muster aufgestapelt sind.

Einen Roman zu schreiben ist unter allen Völkern ein und dasselbe leichte Ding; aber einen guten Roman zu schreiben, ist eine Aufgabe, die besonders den Deutschen schwer fällt, da sie mehr theoretisch und wissenschaftlich, als praktisch und politisch gebildet und gerade für den Anbau des Romans ein öffentliches Leben, eine öffentliche Gerichtsverfassung von unberechenbarem Nutzen sind. Wo sollen wir alle die schönen Dinge herlernen, die den Franzosen und Engländern auf der Straße und dem Markte von selbst anfliegen? Man darf an dem weitbauschigen, durchlöcherten Mantel Paris nur schütteln, um aus allen Falten interessantes Ungeziefer und schäbige Motten herausfallen zu sehen. Wenn euch Balzac ein Stück Pariser Haus- und Familienleben schildert, so macht er euch alles namhaft bis auf die Hausnummer; man könnte es fast mit Händen greifen. Es ist in der That etwas Großes um eine so weitläufige Stadt wie Paris. Ihre Dünste bedecken so viele interessante Schäden und Geheimnisse, von denen unsre deutsche Schriftstellerwelt, diese grämliche, verblichene, in sich gekehrte Stu-

benvegetation, die in Scherben und Töpfen wächst, kaum eine Ahnung hat. Die französischen Autoren erleben meist selbst, was sie beschreiben; sie stürzen sich kopfüber in den offenen Strudel der Gesellschaft und treiben sich in und mit ihm herum; sie sitzen am Bette der kranken Civilisation, fühlen ihr den Puls und verstehen ihre Krankheit, weil sie in der Mitleidenschaft begriffen sind. Wir Deutschen berichten nur nach Hörensagen und nach innern Gesichten. Die Gesellschaft, welche wir schildern, ist eine, die nur in unsern Traum- und Schlafkabinetten spukt — in unsern Hirnkammern. Darum können die französischen Romantiker auf mystischem Gebiete mit uns nicht concurriren, und Balzac's Seraphita war von Grund des Herzens ein mattes und langweiliges Buch. Auch ein Engländer versuchte sich in einem mystischen Romane „die Waisen von Unwalden," der eben so langweilig ist. Sonst stehen wir hinter den Engländern, wo es auf wirkliche Sitten- und Lebensschilderungen ankommt, fast noch weiter zurück als hinter den Franzosen. Der Brite ist ein Mann der That, der Praxis, des Handelns und Handeltreibens. Wir lecken alle zehn Finger nach dem Leben; der Brite erfaßt es mit der Faust. Er bildet das Leben ab in haltbarem Thon, nicht in zartem Porzellanstoff, auch verschmäht er eine verschönernde Glasur des bloßen Geistreichseins. Er steht etwas breitbeinig da, aber er steht um so fester, und wenn er geht, so geht er seinen geraden Weg. Wir blinzeln und trippeln nach allen Seiten und vergessen über einen Kragstein, eine Farbenskizze, oder eine alte Inschrift den Roman und uns selbst; der Engländer höchstens über ein Glas Genevre, Sodawasser oder

einen Pudding. Aber der Pudding liegt als ein tägliches Ereigniß mitten im Wege. Er schlägt in das öffentliche Leben selbst ein, und die Vergeßlichkeit des britischen Romanschriftstellers dauert nur so lange, als er den Mund voll hat; bei uns so lange, als wir den Kopf voll haben. Wir haben aber den Kopf immer voll. Selbst den dänischen Romantikern der Gegenwart muß man nachrühmen, daß sie ein schönes Stück Leben zu schildern wissen und zwar mit einer Einfachheit und Ruhe, welche ungemein anziehend sind; bei alledem glüht in ihnen ein reiches, sprudelndes Feuer, wie bei den Skandinaviern überhaupt, unter äußerer Kälte; und darüber zieht sich hin ein poetischer Duft, wie der Duft des Meernebels über die Seen und sanften Hügelwellen Jütlands und die Inseln Seeland und Fünen mit ihren weißstämmigen Buchenwäldern, jene stillen poetischen eingefriedigten Inseln, welche eigentlich Gärten sind. Ich nenne hier nur Ingemann, C. Hauch uud Andersen. Was ist Hauch's Roman „Wilhelm Zabern" für eine prächtige und liebliche Composition! Andersen weiß das kleinstädtische Leben der Dänen trefflich zu schildern, es ist aber merkwürdig, daß sein letzter Roman „nur ein Geiger," sogleich wo er die Landzunge Dänemark verläßt, in die Unruhe, Aufgeregtheit und Krankhaftigkeit der Modernen verfällt. Diese Dänen gehören uns so gut an, wie ihrem Vaterlande, und ihr Verhalten ist eben so sittlich und keusch, wie das der englischen Romanschriftsteller. Nur in den französischen und deutschen Romanen scheint es ohne Verführungen, Verzweiflungen und sinnliche Versuchungen nicht abgehen zu können. Es sieht bei uns fast so aus, als ob es für den

Roman keinen andern Lebensathem geben könne, als den der glühenden Sinnlichkeit, als könne sich in der Weltgeschichte nichts vollenden, wenn es nicht den Weg alles Fleisches geht. Gutzkow sagte mit Recht: er wolle nicht gegen die Unmoralität eifern — weil er, wie er ironisch hinzusetzt, bekanntlich ein sehr unmoralischer Mensch sei — aber die Gattung als solche fange doch nachgerade an, sehr langweilig zu werden.

Den Edleren unter unsern compactern Romanschriftstellern, Spindler, Rellstab, Storch, Mügge, Herloßsohn, fehlt es zum Theil gar nicht an einem glänzenden Talente, aber wohl an einem großartigen Hintergrund von Land und Volk, es fehlt ihnen die öffentliche Erziehung von Jugend auf, die man bei bewegteren Staaten wie Frankreich oder einem großartigen Gemeinwesen wie England, für jedes Individuum gewissermaßen annehmen darf. Dieser Mangel hat uns auf andere Vorzüge angewiesen, auf ein geistiges Stillleben, eine innere Unendlichkeit, auf die mannigfaltige und unbegrenzte Welt der Gefühle und Empfindungen; aber er macht sich schmerzlich fühlbar, wo wir uns des bloßen Stoffes, der Thatsache bemächtigen und Gefühl und Erfindungsgabe allein nicht ausreichen wollen. Wir vermissen da Sicherheit, Tact und Geschmack, die Rückwirkungen einer großen Gesellschaft, das rasche bewußte Hineingreifen in den Gegenstand, die blitzäugige Auffassung, die Handhabung des socialen Hebels. Für die innere Schönheit, die Stimmungen zarter Seelen haben wir Empfängniß vollauf, nicht für äußere Formenschönheit. Unser plastisches Vermögen ist im Ganzen äußerst gering, wenn auch Einzelne einer vollen-

deten Plastik näher gekommen sind, als irgend ein außerdeutscher Schriftsteller. Es ist freilich bequem, einen französischen Schriftsteller halb zu übersetzen und aus eignen Mitteln eine zweite romantische Hälfte hinzuzuthun. Dann die Rettungsgeschichten, wo der deus ex machina, wie man voraussieht, schon an dem Hinterpförtchen steht und nur auf das Stichwort lauert, um in das Haus zu dringen, wo unterdeß der Teufel los ist und Frau und Kind in Todesangst schweben! Ein verständiger Mann weiß gar nicht, wozu all das Aufeinanderpacken von Zwischenvorfällen, Zwischencharacteren, Hindernissen und Schwierigkeiten dienen soll, welche nur den gewöhnlichsten Menschenverstand mit dem Schein der Wahrheit täuschen können. Alle diese Romanverwickelungen sind zu einem wahrhaften Mechanismus ausgeartet. Wo einmal eine Verwickelung eingeführt ist, können auch wohl eine zweite, dritte und vierte eingeflochten werden. Man ist einmal in der Arbeit; wie lange wird es vielleicht Zeit haben, ehe sich Stoff, Lust oder ein Verleger zu einem zweiten Romane finden! Außerdem sind dreibändige Romane bei Verlegern und Leihbibliothekeninhabern gesucht, und es ist gewiß, daß ein deutscher drei- und vierbändiger Roman das schrecklichste und anstaunenswürdigste Ungeheuer ist, was man sich denken kann.

Das Vortrefflichste im compacten Romangenre leistete ein Anonymus; der Verfasser des Virey, der transatlantischen Reiseskizzen, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. Dieser namhafte Namenlose (Follen? Seatsfield? Nach den neuesten Behauptungen Rivinus, sächsischer Consul in

Nordamerika), hat die Grenzpfähle auf dem Terrain des deutschen Romans weiter hinausgeschoben. Welch eine pralle vollblütige Darstellungskunst, wenn uns der Verf. in die Missisippi-Vegetation versetzt, mitten unter die Wunder einer jugendlich quellenden Natur und einer allein an die Natur gewiesenen Menschenwelt! Da ist der Kampf groß, andauernd und nahe die Gefahr. Wildnisse von Schlangen und Alligatoren belebt, Waldbrände, furchtbare Stürme, üppige Naturscenen, ungeheure Aussichten, Perospecte auf oceanähnliche Ströme gehen an den erstaunten Blicken des Lesers vorüber; dazu die sonderbaren Menschenracen, tollkühne Kentuckier, ernste apathische Indianer, bewegliche, tanzlustige, sanguinische Negersclaven, entschlossene Männer und zarte Frauen, und als Gegensatz die Repräsentanten europäischer Uebercultur, welche mit ihren politischen Träumereien, philosophischen Voraussetzungen und müßiggängerischen Gedanken in dies Land der Praxis und der That gekommen sind, um mit ihrem anmaßenden, halb dem feudalistischen Mittelalter, halb der constitutionellen Gegenwart angehörenden, schulmeisterlichen und naseweisen Sermon die Nordamerikaner zu langweilen und sich billigerweise belächeln zu lassen. Hier gilt es nicht die Zunge, sondern die Hand anzulegen, um zu schaffen und die mächtig wuchernde Natur im Zaume zu halten, damit sie der Menschenwelt, nicht diese ihr verfalle. Das Leben in seiner Wirklichkeit und Straffheit, wie es in diesen Romanen pulsirt, die rasche Auffassung, die gedrungene Characteristik, die lebhafte Färbung, die Einmischung gewaltiger Naturerscheinungen und Zeitereignisse, die unverzärtelte Kraft der elastischen Phantasie

stellen diesen Anonymus unter den jetzt gangbaren Romanschriftstellern leicht oben an.

Betrachten wir nun den raisonnirenden Roman und die Tendenznovelle, worin die Literatur mit der unverwüstlichen Kraft ihrer Capillarität alle die feuchten, trübnassen, spirituösen und dicköligen Säfte der Gegenwart in sich aufgesogen und mühsam mit dem Fidibus ihrer abgeleiteten Kritik in Brand gesteckt hat!

Der raisonnirende Roman und die Novelle sind ein Lieblingsmanoeuvre der deutschen Schriftsteller, um ihre Gedanken und Meinungen über Personen und Bücher, Kunst und Künstler, Musiker und Musikalien, alte und neue Zeit, Krieg und Frieden, Hitze und Kälte, gutes und schlechtes Wetter, Hunde- und Menschenleben auf die bequemste Weise an den Mann zu bringen. Das nennt man die Poesie mit dem Leben der Gegenwart vermitteln und die Fragen der Zeit, Kunst und Literatur popularisiren. Es ist wahr, wir haben in diesem Genre sehr geistreiche Arbeiten, aber wenig Kunstwerke aufzuweisen; ein Kunstwerk kann da nicht aufkommen, wo jeden Augenblick die Kritik mit raisonniren und recensiren will. Es mag auch wahr sein, daß Vieles aus der Literatur und mancher geistreiche Gedanke auf diesem Vermittelungswege in das Herz des Volkes versenkt worden ist; aber die Gedanken liegen zu zerstreut, sind zu subjectiv, werden zu sehr von dem Gegenraisonnement verdeckt und zweifelhaft gemacht, und auf der andern Seite wird der Thatsache und dem Kunstwerke zu großer Abbruch gethan, als daß man dieser Gattung einen bedeutenden Einfluß auf die Masse des Volkes einräumen könnte. Dieser Roman, diese No-

velle sind überhaupt nur für die hoch und höchst Gebildeten, hohen und höchsten Herrschaften. Ueber diesen Tendenzromanen und Zwecknovellen liegt immerdar eine gewisse Trübe und Unbehaglichkeit, welche den freien und frohen Genuß stören. Das jetzt allgemein gewordene bloße Kritteln und Mäkeln, das Hin- und Wiederreden, das Ironisiren, Persifliren und sich gegenseitig lächerlich Machen, findet zum Theil seine erste und letzte Ursach in dieser Gattung des Romans und der Novelle, die unschuldiger aussieht als sie ist. Welche erstaunenswürdigen Phasen und Stufen mußte die Novelle der alten Spanier und Italiener überwunden haben, um sich in diese breite und trefflich angelegte Muster-Landstraße der modernen Novelle auszuweiten, wo die Gestalten der neuen europäischen Welt mit Regenschirm und Spazierstock hin und wieder gehen, sich höflichst grüßen, belügen, afterreden, ennuyiren, ironisiren, satyrisiren und über Tod und Leben, Lüge und Wahrheit, Staat und Kirche, Geselligkeit und Ungeselligkeit, Selbstmord und natürliches Absterben die geistreichsten, blitzendsten und treffendsten Gespräche führen! In der Urnovelle laufen die muntern Subjecte leichten Herzens und unbepackten Buckels; in der modernen schleppen sie sich mühsam fort durch die Langweile der Gesellschaft, den Staub der Geschichte, das Kreuzfeuer der Intriguen, die Winkelwirthschaften halb verhehlter, halb kundgegebener Gesinnungen, die Müh- und Armseligkeiten des häuslich bürgerlichen oder adeligen Lebens, bepackt mit einem ganzen Bündel von Raisonnement, Reflexion, Aerger und Unlust, an dem Krückstock der Kritik oder an den Rädern des schleichenden Lebens-, Staats- und Trauerwagens hinschlotternd,

ohne rechten Genuß und ohne rechte Herzensfreude. Es ist ein Jammer, wie sich diese männlichen und weiblichen Raisonneurs in unsern Novellen herumzerren, obgleich es gewiß ist, daß sie alle sehr gelehrt, gebildet, philosophisch, elegant, ungemein anständig, zierlich, geist- und bilderreich, parabolisch, symbolisch und hyperbolisch zu raisonniren wissen. Wenn unsere Nachkommen einmal diese modernen Novellen zur Hand nehmen, so werden sie auf der einen Seite glauben müssen: wir, ihre Vorfahren, seien von Tieck's jungem Tischlermeister bis zu desselben Hund Muntsche herab ein Volk gewesen, welches aus lauter Professoren, Pädagogen, Poeten, Kunstkritikern und Musikern bestanden habe, auf der andern Seite werden sie sich nicht verbergen können, daß es kein anderes Volk gegeben habe, welches so, wie das deutsche, von allen bösen Geistern und fixen Ideen menschlicher Unnatur besessen gewesen sei. Zu welchen Seltsamkeiten das Novellengenre Einzelne schon verführt hat, sieht man an einem gewissen C. Hubert Bachoven von Echt, der in seinem romantischen Backofen einen psychologischen Roman „der Pietismus" gebacken hat, worin Cölestin den Damen eine Vorlesung über die muthmaßliche Entstehung des Menschengeschlechts hält, und beweist, daß der Mensch nicht wegen der Flöhe da sei. Zugleich ist von den Sexualien des Froschmenschen, welcher für das menschliche Geschlecht Prototypus sein soll, und einer kugelrunden Philosophie die Rede u. s. f.

So hat sich die Novelle — der raisonnirende und reflectirende Roman ist nur eine Verlängerung von ihr — eine große Peripherie gebildet, von der ihr gedrungener Kern

verdeckt wird; sie schwimmt wie ein kleines Dotter in dem breiten Eiweiß des Raisonnements und der Philosophie; sie hat sich ausgeweitet zu einer Fächerpalme mit ausgedehnt hängenden Blättern, die aber zugleich viel von der Stechpalmennatur hat, denn eine Unterlage von feinen ironischen Spitzen, auf denen sie, ein neuer Montezuma, nicht wie auf Rosen, sondern wie auf Kohlen liegt, darf ihr, wenn sie eine echte moderne Novelle sein will, nicht fehlen. Führt man uns auf das Gebiet einer solchen Novelle, so suchen wir nach ihr häufig vergebens; wir fragen uns: wo ist hier die Novelle? — Hier ist Raisonnement, Philosophie, Lebensverzweiflung, Hypochondrie, Kunst, Religion, hegel'sche Weltanschauung, nur nicht die Novelle. Man hat sie dazu umschaffen und ausdehnen wollen, daß sie ein in den kleinsten Raum zusammengezogenes Spiegelbild der formlosen Gegenwart darstelle, und von einer innerlichen Ausdehnung in die Unendlichkeit nicht der Thatsache und des Raumes, sondern des Gedankens und der Zeittiefe selbst sei. Der ganze subjective Leib des Verfassers darf sich darin abdrücken und die gesammte raisonnirfertige Zeit mit ihren Schwächlichkeiten, Unerheblichkeiten und Lächerlichkeiten darin verarbeitet werden als rechtmäßiger Nachdruck, so daß die Tagesgeschichte vor der Weltgeschichte einschrumpft, die einzelnen Menschenleben gesammte Geschlechtslebenheiten repräsentiren sollen, das einzelne Geschlecht wiederum von der gesammten Gattung und das Spezielle von der Spezies verdrängt wird. Daß sich auf diese Weise in einem so kleinen Raum nur eine unbehagliche und unerfreuliche Mißform, keine Kunstform erzeugen kann, scheint mir außer Zweifel zu sein. Ein

reines Kunstwerk darf nichts weiter beabsichtigen, als sich selbst; es ist sein eigener Endzweck; wer eine Statue bildet, darf nur an diese denken und daß sich ihre Theile mit dem Ganzen harmonisch verbinden und vollenden. Man kann der modernen Novelle, wie sie sich jetzt herausgebildet, nur einen ihr eigenthümlichen Werth zugestehen, sonst aber sagen, daß sie mehr eine Abart als eine Art der Kunst darstelle. Auf das Strenge, Edle, Erhabene und Ideale muß sie von vornherein Verzicht leisten.

Es ist wahr, Tieck hat in dieser von ihm mit Vorliebe angebauten und von einer Unzahl Schriftsteller nachgeahmten raisonnirenden Erzählungsform wirkliche Musterbilder geliefert, aber am wenigsten da, wo er es mit der Gegenwart zu thun hat. Die Charactere werden freilich bis in's letzte Glied, in's genaueste Detail ausgemalt, aber es sind Charactere, denen mehr künstliches als natürliches Blut in den durchscheinenden Adern fließt. Tieck hat einmal den Tic, so viel verschiedene, meist wunderliche Menschen auf einem kleinen Raum, etwa in einem Schlosse, zusammenzubringen, als nur immer neben einander Platz haben. Diese Personen und Persönchen pflegen sich nicht zu stoßen, sondern, so klein das Local auch ist, anständig wie Katzen um den Brei um einander herumzugehen und sich Platz zu machen; lauter sonderbare und närrische Käuze, welche wunderlichen Lieblingsneigungen nachhängen. Auch die besten unter diesen Menschen sind nicht recht gut, wie die schlechtesten auch nicht gerade schlecht sind; sie sind zum Guten wie zum Bösen zu wunderlich. Die Nachahmer gingen natürlich noch weiter als Tieck, indem sie seine Manier immer mehr

verdünnten. Man wird selten, weder in Lust noch Schmerz, im Grunde der Seele afficirt und erschüttert; jede Situation trägt die blaßblaue verblichene Schleife der flauen Gegenwart vor dem flachen Busen; man erzählt uns die schrecklichsten Dinge mit einer Gelassenheit, einer Ruhe, welche den fühlenden Leser in Empörung bringen kann. Ich bedanke mich für eine so herzlose und unempfindliche Objectivität, deren Marmorblässe sich unter allen Verhältnissen gleich bleibt! — Ich tadle hier jedoch nicht die Tieck'sche Art der Novelle an sich, sondern den Mißbrauch, den man mit ihr getrieben hat. Die kleine niedliche Form der Novelle war doch gar zu leicht zu handhaben und so bequem und die Einbildung so stark, daß sie das allein zeitgemäße Genre sei. Was mußte sich nicht der papierne Packesel der Novelle Alles aufbürden lassen, was man zu Markte führen wollte! — Die Schwächlichkeit unsrer Literaturperiode, wenn man nur nach Kunstwerken und selbstständigen Produkzionen fragt, hat mit ihr angefangen und sich bis zu uns fortgesetzt.

Wohin Tieck durch seine eigene Erfindung gerathen ist, sehen wir; er verdarb in der von ihm erfundenen Novelle, wie Phalaris in seinem ehernen Stier. Jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß seine jüngsten Novellen nur in der Sprache und der Darstellung mit seinen früheren die Vergleichung aushalten. Die Novelle ist für Tieck selbst jetzt eine ausgeschriebene Manier. Nur ist es schimpflich für das deutsche Volk, daß einer seiner berühmtesten Dichter, Kritiker und Literaturkenner, der ein langes an Resultaten reiches Leben geführt hat und in vielen Richtungen Muster ist, sich aus äußern Rücksichten veranlaßt sieht, in seiner Manier

fortzuschreiben und sein Alter selbst zu einer literarischen Arbeitstätte umzuschaffen, während der niedrigste Knecht der Literatur in Frankreich, der wie Jules Janin sein Publikum unterhalten, nicht gebildet hat, in Hülle und Fülle lebt und mit Verachtung auf ein Volk herabsieht, welches seine berühmtesten Schriftsteller wie den armen Lazarus behandelt, wie den Ulyß, der nach langen Irrfahrten vor seiner eigenen Thür bettelt oder wie einen zweiten Hiob, der sich in einer noch schmutzigern Lage befindet. Thöricht handelte aber auch Tieck, als er seiner gereizten Stimmung gegen Zeit und Jugend in seinen Novellen freien Lauf ließ; man ist verstimmt, wo man Absicht wittert, man ist empört, wo man sie undelikat ausgeführt findet. Als wir jungen Gallier in das alte Rom der Literatur eindrangen und ihm einen halb wieder verlorenen dies Alliensis bereiteten, hätte es sich für Tieck geschickt, auf seinem Senatorstuhle in all seinem Pomp gleich einem Gotte des Olymps sitzen zu bleiben und nicht nach den jungen Stürmern auszuschlagen, wie jene römische Magistratsperson nach dem Gallier schlug, von dem sie unehrerbietig am Barte gezupft ward. Stürzte sich Tieck offenbar in die Zeitdebatte, obgleich freilich viel gereizt und herausgefordert, so darf es weder ihn noch seine Verehrer wundern, wenn man ihn behandelte nicht wie einen Dichter, der durch seine Vergangenheit imponirt und Schweigen gebietet, sondern wie einen Verhetzer, der zum Wiederbellen auffordert, weil er sich in die Debatte der Gegenwart einließ. Das geschah besonders in jener Novelle voll Unnatur und Absichtlichkeit „Eigensinn und Laune," wo das Bordell eine so widerwärtige Rolle spielt. Sagt gerade heraus, was

ihr auf dem Herzen tragt, statt die Poesie oder was als eine politische Produkzion anmaßlich betrachtet sein will, mit den Ausfällen eurer Polemik zu zerrütten! Wenn alte ehrenfeste Männer das Bettzeug der Novelle verunreinigen, was soll man von den Jünglingen oder gar den Kindern in der Literatur erwarten? — Ich kann mir nicht ausreden lassen, daß die Tieck'sche Schule und Tiecks Verehrer das meiste zu der jetzt herrschenden Unbehaglichkeit beigetragen haben. Gab es doch eine Zeit, wo man den Mann des Volks Schiller und andere ehrenhafte Leute gegen einen Tieckianer nicht erwähnen durfte, ohne daß man durch ein ironisches, spitzfindiges Lächeln zurechtgewiesen und widerlegt worden wäre. Hier die Nemesis!

Henrik Steffens, gegen den ich als Anthropologen, Geologen und Universitätsredner eine innige Verehrung empfinde und der in diesen Eigenschaften für mich, als er in Reinheit und unverderbter Frische die Flitterwochen seines Berliner Lebens feierte, eine Oase in der Wüste war, hat sich wahrlich auch nicht zu beklagen, wenn ihn die Jungmannschaft von allen Seiten mit kritischen Pfeilen überschüttet hat und kein Altersgenoß sich fand, der ihm ein vertheidigendes und abwehrendes Schild vorgeworfen hätte. Ich sehe nicht ein, warum diese Herren mit Gewalt Belletristik treiben und sich so geflissentlich der Polemik aussetzen! Denkt Steffens nicht daran, daß unter seinen zuhörenden Jünglingen ein Dutzend angehender Schriftsteller befindlich sein könnte? daß jetzt jeder Student Belletristik treibt und über ein belletristisches Buch eine Recension zu verfassen im Stande ist? Inneren Drang, die Sehnsucht, ein Kunstwerk

zu schaffen, war es schwerlich, was Steffens vermochte, seinen Roman „die Revolution" zu schreiben; es war eine Absicht, ein polemischer Kitzel, Aerger, welcher sich Luft machen wollte. Nun kommt Gutzkow, rechnet ihn mit Minckwitz und Jacoby unter die Don Quixote der Literatur und wirft ihm vor: die jüngere Richtung habe durch ihn gelernt, gegen das Zeitalter als solches zu polemisiren, über die Gegenwart zu grübeln, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin, ohne Arzt zu sein. Wirklich: ein offenes, ehrliches Geständniß von Gutzkow, wodurch ich meine Ansicht, daß diese raisonnirende Gattung der Novelle und des Romans eine krankhafte Mißform und vom schädlichsten Einfluß gewesen sei, unterstützen kann.

Ganz dieselbe Polemik finden wir in Bührlen's Roman „der Flüchtling" wieder. In Tiecks Novelle concentrirt sich die Thätigkeit der Liberalen und Revolutionärs um ein Bordell, in Steffens „Revolution" begeht Adrian noch ärgere Dinge, im „Flüchtling" stecken sie eine Mauthwohnung in Brand! — Bührlen's Roman erschien vor zwei Jahren. Wer kennt ihn, wer spricht von ihm? Dergleichen Erscheinungen überwältigt und beseitigt die Gegenwart, aber die Nachwelt kann sie schon darum nicht brauchen, weil sie keine Kunstwerke sind und, was den Zeitinhalt betrifft, in falschen Lichtern spielen. Eine gewisse Trübe und Schwere, die man nur fühlt, ohne sie sich erklären zu können, liegt fast über allen Romanen, welche in der jüngsten Zeit geschrieben und von einiger Bedeutung sind. Selbst

W. Alexis „Haus Düsterweg," macht durchaus keinen stärkenden erhebenden Eindruck; eben so wenig die Mehrzahl der Sternberg'schen Novellen, und zwar schon darum nicht, weil darin so viele blasirte, zerrissene und aristokratische Charactere geschildert werden, welche nie und nirgends stärken und erheben können. Weniger ist das der Fall mit Immermann's „Epigonen," in denen schon die offen hervortretende Entschiedenheit und Characterfestigkeit des Verfassers, abgesehen von den vielen einzelnen Vortrefflichkeiten, ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die polemisirende Kritik der Jüngern hat mit Immermann als einem mannhaften Character stets eine ehrenvolle Ausnahme gemacht, obgleich er, von seinem vornehmen Standpunkt aus, sich viel mit den Gespenstern von literarischen „abgerissenen Betteljungen" beschäftigt; wären nur Immermann's Herz und Talent reich genug, sie zu kleiden, zu speisen und zu wärmen, aber auch Immermann fröstelt stark, auch Immermann muß betteln gehn, bald bei Shakspeare, bald bei Göthe, dem er seine Fiammetta urkundlich abgeborgt hat. Man sieht übrigens ein, daß bei einer solchen Gemüthsverfassung zwischen der älteren und jüngeren Linie der Literatur keine Annäherung, keine Verständigung, keine billige Anerkennung möglich ist. Es ist doch wahrlich auch von jener Seite nichts so Ungeheures, so Geniales, so Neues und Ueberwältigendes geschaffen worden, daß man demüthig auf das Gesicht fallen und die Herren Nabobs der Literatur stillschweigend verehren müßte! Welche Arroganz läge in dieser ganz unbegründeten Forderung! Es sind doch immer nur einzelne Glanzlichter, welche uns in ihren Produkzionen anziehen, häufig so-

gar überraschen und eine Weile fesseln. So auch bei Willibald Alexis. In kleinen malerischen Novellen ist er wahrhafter Meister. Es lassen sich deren mehrere anführen; ich nenne hier nur die Novelle „Herr von Sacken." Welch ein vortreffliches spannendes Genrebild ist „der Vater im Schnee!" Ohne Ironie erscheint Alexis stets bedeutender oder wenigstens liebenswürdiger als mit ihr. Die Ironie läuft über den Körper eines Romans wie Gänsehaut und Fieberfrösteln; es ist eine Seltenheit, wenn sie, wie etwa in desselben Schriftstellers Novelle „der Fluch des Mauren," den Character der Großartigkeit annimmt.

Mitten in den Zeitwirren, auf der äußersten Linken, befindet sich E. Willkomm, der Herausgeber der dramaturgischen Jahrbücher, mit seinen „Civilisationsnovellen" und „Europamüden." Man kann sagen, daß die junge Zeitrichtung in ihm ihr Aeußerstes erlebt, ihren extremsten Ausdruck gefunden hat, den sie naturgemäß finden mußte, um über sich selber nachdenkend stille zu stehen und sich zu vollenden. Man kann wirklich sagen, daß seitdem ein Wendepunkt eintrat, der nicht als bloßer Zufall erscheint. Was für Willkomm bezeichnend ist und günstige Resultate verspricht, ist die Gährung, worin sich sein Talent befindet, jene chaotische Verwirrung, woraus sich Welten niederzuschlagen pflegen, wenn der ordnende Verstand es bis zur Lichtschöpfung bringt. Willkomm ist voller Ursprünglichkeit, weshalb auch in seinen verfehltesten Characterbildungen viel Naivetät liegt. Willkomm forcirt sich nicht, wie es den Anschein hat, er schafft frei aus sich heraus, er ist wesentlich produktiv und sein Irrthum könnte nur der sein, daß er seine Charactere für Nach-

bilder wirklichen Lebens hielt, was sie keinesweges sind; sie sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, worin die Extreme und Verirrungen der Zeit in ihren entgegengesetzten Polenden und auf ihrer Polhöhe nachgewiesen werden sollen. Ich finde in seinen Romanen vieles, was mit meinen Ansichten von Form und Zweck eines Kunstwerks und wahrer Character-schilderung nicht übereinstimmt, aber ich liebe das Feuer seines Gemüths, das ungehemmte Sprudeln seines rastlos thätigen Gedankenlebens und die Ehrlichkeit, womit er so vielen ironisirenden und diplomatisirenden Versuchen scharf gegenüber tritt. Seine „Byronnovellen," wovon schon Proben vorliegen, dürften ganz dazu geeignet sein, seinen sprudelnden und gährenden Geist abzuklären und zu beruhigen. Wo sich eine so große Menge Schriftsteller ausgestrebt und ausgelebt hat, oder im Ausleben begriffen ist, wendet man das Auge seiner Hoffnung gern den jungen Sternen zu. Willkomm hat auch den Versuch gemacht, die Eigenthümlichkeiten der Grenz- und Gebirgsvölker Böhmens in kleinen Bildern darzustellen. Volksscizzen, wie Carleton uns von den Irländern gegeben hat, sind sie darum noch nicht, aber sie könnten ihnen bei dem unbezweifelten Talente dieses Schriftstellers nahe kommen, wie sie dieselben an Reichthum der Gedanken und Ideen bereits übertreffen, wenn es Willkomm über sich vermöchte, der Zeittrübungen und Zeitforderungen, die ihn jetzt noch überwältigen, und seiner Nervengereiztheit Herr zu werden. Warum martern und quälen sich unsere Schriftsteller überhaupt so ausschließlich in dem aufreibenden Leben und der flauen Gesellschaft großer Städte ab? Warum versenkt sich keiner in die Nation selbst,

da wo sie noch am reinsten, ungemischtesten und ursprünglichsten erscheint? Walter Scott und viele andere englische Dichter genossen das Leben in der Hauptstadt nur als Delicateßwaare. Seine Iren möchte Deutschland wohl auch haben, es fehlt uns nur ein Carleton, der sie porträtirt.

In der letzten Zeit hat F. G. Kühne in seinen „Klosternovellen" das geschichtliche Factum mit der Debatte, die er, wie ein venetianischer Nobile seinen Dolch unter dem schönen Mantel der novellistischen Einkleidung verbirgt, zu verschmelzen gesucht. Der Fortschritt, den Kühne in diesen Klosternovellen gethan, ist jedenfalls bedeutend. Seine „Quarantäne im Irrenhause," wenn auch an geistreichen Partieen nicht arm, war immer doch nur eine Quarantäne, abgehalten im Vorhofe des Irrenhauses der Dialectik, wo die Qual zum Vergnügen und das Vergnügen zur Qual gereicht. Indeß befindet sich in dieser Quarantäne eine Figur, der wahnsinnige Prediger Faigenheim, welche dem Verfasser erbeigenthümlich zugehört. Faigenheim repräsentirt die Tollheiten des Materialismus, obgleich er in seinem Wahnsinne auch viel verständiges Zeug zu Markte bringt. Solchen Personificationen, die eine Polemik in weitem Faltenwurfe einhüllen, begegnen wir auch in den Klosternovellen. Kilian Maurus, der Teufelsspuker, ist eine solche Figur. Schade, daß er nur auftritt, um wieder zu verschwinden; das Drama dieser merkwürdigen Person fehlt im Buche, wir haben nur seinen Prolog. Ein Engländer würde auf eine so tiefsinnige Figur nicht gerathen sein; hätte er sie aber erfunden, so würde er sie auch wirksamer benutzt, weiter durchgeführt und mehr in den Vordergrund gebracht haben. Da man Kühne

häufig mit den Männern des jungen Deutschlands in Verbindung gebracht hat, so ergreife ich hier die Gelegenheit, auf diesen Roman als die am sinnigsten durchgeführte, reinlichste, zarteste und an historischen Characteren reichste Produkzion aufmerksam zu machen, welche aus diesem Kreise hervorgegangen ist. Es ist nur zu wünschen, daß sich Kühne seinen Standpunkt nicht verrücken und in diesem ihm vorzüglich zusagenden Genre das Productive in ihm fortwirken läßt. Man wird Einzelnes in der Construction des Ganzen tadeln können, Fehler, die bei einem zweiten aus einer Idee empfangenen Romane leicht zu vermeiden sind; aber man wird dadurch, und am wenigsten durch Verunglimpfungen, die aus der Luft gegriffen sind, ein Werk mehrjährigen Dichtens und Trachtens, welches die Grundlage historischer Studien hat, nicht widerlegen noch vernichten können. Ich wüßte nicht, wen man noch mit Wärme vertheidigen sollte, wenn nicht einen Schriftsteller, der dem Publikum gegenüber noch ehrlich genug ist, in seinen Produkzionen gründlich zu sein. Allerdings ist der durchlaufende Faden in dieser Produkzion die Darstellung der Zerrüttungen, welche die Ascese in den Gemüthern und das starre klösterliche Gesetz in den äußeren Verhältnissen anrichten, aber es ist in der Construction ein Bruch bemerkbar, indem sich plötzlich historische Charactere und Situationen so übermächtig hervordrängen, daß der novellistische Stoff stillschweigend seinen Rückzug nimmt. Es ist nur individueller Geschmack, wenn mich der historische Theil des Romans inniger angesprochen hat, als der novellistische Grundstoff. Der Jude Thomassin, offenbar eine freie Handzeichnung, ist eine vortreffliche Figur; so

der König Heinrich, sein Freund Sully, der Königsmörder Ravaillac, dann die Volks- die Gerichts- und Hinrichtungsscenen — es ist wahrhaft lächerlich und zu lächerlich um noch maliziös zu sein, wenn man den Werth dieser Darstellungen, wie geschehen ist, mit der Phrase widerlegen will, das habe Gott, nicht der Verfasser gedichtet! — Was bliebe uns da wohl noch übrig! Und als ob es nicht die wahre Aufgabe des Dichters und Künstlers sei, Gott, dem Urdichter und Urbildner, nachzudichten und nachzubilden! —

Eigenthümlich in ihrer Manier sind L. Schefer, S. Wiese und E. Duller. Wenn ich mich in Schefer's Romanen ergehe, so komme ich mir vor wie ein Spaziergänger in einem Urwalde; bald hier bald dort hindert mich vielverflochtenes Schlingkraut, eine mächtige Baumwurzel, wucherndes Farrnkraut, Gebüsch und Gestrüpp. Ueberall aber allgegenwärtiges Leben der Natur, Frische der Vegetation, Blumenfülle und Duft der Blüthen, welche in vollen Trauben niederhängen! Und um die Blüthen kosen die Schmetterlinge, schwirren die Brillantkäfer; der Thau glitzert, wo ein Sonnenstrahl den Zugang findet; schlanke Eidechsen schlüpfen durch hohen Graswuchs; hier fliegt ein Geier kreischend auf, dort steigt die Lerche in Liebeszuckungen wirbelnd empor oder ein Spottvogel macht sich lustig über den einsamen Wanderer. In dieser vegetativen Pracht hat Schefer Manches von Jean Paul, aber es ist in Schefer zu viel verwilderte, struppige, unbändige Vegetation; der durchsichtigen und geebneten Wege giebt es eine zugeringe Zahl; man muß sich hindurchhauen und arbeiten; aber die anmuthigen Erscheinungen, die sich rechts und links während des Wan-

derns in mannigfaltigem Wechsel darbieten, das lebendige Treiben bunter Insecten und Würmchen am Boden und der nach oben geöffnete Wald, welcher den Anblick eines immer klaren Streifens von Himmelsbläue gewährt, erleichtern den Gang und belohnen einigermaßen die Mühsal. Schefer's Romantik ist so wild, schauerlich, regel- und zügellos wie eine uncultivirte Vegetation, aber auch eben so großartig und unschuldig. Den unklaren Sigismund Wiese möchte ich mit einer wilden Gebirgsgegend vergleichen, von schroffen Formen, dunkelspaltig, über und durch einander geworfen, zerrissen von vulkanischen und neptunischen Mächten; dazwischen donnernde Lawinen, verderbliche Bergstürze, schäumende Cascaden über einander rollender Gedanken, wenig Vegetation, meist Knieholz; mystische unheilbrauende Nebel überall, welche die Formen, die nur hier und da zackig und verbrannt hervorragen, verhüllen und mächtiger erscheinen lassen als sie sind. Im Gegensatze zu diesen Schriftstellern, an denen alles zu Knoten und Knorren verwachsen ist, vergleiche man einmal eine Tieck'sche Novelle, etwa den jungen Tischlermeister, die glatte und reinliche Kunststraße. Da giebt's nirgends einen Holper, nirgends einen Ruck; da ziehen sich an beiden Seiten duftige und blumenreiche Wiesenflächen hin, ohne Unterbrechung, bis an den fernsten Horizont, so daß man mit jeder einzelnen Partie wohl zufrieden sein darf, aber nach stundenlanger Fahrt der Abwechselung wegen einmal einen Ruck, einen Holper herbei wünscht, und statt der Wiese nebenan etwas Anderes sehen möchte, etwas Fremdartiges, Seltenes, was nur nicht Wiese ist. Duller wühlt sich gern in geschicht-

liche Stoffe ein. Auch in ihm glüht eine heiße Lavaader, welche sich alle Augenblicke aus dem Krater seiner Romane hervorwälzt und wie geschmolzenes Metall an den Seiten herunterläuft. Der Krater brennt nie aus, er dämpft sich nur, um zu einem neuen Ausbruch Kraft zusammeln, und die Detonationen sind andauernd. Die Geburt seiner Romane erfolgt in keinem regelmäßigen Zusammenhange, sondern stoß= und ruckweise und von schneidenden Wehen begleitet. Duller ist eben so wenig zu einer klassischen Ruhe gediehen, wie Schefer und Wiese, aber er saugt sich nicht so fest wie jener an die eigene Empfindungswelt, noch wie dieser an unpraktische philosophische Schulbegriffe an, welche in der Individualität des Verfassers in einen wüsten Knäuel zusammenlaufen. Das geschichtliche Object schützt ihn vor offenbaren Verirrungen, an die er indeß zuweilen nahe anstreift.

Mit einem allerliebsten Mährchen, „Gockel, Hinkel und Gackeleia," beschenkte uns der sarkastische Einsiedler, Clemens Brentano, der Verfasser der vortrefflichen populär gewordenen Erzählung vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, welche in ihrer rührenden und ergreifenden Einfachheit ganze Bände von Romanen aufwiegt; und Gaudy mit venetianischen Novellen, meist muntre, joviale Burschen von blitzendem Auge und sauber gekräuseltem Haar, die es sich unter Gottes italienischem Himmel wohl sein lassen. — Der eigentliche komische Roman hat bei den Deutschen lange brach gelegen. Was von Humor in uns lag, wurde von dem heimlichen Gifte der Ironie zerfressen und konnte späterhin unter den überwältigenden trüben Einflüssen der Zeit nicht

aufkommen. Von jener gesunden Komik und Humoristik, welche die Pickwickier und Capitán Marryat's Romane zu einer so kräftigen, gemüthlichen und nahrhaften Speise machen, sind in Deutschland jetzt nur geringe Spuren zu bemerken. Bei Saphir, der sich selbst einen Humoristen nennt, schlägt der Humor in einen oberflächlichen, mit Worten spielenden Witz und schillernde Redefloskeln aus; er reicht bei ihm wie bei seinen Nachahmern, die noch hier und da einen Zipfel an dem Sargtuche der Journalistik festhalten, höchstens zur Vergötterung oder Bespöttelung eines Theater- und Concertabends hin. Diese seichte Nahrung hat den Geschmack des Publikums gräßlich verwüstet und die Leseseelen für allen Ernst unempfänglich, für alle ehrenhafte Gesinnung untauglich gemacht. Bei allem unsern Hange zum Witze haben wir in jüngster Zeit nicht einen einzigen witzigen Roman hervorgebracht. Vielleicht ist die Zeit jetzt gekommen, wo ein echt humoristisches Talent sein Glück machen könnte. Humor und Komik thun uns redlich Noth, um uns aus diesen zerschmetterten, trüben, dumpfen und feindseligen Zuständen zu erlösen; aber zum echten Humor gehört eine gesunde Stimmung, eine Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, die wir nicht mehr besitzen. Mundt fand unter den Engländern einen größeren Vorrath von Gemüthlichkeit, als unter den Deutschen. Man darf nicht nach England reisen, um diese für uns betrübende Erfahrung zu machen, man darf sich nur in den Romanen der Briten umsehen und man wird sich gestehen müssen, daß darin eine Gutmüthigkeit herrscht, die in unserm Blute jetzt ein fremder Tropfen ist. Der Zornengel des maliziösen Witzes und der Ironie hat uns

von diesem Paradiese des Humors vertrieben, weil und seitdem wir um unsere Unschuld gekommen sind. Der feinspürige Gutzkow witterte, daß etwas in der Luft liegt, was ein Bedürfniß nach dem komischen und humoristischen Genre anzeigt, und er schrieb seinen „Vater Blasedow." Witzige Combinationen finden sich darin, selbst manche treue Copie, welche das Leben trifft; aber die Gutzkow'schen Erfindungen in diesem Romane sind doch nur mit dem Unterröckchen des bloßen witzigen Verstandes bekleidet, nicht mit dem schönen Ueberwurf poetischer Herzensstimmung.

Dieses Allgemeingut von Witz ist besonders von unsern Reiseschriftstellern benutzt und abgenutzt worden. Es ist unglaublich, wie witzig man in solchen Reisetagebüchern nicht ist, sondern sein möchte und sich anstrengt zu sein. Man fliegt auf Eilposten dahin, speist in aller Eile auf der Poststation table d'hôte, und wo man einige Zeit verweilt, hat man entweder Geschäfte, oder besucht die Noblesse, wenn man zu ihr Zugang findet, vielleicht auch das Theater, einen Garten, wo sich die vornehme Welt versammelt, sieht das Volk höchstens, wenn es dem Reisenden oder der Reisende ihm auf die Nase fällt, und nun setzt man sich hin und beschreibt Land, Stadt und Volk, als ginge das nur so. Das nennt man jetzt, Land, Stadt und Volk „ausbeuten." So weit haben es unsere verständigen Landskinder doch schon gebracht, daß sie über Mauguin's und Odillon Barrot's Vorträge in der Deputirtenkammer schöne Characteristiken schreiben, ohne die Kammer besucht zu haben oder auch nur fertig französisch zu verstehen. Es ist die göttliche Divinationsgabe der Modernen, die uns zu der Möglichkeit dieser

Unmöglichkeiten verhilft. Eine große Anzahl von Reisenden hat sich den berühmten Weltgänger Pückler Muskau, der allerdings ganz unterhaltend schreibt, zum Muster genommen, besonders die adligen. Früher reisten adlige Herren wohl auch, aber diese würdigen Vorfahren verstanden nicht, deutsch zu schreiben und ihre Paar Gedanken auszudrücken. Jetzt ist das alles anders. Man führt ein leidliches Tagebuch und der Wunsch, sich zierlich gedruckt zu sehen, ist so verlockend; Geld hat man, wenn auch nicht wie Heu, doch hinlänglich, um Papier und Druck zu bezahlen, oder besser, es findet sich ein Verleger zu den flüchtigen Bemerkungen, den Briefen von jenseit, den muthmaßlich treffenden Schilderungen, den viel versprechenden Küchenzetteln, den gesammelten Anekdotchen und bestandenen Abenteuerchen. Nun ist der Herr Fürst, Graf oder Baron ein gemachter angesehener Schriftsteller, der, wie es in den Literaturblättern heißt, von Geist, Kenntnissen und Witz übersprudelt; er hat sich glücklich zum Druck, zur Censur, in die Literatur und die Lesewelt gebracht — endlich in das Reich der Vergessenheit, welches bekanntlich das größte auf Erden ist und mit unstillbarem Hunger ganze Reiche, Völker und Perioden verschlungen hat, ohne sie je wieder von sich zu geben.

Ein würdigeres Feld ist neuerdings in den Charakteristiken angebaut worden. Im Gegensatz zu der im Ganzen vorherrschenden Gehässigkeit und Feindseeligkeit hat sich bei Einzelnen eine achtungswerthe Neigung für Persönlichkeiten und ein Verlangen, ihr Innerstes zu belauschen, ihren Schicksalen nachzudenken, ihren Einfluß auf die Umgebun-

gen und die Geschichte selbst und von diesen auf sie zurück zu bestimmen und die gewonnenen Resultate biographisch zu verarbeiten, bemerkbar gemacht. Der treffliche Schweizer Zschokke hat über Jochmann Worte von goldenem Klang hören lassen; Z. Funck gab dankenswerthe Beiträge zur Lebensgeschichte T. A. Hoffmann's, F. G. Wetzel's, Devrient's und Iffland's, Bacherer politische Charactere in seinem Salon deutscher Zeitgenossen; aber am eifrigsten, ausschließlichsten und glücklichsten hat sich auf diesem fruchtbaren und anmuthigen Terrain der Menschenbeobachtung und Menschendarstellung Varnhagen von Ense bewegt. Dieselbe liebenswürdige Neigung finden wir bei den Meisten wieder, auf welche er influirt hat, bei Mundt, Kühne, selbst Gutzkow. Mundt entwarf ein treffliches auch sprachlich gelungenes Lebensbild von Knebel; seine Darstellung des Fürsten Pückler Muskau befriedigt wenig, schon der geschilderten Persönlichkeit wegen, deren Originalität sich in die Reit- und Reisesucht und einen gewissen aristokratischen Freimuth verflüchtigt; es kostet Mundt unendlich viel Mühe, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus eine einigermaßen geistreiche Behandlung möglich war; der Hauptfehler der Arbeit beruht darin, daß weniger der Fürst, als Mundt selbst, und der Fürst auch nur in Mundt'schen Reflexen wiedergespiegelt wird. Einen großen, alle Gefühle und Empfindungen aufregendeu Stoff behandelte Mundt in seinem Buche über Charlotte Stieglitz; Mundt mag mit seinem nur menschlichen Deutungs- und Fassungsvermögen Vieles in falschem Lichte gesehen und sich gedeutet haben, aber mit Unrecht wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er der Zeit selbst einen zu großen Einfluß

zugestanden habe. Charlotte hat in der That ein echtes sociales Drama mit ihrem Manne durchgelebt und tragisch beschlossen, welches in der Art, wie es stattfand, sich anlegte, steigerte und mit der tödtlichen Katastrophe abschloß, nur in unserer Zeit, unter den statt gehabten Umgebungen und am ehesten in der preußischen Hauptstadt sich ereignen konnte. Nur wer den Dingen nicht auf das Herz sieht, wird die That der merkwürdigen Frau, nur wer am Factum und seinen nächsten Umgebungen hängen bleibt, Mundt's Darstellung für verwerflich halten. Wenigstens sind einzelne Partieen in dem Buche, worin sich Mundt's Liebenswürdigkeit glänzend bewährt; geistreiche und blühende Reflexionen finden sich, welche dem Biographen so Niemand und er sich selbst schwerlich je in dieser poetischen Fülle nachschreiben wird; endlich ist die Katastrophe mit wahrhaft ergreifender Darstellungskunst behandelt, deren Wirkung im Leser lange noch nachzittert. Wenn ich mir Mundt's liebenswürdigste Seite vorstellen will, ruht mein Blick am liebsten auf seinem Buche über Charlotte Stieglitz. Seitdem ist ihm manches Fremdartige angeflogen und angedrängt worden, was seiner deutschen Natur ganz offenbar widerspricht. Kühne hat in seinen männlichen und weiblichen Charakteren einzelne treffliche Proben seiner Characterisirkunst abgelegt und gesammelt. Ein poetisch elegischer Hauch zeichnet sie vorzüglich aus. Kühne vertritt überhaupt die elegische Seite in der jungen Literatur; selbst sein Witz ist scharf ausgepreßte Citronensäure der Wehmuth; Kühne hat überall viel Gemüthlichkeit, wo man seinen innersten Neigungen nicht nahe und die dumpfe Gemeinheit ihm nicht gegenüber tritt.

Die seinen Arbeiten eigene schmerzlich wehmüthige Färbung zeigt sich auch da, wo er Persönlichkeiten aufzugeben sich gezwungen sieht, oder wo er als Priester des Verstandes schöne rein menschliche Illusionen dem unerbittlichen heißhungrigen Gotte des philosophischen Begriffes opfert. Mit Schmerz sieht er die christlichen Symbole und den Glauben daran hinschwinden und mit Schmerz wird er ein Apostel der Skepsis, deren Bilder- und Glaubensstürme er dadurch vergüten zu können glaubt, daß er die Lehre vom Gottessohn dahin deutet: die Menschheit selbst sei der wahrhafte Gottessohn. Als ob man das religiöse Mysterium für die philosophische Auslegung aufgeben und an dem Einen nothwendig zweifeln müßte, um das Andere glauben zu können! Oder als ob nicht im christlichen Cultus allein noch ein Gegenhalt gegen die überhand nehmende Corruption des menschlichen Geschlechtes läge, dessen Glauben sich nur auf das zu beschränken anfängt, was in und auf der Hand liegt — Geld und Geldeswerth, Gewinn, Erfolg, das Facit, das Fabricat!

Die Memoirenliteratur liegt in Deutschland noch ziemlich brach, obgleich die Meinung für sie im Ganzen eine sehr günstige ist. Memoiren sind für die Geschichtschreibung, was die kurze Waare im Handel, das Journalwesen in der Literatur. Der Memoirenschreiber liefert nur Stückwerk, einzelne zerstreute historische Blöcke, der Geschichtschreiber bildet aus diesen verschiedenen Werkstücken ein zusammenhängendes Kunstwerk und ordnet die Blöcke pyramidalisch zu einem Bau, welcher seine Spitze, seine Grundfläche, seine genau abgemessenen Seiten und Winkel hat. Jener liefert durchbrochene Arbeit, dieser eine Arbeit aus dem Ganzen, indem

er zugleich aus einer Reihe geschichtlicher Ereignisse das Resultat zu ziehen weiß. Die Memoiren sind besonders wichtig in einer Zeit, wo die Intrigue und das diplomatische Verfahren so ausgebildet sind, daß wir nur durch die damit näher Vertrauten in die geheimen Machinationen des Staatslebens eingeführt werden können; wichtig zugleich als Beiträge zur Sitten-Cultur- und Menschengeschichte. In dem wenig offiziellen Deutschland, wo man so außerordentlich empfindlich und übelnehmisch ist, hat die Memoirenliteratur nie recht gedeihen wollen. Die Deutschen sind ein Volk von Geheimschreibern und packen ihre Lebensacten am liebsten in Archive, wozu nur das betreffende Individuum den Schlüssel hat. In jüngster Zeit sind wir mit einigen Schriftsteller- und Gelehrten-Memoiren beschenkt worden. Zerlegen wir Begriff und Art eines deutschen Gelehrten, so werden wir finden, daß er einmal jung war, das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, sich entweder durch nichts Hervorstechendes oder durch Genie bei wenigem Fleiß oder durch unerhörten Fleiß bei wenigem Genie, aber am seltensten durch beides zugleich auszeichnete; man wird finden, daß er in jungen Jahren verliebt gewesen, im vierzehnten Jahre spätestens deutsche Verse machte und sie in Begleitung von Blumensträußen an seine Geliebte gelangen ließ, daß er nebenbei noch ein Ideal von einer Geliebten im Sinne hatte, zu deren Ritter er sich träumte und die ihm unaussprechlich zugethan war, die er in der Vorstellung aus Feuersnoth und Wassergefahr errettete und die ihm endlich an der Schwelle seiner Anstellung und des kirchlichen Altars aus Dankbarkeit und unstillbarer Liebe ihre Hand reichte — natürlich nur in

der Vorstellung; man wird finden, daß er als Student entweder duckmäuserte, von Collegium zu Collegium lief, die Bibliothek frequentirte, eine Masse Conceptpapier verschrieb und auf die Dogmen seines Lieblingsprofessers Leib und Seele verschwor, oder daß er als trefflicher Bursch renommirte, sich herumbalgte auf und außer dem Fechtboden, den Biercomment verstand, einer Landsmannschaft oder einer andern Genossenschaft sich zuordnete und allerlei weltreformirende Träume und Pläne im Busen mit sich herumtrug, um endlich, am dritten Stadium seiner Laufbahn angelangt und im Hafen der Ruhe eingelaufen, als Lehrer, Privatdocent oder Docent an einer Universität seine idealistischen Träume mit den Collegienheften zugleich zur Seite legen. Darauf wird studirt, docirt, mit einigen gelehrten Gesellschaften correspondirt, polemisirt und zuweilen an einem auf gemeinsame Kosten veranstalteten Abendbrot oder Mittagessen Theil genommen. Bücher verfaßt man so viel als möglich, denn die Bücherverfassung ist von den Verfassungen, die wir in Deutschland haben, die beste; und wenn der Tod kommt, so kommt er bei Einigen zu früh, bei Andern zu spät, je nachdem man noch ganz, oder nur halb oder gar nicht mehr lebte. Ausnahmen davon giebt es, z. B. daß Einer eine Zeitlang Diplomat war oder bloßer Schriftsteller geworden ist; aber im Ganzen braus't sich auch bei diesen der schäumende Cataract der Lebenswoge sehr bald ab, um sich in der Tiefe als ruhiger See zu sammeln, den kaum noch ein Lüftchen kräuselt. Selbstbekenntnisse gaben in jüngster Zeit Varnhagen von Ense, E. Münch und F. Laun heraus. Ein naives und anziehendes Schauspielermemoire haben wir von Costenoble,

mitgetheilt in Lewald's allgemeiner Theaterrevue. — Andere verarbeiteten einzelne Lebenserfahrungen und Ereignisse in der Form von Genrebildern, wie A. Lewald, dessen Styl eben so anmuthig, wie seine Schilderung lebendig und anschaulich ist.

Ueber die eigentliche poetische Produkzion, wie sie sich jetzt gestellt, wäre viel zu sagen. Da ich jedoch Gelegenheit habe, über den gegenwärtigen Zustand des Drama's und der Lyrik an einem andern Orte mich ausführlich auszusprechen und ich mich nicht allzudeutlich wiederholen will, so werde ich hier in aller Kürze verfahren und nur Einzelnes als Ergänzung jener umfassendern Aufsätze andeuten. In Betreff des Drama verweise ich besonders auf den zweiten Band von Mundt's Dioskuren, wo ich dasselbe Thema schon einmal behandelt habe.

Wie vortrefflich die Schauspielkunst als Kunst von unsern Bühnendirectionen gepflegt wird, weiß jedes Kind; unsre Regieen sind bekanntlich nur dazu da, um den klassischen Sinn im Volke, den Sinn für das Ernste, Große und Erhabene zu nähren und die ungeheure eingerissene Geschmacksreinheit zu unterhalten. Es ist nicht zu sagen, bis zu welcher Hingebung sich die Directionen aufopfern! Die Kunst geht ihnen über Alles, selbst über das tägliche Brot! Die Herren Regisseure können nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, ohne über das Heil der dramatischen Kunst nachzudenken oder davon zu träumen. Wenn sich ihr linker Fuß noch im Bette befindet, stehen sie mit dem rechten so gut wie auf der Bühne. Die jungen Talente, sowohl Componisten wie dramatische Dichter unterstützt man wahrhaft ver-

schwenderisch — man sieht noch gar nicht ein, wo das hinaus soll! Selbst wenn das Drama eines jungen Dichters oder das erste Werk eines Componisten nicht aufführbar wären, aber doch von Talent zeugten, kennt die Bühnenverwaltung in ihrer Großmuth keine Grenze. Nicht etwa, daß sie einen Fonds für junge Talente gegründet hätte, um sie in der Produkzionslaune zu erhalten, oder daß sie zu demselben Zwecke Preise und Accessite aussetzte — ganz und gar nicht! das hieße, die jungen Talente an ein verschwenderisches, bequemes Leben gewöhnen oder den Fonds zu Gehaltzulagen und Gratificationen für angenehme, bald trotzige bald nachgiebige, in allen billigen Aufträgen und Forderungen willfährige Sängerinnen und Tänzerinnen schmälern — aber man gewährt ihnen freien Zutritt zu den Vorstellungen, und selbst dann, wenn und wo es nicht geschieht, ist das Motiv weise und väterlich; man fürchtet, daß die jungen Dichter und Componisten durch zu häufigen Theaterbesuch ihren Geschmack verderben und sich in Ansichten verlieren möchten, die dem klassischen Geschmacke der Regie zuwiederlaufen; man will an ihnen orginelle und selbstständige Bühnendichter erziehen, wie sie das Theater gar nicht anders brauchen kann.

In der hitzigsten Periode meiner Theaterpolemik verfaßte ich einmal ein Sonett, welches ich hier mittheilen will. Das Sonett trägt die Ueberschrift:

## Raupach.

Dem Hündlein gleich beschnubbern und beschnaufen
Mußt End' und Anfang du der Weltgeschichte

Zu deiner Dramen bühnlichem Gedichte,
Weil Stoff drin liegt in groß und kleinen Haufen.

So sagt' er sich, und sieh, die Hohenstaufen
Hat er beschnubbert, daß er sie vernichte
Mit seiner Jamben donnerndem Gewichte
Und all den Reimen, die mit unterlaufen.

Wie muß der Zorn im Wörterflusse branden!
Wie saus't der Wind der Phrase durch das Laub, ach!
Verschlungner Redekränz' und Wortguirlanden!

Wie fällt herab der Schäum' und Träume Staubbach!
Wie muß sich der Begeistrung Strom versanden
An dieser Sand= und Klippeninsel Raupach!

Indeß hat Raupach Recht! Die Bühne will einmal nur Producenten; Talente, die sich nicht nach den Coulissen strecken und beschneiden lassen wollen, weis't sie von sich. Wäre kein Raupach da, so wäre wahrscheinlich ein Anderer da, der die Sache nicht besser machte als Raupach und vielleicht nicht einmal vermögend wäre, eine Tragödie wie Isidor und Olga zu componiren oder die Hohenstaufen wenigstens in ihrer äußeren pomphaften Erscheinung dem Publikum vorzuführen. Wer sich einmal der Bühne widmen will, muß sich ihr mit Haut und Haar verschreiben und hat auf das beste Theil seiner Individualität keinen Anspruch mehr. Raupach schlägt all unsere Polemik nieder mit dem kostbaren Geschirr, von dem er speis't, mit dem Gute, das er sich in Schlesien käuflich erworben hat. Gegen solche Gründe seiner Vortrefflichkeit können die Gründe der schlagendsten und gerechtesten Kritik nicht aufkommen.

Das Schlimmste dabei ist, daß der Geschmack des Publikums in eine immer größere Stumpfheit verfällt und lange

nicht mehr auf der Höhe steht, wie zur Zeit der vagabundirenden Bühnen im vorigen Jahrhundert, wo *Shakspeare* der Liebling des Publikums war und der Hamlet öfter gegeben wurde, als jetzt das Quodlibet Fröhlich oder das Haus der vier Temperamente; daß der Sinn für die hohe Bedeutung der Schaubühne, für Ernst, Hoheit und Würde, ja für die Sittlichkeit selbst furchtbar untergraben wird; daß aus dem jungen Geschlecht der Schauspieler, die ihre Rolle im gesellschaftlichen Umgange glänzender durchzuführen wissen als auf der Bühne, keine wahrhaften Künstler hervorgehen können, weil sie seit Müllner und Houwald bis auf Raupach und Halm herunter, an die leichteste, faselhafteste Declamation und an characterlose Rollen gewöhnt sind, die kein psychologisches Verständniß, kein tieferes Eindringen in ihren nicht existirenden Geist, keine Aufregung und höchstens eine körperliche Begeisterung und Anstrengung in Anspruch nehmen. Möchte auch hier und da ein Theater sein, etwa in Stuttgart, Dresden oder München, oder das Hofburgtheater in Wien, welches von der Bühnengerechtigkeit eines Drama's weitherzigere Begriffe hat, so sind wieder Verhältnisse anderer Art vorhanden, welche den besten Willen beschränken, gefangen nehmen, kreuzen und unwirksam machen.

*Ludolf Wienbarg* hat in einer scharf gedachten und vortrefflich ausgeführten Recension über *Halm's* Griseldis nachgewiesen, daß Stücke wie die von *Halm* gelieferten nicht bloß den Geschmack irre leiten, sondern auch die Sittlichkeit gefährden. In der That! hinter dieser engelgleichen Unschuldsmiene brütet der Teufel der modernen Unsitte, die Kraftlosigkeit, das Schönthun mit bloßen Phrasen, das Hohl-

wesen, die Herzenskränklichkeit, der Kitzel raffinirter Qual, die hinschmachtende Weichlichkeit! Diese Helden, aufgestutzt und aufgeputzt mit den Flittern hohltönender moralischer Floskeln, in den fliegenden Pompmänteln nichtssagender Verse, die mit Katzen= und Hasenfellchen verbrämt und gefüttert sind, quälen ein Weib fünf Akte hindurch zur Probe, zur Lust, und stehen zuletzt nur da gefoppt wie ein dummer Ehemann in einer Comödie, während die poetische Gerechtigkeit nach blutiger Rache schreit! Wie verwirrt Raupach des angenehmen Qualspectakels wegen die Begriffe von Sitte und Unsitte, Tugend und Untugend in seiner „Schule des Lebens." Dieser junge brutale Prinz im Stück, ein Scheusal, der ein gutes braves Weib bis auf's Blut der Seele martert, um sie sich für seinen Hausstand und zur Sclaverei zurechtzusetzen, wie religiös, wie nett biblisch, wie sentenzenreich declamirt und radotirt er nicht! Wirklich! eine schöne „Schule des Lebens" für Parterre, erste und letzte Gallerie, die hier zur Schule gehen! Was die Bühne mit ihren Mitteln sein könnte und was sie ist! Eine Stätte könnte sie sein der Belehrung, der Veredelung, der Erhebung, eine Bildungsstätte der Menschheit, eine Erweckerin großer Leidenschaften und Gedanken, eine Pflegeschule der Dichtkunst und der Dichter! Aber so arg ist es mit ihr bestellt, daß man in Frankreich die allgemeine Entsittlichung ihr auf's Gewissen geschoben hat! Und sind wir etwa besser daran? Hörten wir nicht auch in Deutschland von den Brettern der Bühne herab jene französischen Frivolitäten und Nuditäten, sahen nicht auch wir die Gräßlichkeiten und Scheußlichkeiten des Melodrama's? Sind nicht auch unsere Originaltrauerspiele

von Müllner's „Schuld" bis zur „Griseldis" herab Geburten der Unnatur, der Geschmacklosigkeit, der raffinirten Grausamkeit, der Verweichlichung, selbst der Verworfenheit? — In der Wüste unserer Bühnendramen seit Schiller macht Heinrich v. Kleist durch Natur, Einfachheit und Unschuld vielleicht die einzige rühmliche Ausnahme, welche um so größere Anerkennung verdient, da sie eben Ausnahme ist. Auch Grillparzer hat sich, seitdem er die Verirrungen in der Ahnfrau überstanden, in seinen Bühnenstücken dem Klassischen zu nähern gesucht.

Das wahre Drama pflanzt sich jetzt nicht mehr auf der Bühne fort, sondern im Buchhandel. Hierher gehören Immermann's bessere Produkzionen, Hauch's „Tiberius" und „die Belagerung von Mastricht," Georg Büchner's „Danton's Tod," J. Mosen's „Heinrich der Finkler" und „Cola Rienzi," Uechtritz, „die Babylonier" u. A. Auch in des verstorbenen Grabbe Produkzionen blickt hinter allen Verzerrungen und krampfigen Zuckungen das blitzende Auge der wahrhaft tragischen Größe hervor, groß und offen, wie das Auge eines Hektischen. Man hat uns eingeredet, ein Drama sei nichts ohne die Bühne. Aber man wird mir doch zugeben müssen, daß ein echtes Drama dasselbe Kunstwerk bleibt, das es ist, auch ohne bühnliche Aufführung und freilich auch leider ohne den Erfolg der Bühne. Als ob Aeschylus und Sophokles nicht verdienten gelesen zu werden, weil ihre Stücke nicht mehr zur Aufführung kommen! So schätzt man jetzt Alles nach dem äußeren Erfolge ab! Es gab in Deutschland eine Zeit, wo das Drama eben so gesucht und gelesen war als jetzt der Roman, und mich dünkt, die

Zeit könne wieder kommen. Fichte setzte sich in seiner studentischen Jugend einmal hin, um ein Trauerspiel zu schreiben, weil die Waare von den Verlegern am meisten gesucht und am besten honorirt werde. Freilich lag es im Interesse der überhand nehmenden Romanschriftsteller, der eigentlichen Fabrikanten und Despoten in der Literatur, jede andere Gattung als die ihrige dem Publikum zu verdächtigen und in Mißcredit zu bringen. Doch muß man zugeben, daß es selbst den Besten unserer dramatischen Dichter an der Kunst fehlt, die Charactere scharf in ausgeprägtester Eigenthümlichkeit von einander abzusetzen und in der Sprache alle die Nüancen und Lichter anzuwenden, welche die Charactere und Situationen erfordern — die Kunst, zu individualisiren, wie sie Shakspeare vor Allen verstanden hat.

Auf einigen Bühnen sind auf höhern selbst diplomatischen Betrieb gewisse Dramen, die zu unsern besten gehören, von der Aufführung ausgeschlossen. Aber nicht die „Räuber," nicht der „Wilhelm Tell" werfen revolutionäre Stacheln in's Gemüth, sondern eben jene Dramen des modernen Raffinement, worin man gequält, bei lebendigem Leibe geschunden und gefoltert und trotzdem gelangweilt wird. Wer noch einen Funken von Naturkraft in sich spürt, ist nach der Aufführung dieser frevelhaften Dramen in der Stimmung Karl Mohrs, da er ausruft, daß er den Ozean vergiften möchte. Man wälzt allerlei blutige Gedanken im Gehirn umher, man knirscht mit den Zähnen gegen die Bande und Ketten, die uns an eine so schlechte, langweilige Menschheit fesseln, wie sie so eben vor unsern Blicken aufgerollt worden, man möchte die Welt reformiren, und wer weiß, wohin eine Stim-

mung wie diese den Menschen bringen könnte, fühlte man sich nicht zugleich außerordentlich zum Schlafe aufgelegt, der nach der Aufführung dieser Dramen allerdings sehr fest und den Umständen nach erquickend zu sein pflegt. Unsere ältern klassischen Dramen behandelt man fast nur wie Reliquien oder wie Heiligenbilder, die man an bestimmten Feiertagen aus einer gewissen Ehrfurcht und frommer Gewohnheit ausstellt; oder ein tüchtiger Künstler wünscht, sich einmal wieder in einer großen characteristischen Rolle zu zeigen, wie er sie in keinem Bühnenprodukte unserer mitlebenden Dramen- und Füllstückschreiber vorfindet. Die Coulissengerechtigkeit ist das höchste Kriterium der Herren Regisseure, der gelehrten und klugen Geheimräthe bei der Bühnenverwaltung, die sich nicht schämen, den Dichter selbst zu hofmeistern. — In der letzten Zeit ist das Conversationsstück übermächtig geworden. Da geht Alles sehr gemüthlich, reinlich, und abgesehen von versteckten Spitzen der Frivolität, sittlich zu, oder vielmehr anständig, im Sinne der vornehmen Gesellschaft. Es ist ein aristokratisches Element darin, etwas, was Manschetten trägt, bei dem Tanzmeister sein Compliment gelernt, und Haare und Taschentuch mit wohlriechenden Wassern und Pomaden getränkt hat. Diese Conversationsstücke gehen Hand in Hand mit moralisirenden Dramen, welche sich nur als eine Verlängerung der Iffland'schen Moral und Spießbürgerlichkeit darstellen. Man hat uns diesen Spuk wieder aufgeweckt und dadurch bewiesen, daß sich Alles im Leben wiederholt. In diesen Stücken kommt die haute volée häufig genug übel weg; man will natürlichere, freilich auch weinerliche Zustände; das Raffinement

und die Sucht der Modernen zu speculiren, werden hart mitgenommen; auf dem Lande allein weilt die Unschuld; die zärtlichen Täubchen, die gackelnden Hühnchen, die wedelnden Hündchen, die munteren Füllchen, wie rührend! In diesen bürgerlichen und conversationell moralischen Schaustücken ist die Moral eben auch nur ein Schaustück, oder ein grämlicher Landprediger, der den Bauern verbietet, in den Krug zu gehen und nach einer mühseligen Arbeitswoche sich einen vergnügten Sonntagabend zu machen. Wie anders wirkt die große Sittlichkeits- und Gerechtigkeitslehre in der Historie, in den Dramen Shakspeare's oder Schiller's, die sich an die Historie und das Urewige in der Menschheit anklammern, nicht an diese vorübergehenden Formen der schwächlichen Gegenwart, gegen deren Nichtigkeit man nur durch Auffassung des Unvergänglichen in der Menschengeschichte den Prozeß führen und gewinnen kann; sie steht da wie der Zornesengel mit dem Gottesschwerte, der die Schuldigen aus dem Paradiese treibt! Jene Dramen voll Sentiment und weinerlicher Gewöhnlichkeit werden, wie der alte Mohr in den Räubern, zum zweiten Male, d. h. wahrhaft sterben müssen. Das ist, in allerallgemeinstem Umrisse, unsere Bühne! Censeo Carthaginem esse delendam! Cato hatte doch Recht. Man muß nur der Aufregung nicht müde werden, so wenig wie Cato im römischen Senat und der gegenwärtige König Dan in Irland.

Die Lyrik ist in Deutschland ein nationales Element, ein Naturlaut, der uns angeboren ist, ein Trost in unserm Schmerz, ein zwangloser Ausbruch unserer Freude. Keine Dichtgattung entspricht unsern subjectiven Stimmungen mehr

als die des Liedes; daher unsere Neigung zum Gesange, zum musikalischen Elemente, zur Composition, weiterhin sogar zur Instrumentalmusik, die bei uns durch Haydn und Beethoven so zart und empfindungsreich ausgebildet wurde, daß sie an die Stelle der menschlichen Stimme treten konnte. Die Leiden während und nach dem dreißigjährigen Kriege sind von Flemming, Fr. v. Spee, Weckherlin, Opitz und Andern versungen worden. Wir haben Spinnstubenlieder, Jäger=, Soldaten=, Handwerksburschen=, Studenten= und Gesellschaftslieder, wie sie in dieser Absonderung nach Ständen und Geschäften schwerlich irgendsonstwo zu finden sind. Im Liede erscheinen wir am reinsten, ursprünglichsten, unserer Natur gemäßesten. Wie könnte die Kritik je unserm Uhland und Chamisso etwas anhaben? Oder soll ich noch Rückert, Lenau, Anastasius Grün, Wackernagel, Mosen, Schwab, Gaudy und andere nennen, welche die lyrische Blüthe der deutschen Nation darstellen? Man würde kaum in der Aufzählung von Namen ein Ende finden, wenn man erst angefangen hätte. Selbst in der Malerei hat sich eine lyrische Stimmung festgesetzt, besonders unter den Düsseldorfern, deren Held, selbst Despot Uhland ist. Die Düsseldorfer stimmen Alles, was aus Dur geht, zum Mollton herab, und selbst in ihre Historien und Landschaften legen sie subjective Stimmungen; sie sind die Lyriker und Elegiker in der Malerei, der Ruhm ihrer Schule begann in der Historie mit dem trauernden Königspaare Lessing's und in der Genremalerei mit den trauernden Lohgerbern Schröder's. Woher schreiben sich unsere lyrisch=elegische Stimmungen, als weil uns allen gewisse Felle weggeschwommen sind? —

Die Sentimentalität der deutschen Nation ist überall ausgelöscht, nur nicht in der Lyrik, in der Malerei und der Musik. In der Letzteren spukt sie noch zum Entsetzen. Unsere Componisten sind fast ohne Ausnahme hysterische, kränkliche, weichliche und sentimentale Weiber oder liebessieche Jünglinge, welche ihrer Geliebten ein Ständchen bringen und vor Schmerz und Sehnsucht vergehen wollen. Mit diesen Componisten ist es gar nicht mehr auszuhalten; das Sterbe- und Armesünderglöcklein ist das einzige, was sie anschlagen, um unsere Mannheit zu Grabe zu läuten. Eben an dieser Vorliebe für das sentimentale Lied ist die deutsche Oper gestorben, und wenn uns Halm einen Schiller wohl oder übel ersetzen muß, so ersetzen uns einige Dutzend niedlicher und sentimentaler Liedercomponisten einen Gluck, Beethoven und Mozart. Das Weichliche und Weibliche ist es durchaus, was unsere Zeit characterisirt und zu Falle bringt. Und man soll den Repräsentanten, Beschützern und Förderern dieser Weiblichkeit und Weichlichkeit noch das Wort reden! Laßt doch sehen, wohin das bisher so stolze, freie und starke England gelangen wird, seitdem die Frauen ihre Meetings halten und von Herrn Vincent haranguirt werden! Glücklicherweise sind die verständigen englischen Frauen klug genug, erst ihre Männer frei haben zu wollen, weil davon, wie sie meinen, ihre eigene Freiheit abhängt!

Die Trübe und Schwere unserer gegenwärtigen Literaturperiode hat sich auch in der letzt vergangenen Zeit unsern Lyrikern mitgetheilt. Lenau schmäht in Vers und Reim auf das von Alters her angefeindete Volk der Recensenten, das an sich unglücklich genug ist, um dieser schön gereimten

Angriffe entbehren zu können; und der treffliche Freiligrath singt: „der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch," und: „das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!" — Wann ist je dergleichen erhört gewesen? In einer gesunden natürlichen Zeit gewiß nicht, aber wohl zu einer Zeit, die, wie jetzt von Heine geschieht, die Poesie selbst zu einer Apotheose der Liederlichkeit gemißbraucht hat! Was sagen meine Freunde dazu, Ferrand und Karl Beck? Jener ein so liebenswürdiger Dichter wie Character, aller Verstellung baar, einfach, herzlich, ohne Prunk und Selbstsucht, den Wirren der Zeit fremd, seinen Sympathieen innigst hingegeben! Dieser ein auf der Sturmfluth schäumender und rauschender Bilder „fahrender Poet," der die Schmerzen und Leiden unserer Zeit auf sein junges Haupt genommen, freisinnig wie Anastasius Grün, und pathetisch wie Schiller — ist es nicht halbwege auch mein Thema, wenn er in seinen Nächten singt:

Himmel! du bist alt geworden,
Ohne Macht ist dein Gericht!
Weiche Herzen kannst du brechen,
Aber Ketten brichst du nicht!

Es lassen sich dazu auf der „Orgel der Phantasie" unendlich viel Variationen spielen, Hirtenstückchen und Todtenklagen, nur keine Sinfonia eroica, in welcher man die ganzen und vollen Töne streichen und nur die halben dulden würde. Wir müssen uns wie Hamlet auf das schmachtende Flötenspiel verlegen; die Griffe dazu sind bald eingelernt.

Wie es mit dem Anbau des Epischen jetzt steht, weiß Jedermann, obgleich gerade in jüngster Zeit einige Versuche

darin gemacht worden sind, welche an Gedankenschwere, Ernst und Inhalt weit über Schulze's bezauberter Rose und Cäcilie stehen. Schulze war der Epiker der Restaurationsperiode und es wäre der Rede werth, zu untersuchen, ob er nicht unter dem Symbol der bezauberten Rose die bezauberte Rose der Freiheit verstanden hat, um die so viel schönes, jugendlich rosenrothes Blut auf den deutschen Schlachtfeldern dahin geflossen ist. Ich glaube, daß ungefähr zu derselben Zeit Eberhard sein Idyll „Hannchen und ihre Küchlein" zusammengesetzt hat. Es ist ein erhabener Gedanke, wenn sich die Poesie auf den mit Ingredienzen allerlei Art reich gesegneten Hühnerhof verirrt und Alles um Einen herum flattert, kräht und gackert, wie auf dem Hofe des Pastors Schmidt in Werneuchen. Darüber sind wir jetzt freilich hinaus. Leider ist aber auch von den letzten epischen Versuchen keiner ein wahrhaftes Heldengedicht. Anastasius Grün's „letzter Ritter" ist ein Romancencyclus und J. Mosen's „Ahasvar" mehr lyrisch, als episch; Lenau vermischt Drama und Epos in seinem Faust, wie Meißner ehemals Roman und Drama, und in seinem „Savanarola," an vortrefflichen Einzelheiten reich, spuken die Einflüsse der reflectirenden Gegenwart und heben, wenn auch nicht den Begriff des Kunstwerks, doch den reinen Genuß auf, den man vom Kunstwerk haben soll. Insofern entspräche Rückert's „Rostem und Suhrab" mehr den Forderungen, die man an ein dichterisches Werk stellt, nur daß wir daran kein nationales Epos haben, sondern ein persisches Mährchen, mit der wunderbaren Beweglichkeit, Kühnheit und Formen = Mannigfaltigkeit ausgestattet, welche

der Sprache Rückert's eigen sind und Erstaunen abnöthigen.

Im Ganzen stellen sich Lyrik und Epik unter den abspannenden, zum Nachgrübeln und Brüten auffordernden Einflüssen der Zeit so, daß man zwar durch eine Menge feiner Bezüge, poetischer Anschauungen und inhaltreicher Gedanken einigermaßen entschädigt wird, aber den heiteren Eindruck eines Kunstwerkes schmerzlich vermißt; es sind meist nur künstlich aufgeführte Werke, keine aus einem einheitlichen Bewußtsein entsprungene Kunstwerke. So auch in der Malerei. Die Werke der düsseldorfer Schule, vielleicht die von Lessing und Hildebrandt ausgenommen, drücken meist nur Stimmungen, keine Gesammtstimmung aus, und zwar die trüben Stimmungen elegischer Weltanschauung; es sind Werkstücke mehr als Werke. Alles will jetzt sein lyrisches Müthchen kühlen; wirklichen Muth haben nur die Meister der Münchner Schule, Cornelius, Schnorr, Kaulbach, die auch in der religiösen Malerei den Character des Epischen festhalten — Muth besonders, weil sie dem Geschmacke einer ganzen Zeit Trotz bieten. Ich gestatte mir hier, einen Ausspruch meines Bruders Rudolf aus seinen „Münchner Jahrbüchern für bildende Kunst" anzuführen. „Man spricht gegenwärtig," heißt es in seiner Abhandlung über Schnorr, „so viel von Poesie in der Malerei, ohne doch recht zu wissen, was man damit eigentlich will, und stellt sich prüde bei symbolischen, zumal nackten Figuren, nicht minder wie bei Darstellungen wirklicher Handlung. Wir mögen lieber die Poesie oder die Philosophie der Geschichte, als die Geschichte selbst; unser unhistorisches Zeitalter ist in

einem zu überreizten und überspannten Zustande, als daß es für die geschichtliche That, für das Wirken leidenschaftlicher Kräfte und für unmittelbare Erscheinung festlicher Heiterkeit Sinn und Antheil haben könnte. Es giebt eine Poesie der Freude, des Reichthums, der Fülle und Mannigfaltigkeit, wie es eine Poesie der Trauer, der Armuth und der Beschränkung giebt."

Nun noch einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Tageskritik, der Journalistik und den Belletristenstand als solchen! — W. Alexis nennt in seinen Selbstbekenntnissen, welche im letzten Jahrgange der Penelope mitgetheilt sind, den verstorbenen Wilhelm Neumann den letzten Kritiker. W. Neumann hat immer zu den Lieblingsfiguren der Berliner schriftstellernden Tory's gehört; er ist als Recensent ihr Ideal, über das hinaus sie kein höheres Muster sich denken können; er war ganz in ihre Ansichten eingewachsen, ihr beredtes Organ, der Sprecher im Oberhause des literarischen Berlins. Die Liebe der Berliner zu ihm ist daher sehr wohl begründet; er war wenigstens ihr letzter Kritiker. Aber die Kritik hat keine Norm und kann keine haben; sie ist so gut wie Literatur und Zeit der Bewegung und Veränderung unterworfen; wie könnte sie den Bedürfnisien der Zeit Trotz bieten, und deren veränderte Stellung in unveränderter Form überdauern wollen? — W. Alexis sagt selbst: es gäbe eine Kritik, höher als jede; das sei der Erfolg. Dieser Ausspruch, der freilich der Kritik selbst Hohn spricht, hat etwas Wahres, und wir wenden ihn zu Gunsten der von W. Alexis mißachteten Kritik der letzten Jahre an, indem ihre Verirrungen und Einseitigkeiten zwar nicht ab=

zuleugnen sind, aber zugleich der Geist, aus dem sie hervorging und der sie beherrschte, ihr einen glänzenden Erfolg sicherte. Ich habe ihre Art und Wesen schon weiter oben zu characterisiren gesucht. Im Allgemeinen sprach sich ihr Character dadurch bezeichnend aus, daß sie eine Produkzion nicht an sich noch als einen Abdruck des produzirenden Individuums betrachtete, sondern als eine Erscheinung der Zeit selbst, und daß sie nachforschte, was in ihr den Forderungen der Zeit entsprechend oder nicht entsprechend sei. Unter dieser veränderten Gestalt der Kritik hat die reine produktive Literatur allerdings gelitten; dagegen trat sie jetzt mehr und mehr als Richterin über die *Gesinnung* des Schriftstellers auf; sie wurde eine Vehme, welche den Boden der Literatur unterminirte und ihre Freischöppen in die Journale aussandte, um die politischen Meinungen der alten und jungen schriftstellernden Herren vor ihr Gericht zu fordern. Allerdings hat sie auf eine unbillige und ungerechte Weise selbst über Gefühle, Herzensempfindungen und unschädliche Ueberzeugungen ihr Verdammungsurtheil gesprochen; ich leugne auch gar nicht ihre Auswüchse und ihren Terrorismus; ich behaupte nur, daß diese junge Kritik, ihrem *Grundwesen* und ihrer *Tendenz* nach, die einzige war, welche den veränderten Bedürfnissen und Anforderungen der vielfach bewegten Zeit genug that; was aber *seiner* Zeit genug thut, hat zugleich *aller* Zeit genug gethan und ist Moment der Geschichte und des Bildungsganges der Nation geworden. Trat doch das Verlangen des Publikums offen hervor, daß der Kritiker seine politische Meinung kund gäbe, um zu wissen, woran es mit ihm sei und wessen zu ihm es sich zu ver-

sehen habe. Es fand sich eine ersichtliche Vorliebe für Recensionen ein, welche an sich einen Inhalt hatten, und für Recensenten, welche in ihrem Berufe ihre Individualität und Gesinnung frei walten ließen. Haben die älteren Herren Literaten die Neigung des Lesepublikums benutzt und Novellen und Romane, hundert für einen, selbst unter der Firma Walter Scott, mit dem Wünschelrüthchen ihrer Phantasie hervorgezaubert, so sollten sie denn doch bedenken, daß die Literatur jetzt wesentlich ein Brotfach geworden ist und daß die jungen Kritiker ihre Semmeln und Kuchen aus einem zeitgemäßen Teige bereiteten, um den Wünschen der resp. Kunden zu entsprechen. Es steht den älteren Herren Literaten eben so frei, die Kritik nach Herzenslust von ihrem Standpunkte zu betreiben und zu sehen, wie weit sie damit in der Theilnahme des Publikums gelangen und fortschreiten werden. Warum überließen sie jenen das Schlachtfeld, da sie doch nicht etwa zugeben werden, daß sie sich als geschlagen anerkennen? Wer seines Rechtes sich bewußt ist, kämpft für sein Recht, und wenn er es nicht thut, giebt er sein Recht freiwillig auf. Trägheit und Vornehmheit können Gründe dafür sein, daß man seinen Zorn zurückhält und seine Ueberzeugung des Bessern verschweigt, aber es sind offenbar schlechte Gründe. Wenn man daher mit der Kritik in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Lanze zu brechen hat, so hüte man sich, daß nicht ein anderer schwer gewappneter Ritter dazwischen springt und den Stoß abparirt, die Zeit selbst, deren Pflegekind jene ist.

Lessing! Welch ein Mann! wie umfassend an Gelehrsamkeit, wie muthig und unerschrocken in der Bekämpfung

religiöser und literarischer Vorurtheile! wie furchtbar im Niederreißen! wie erhebend im Aufbauen! ein Heros des Gedankens und der Sprache zugleich, der, wo wir höchstens Marmorkügelchen des Styles und der Gedanken ballen, um uns damit wie Knaben zu necken, ganze Felsblöcke von gediegenem deutschen Korn dem Gegner an den Kopf schleudert! Unsere Marmorkügelchen sind aber häufig so angeschmutzt, daß ein ehrlicher Mann sie nicht anfassen darf, ohne sich die Hand zu verunreinigen und sein Kleid zu beflecken; Lessing wußte die Katapulte der Gedanken und die Blöcke des Styls, die er damit schleuderte, sauber und rein zu halten. Von den Ruinen, die er um sich aufgeschüttet, konnte er auf den Tempelbau seines Nathan zeigen als auf ein Specimen seines religiösen Glaubens und Fühlens. Die Formen der Religionen hat er darin eine der andern gleich gesetzt oder unentschieden gelassen, welcher der Vorrang gebühre, aber er hat darin gegen den Cultus als solchen nicht polemisirt! Er hat darin den menschlichen Genius nicht als das goldene Kalb aufgestellt, das man verehren müsse! Er wußte in den Kämpfen mit den beschränkten, fanatischen und trotz ihrer Dummheit eingebildeten Orthodoxen seiner Zeit wohl zu unterscheiden, was die Nothwendigkeit des Bestehens in sich trage und was nicht. Betrachtet unsere mitlebenden Skeptiker! Bauen sie mit der einen Hand auf, während sie mit der andern Hand niederreißen? Sie sagen, sie streifen nur das Vergängliche vom Christenthum ab, während sie uns das Ewige an ihm lassen. Dies Ewige besteht aber nur in den Consequenzen eines philosophisch gebildeten Zeitalters überhaupt, und die griechischen Philosophen waren

im Grunde eben so weit. Ich finde aber nicht, daß sie gegen den Cultus als solchen geeifert hätten, sie waren dazu zu feinfühlend, zu human, zu religiös und vernünftig. Durch das, was Lessing bestehen ließ, durch das was er zerstörte, durch das was er an eigenen neuerfundenen Schönheitsgesetzen, vielseitigen Produkzionen und Gedankenschöpfungen hinzuthat, ist er unser Wohlthäter und Begründer der neuen literarischen Ordnung geworden. Man glaube doch ja nicht, daß der ein Wohlthäter der Menschheit sei, der nur bezweifelt, nur polemisirt, nur vernichtet, zerstört und als Ersatz einen anmaßlichen Gottesdienst predigt, den die Menschheit gegen sich selbst auszuüben hat. Die Selbstsucht ist eben die Krankheit unsrer Zeit, die alle Selbstverleugung und damit jede große That unmöglich macht — und man befördert sie noch und preist ihre systematischen Beförderer als Retter der Menschheit und Verkündiger des Heils!

Was würde Lessing sagen, wenn er aus seinem Grabe sich erheben und das Wirrsal, worin sich die Dinge jetzt umhertreiben, mit seinen Ansichten und seinem scharfen Seherblicke von damals betrachten und messen könnte? Oder wenn er jetzt geboren würde, welchen Weg würde er einschlagen, welchen Bildungsgang durchmachen, wie sich vollenden und wo stehen bleiben? Jedenfalls sind die immensen gelehrten Kenntnisse der Herren von ehemals für uns ein Ding der Unmöglichkeit, es sei denn, daß wir uns ganz außerhalb der Zeit stellten und die Theilnahme an ihr einer gelehrten, für unsre Zeit relativ einseitigen Bildung zum Opfer brächten. Was sollen wir nicht Alles sein? Sprachen-, Natur- und Geschichtskundige sollen wir sein, eine Einsicht sollen

wir haben in den Kern der politischen Institutionen einheimischer und auswärtiger Staaten; was seit Lessing in der politischen und literarischen Welt irgend Erhebliches geschehen ist, davon sollen wir Kenntniß haben und uns mit Allem, was um uns her geschieht, bezweifelt, geschrieben, ausgedacht wird, auf vertrautem Fuße erhalten. Und was ist seit Lessing nicht Alles geschehen, bezweifelt, geschrieben, ausgedacht worden! In Deutschland allein mehrere große philosophische Systeme, die sollen wir in uns aufgenommen haben; in Frankreich mehrere politische Systeme, theils theoretische, theils praktisch ausgeführte, die sollen wir kennen gelernt und Alles gelesen haben, was darüber geschrieben steht; dazu die Revolutionen, Weltkriege und parziellen Aufstände, dazu Byron und Walter-Scott, die Parlementsverhandlungen, Pitts, Canning's und Brougham's Parlaments- und Gerichtsreden, Victor Hugo, die Sand, die Lehren der Saint-Simonisten, die politische Doctrin Chateaubriands, die philosophische des Ballanche, in Deutschland die romantische Schule, Tiecks Novellen, Willibald Alexis, Gutzkow, Mundt, Steffens, die vielen Zeitungen und belletristischen Journale, spanische, portugiesische, italienische, altdeutsche Literatur, selbst dänische, schwedische, russische und morgenländische Dichter, die fortlaufenden Erscheinungen der Zeit, die hundert und mehr Brochüren über den Erzbischof von Cöln, die münchner und düsseldorfer Bilder, die Lyriker, die Opern, Symphonien und Oratorien von Mozart bis Felix Mendelssohn herab, Kenntniß der Eisenbahnen, der Dampfschiffe, der neu erfundenen Heil- und Lehrmethoden, der Diplomatie — schwindelt euch nicht? klagt ihr noch über die Ungründlichkeit der

Modernen? oder meint ihr nicht, daß eine Zeit kommen wird, die sich nur auf das nächst Liegende beschränkt sehen und uns als Colosse wundersamer Gelehrtheit anstaunen wird? Zehn Jahre häufen jetzt schon die kenntnißwerthen Gegenstände zu Gebirgen an, die wir erklettern und durchforschen müssen, um nicht der Einseitigkeit beschuldigt zu werden. Ihr alten gelehrten Herren! bedauert, aber verdammt uns nicht, wie wir diejenigen nicht verdammen aber bedauern wollen, welche aus der gegenwärtigen Jungmannschaft einer neuen Zeitbildung entgegenreifen! Sie werden uns in der Kenntniß und dem Verständniß des Nächstliegenden eben so voraus sein, als, wie ich glaube, wir euch voraus sind, und in vielen Dingen eben so hinter uns zurückgeblieben sein, als, wie ich glaube, wir hinter euch. So bereitet sich aus den Erfahrungen der Alten und Jungen zugleich die Weltgeschichte; man muß sich nur zu verständigen wissen. Wir sind eben nur das, was wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen sein können. Lessing, mit seinem beweglichen, für den Fortschritt enthusiasmirten und die Thorheiten der Zeit rasch und scharf auffassenden Geiste, würde sich, lebte er jetzt, ohne Zweifel dem Strome der Zeit überlassen, ihrer Fragen und Debatten sich bemächtigt und sich möglichst an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Grundgelehrt würde er schwerlich geworden sein. Vielleicht hätte er sogar mit manchem politischen Stürmer ein und dasselbe traurige Schicksal gehabt. Jedenfalls wäre jetzt nur ein modificirter Lessing denkbar. So sehr kann die Zeit der Menschen Richtung und Bestimmung ändern!

Jede gesunde, bis in ihr Innerstes hinein mit poeti-

schem Marke erfüllte Zeit bedarf der Kritik nicht und kennt sie nicht. Die Poesie in ihrem Naturstande lebt ohne Aufsicht, wie ein ungebändigtes, aber frisches und muthiges Kind, in dessen Spielen oft tiefer Sinn und hohe Offenbarungen verborgen liegen. In solchen Zeiten strömt der Quell der Poesie rasch und voll, man freut sich der lebendigen Strömung und daß sie so blitzt und funkelt und die Blumen und Fruchtbäume am Ufer so rein wiederspiegelt; man untersucht nicht, aus welchen mineralischen, salzigen und erdigen Bestandtheilen der Quell gemischt ist. Die Kritik thut sich auf, wenn die Literatur zu einer so ungeheuren Masse angewachsen ist oder anzuwachsen droht, daß mit dem wuchernden Fleisch zugleich die Sünde sich einfindet und zunimmt, das Gesetz der Schönheit verletzt und das Ebenmaß im Körper der Literatur durch das Abmagern einzelner Gliedmaßen und das krankhafte Anschwellen anderer gestört wird. Die Kritik erzeugt sich in solchen Augenblicken wie von selbst aus einem allgemeinen Bedürftigkeitsgefühl und hat in ihrer Machtvollkommenheit das Recht, zu sondern, zu sichten und zu lichten und aus der Betrachtung vorhandener Kunst- und Musterwerke wie ihrer Vergleichung Regeln zu schöpfen, nach denen sie das Schöne und Gute anzuerkennen und das Häßliche und Schlechte zu verwerfen und zu verdammen hat. Die Literatur der Alten mußte bereits sehr an Breite gewonnen und eine Menge von Gattungen, Formen und Stufen durchlaufen haben, als Aristoteles, und noch mehr, als der detaillirende Quintilian auftrat, denn die Kritik gebiert sich nur aus der vergleichenden Betrachtung einer Masse von Erscheinungen. Je dürfti-

ger an Umfang eine Literatur, desto dürftiger die Kritik; je massenhafter eine Literatur, desto selbstständiger und in das Leben der Literatur selbst eingreifend die Kritik. Man kann sagen, daß sie sich hauptsächlich da an den Körper der Literatur ansetzt, wo diese mit faulen und unreinen Säften behaftet ist; aber sie hilft das Ungesunde verzehren und ist gegen ihr eigenes Gift Gegengift; sie ist wie die Perle, von der man sagt, sie sei ein Produkt der kranken Muschel, oder wie der Gallapfel, der als eine krankhafte Ausschwitzung erscheint. Die Kritik hat eben eine solche Seelenverwandtschaft mit der Tinte, wie der Gallapfel.

Da keine Literatur massenhafter und unübersehlicher gerathen ist, als die deutsche, auch keine in so viele verschiedene Gattungen aus einander gegangen und so viele Formen durchlaufen ist, endlich keine neben dem Musterhaftesten so viele Verirrungen vom guten Geschmack, so viel dem natürlichen Urtheil und dem gesunden Menschenverstande Zuwiderlaufendes, so viele Sünden, so viel Wüstes, Rohes, Gesinnungsloses, Talentloses und bloßes Fabrikat aufzuweisen hat, kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Kritik in Deutschland eine bedeutende und fast selbstständige Rolle spielt, und ein reicheres geschichtliches Leben offenbart, als in irgend einer andern Literatur. Damit hängt aber das Entstehen von einer Menge Journale für Literatur und Kritik genau zusammen.

Ueber dem Sumpfe unsrer dermaligen Journalliteratur brütet zwar ein Geist, aber nicht der Geist Gottes, und was er hervorbringt, sind hier und da kleine Basilisken, scharfe und schneidende Gedanken mit spitzigem Schweif

und tückischem Auge, oder junge Frösche, welche lyrisches Geschrei erheben, Sommertags-Abends, wenn sie sich verliebt oder zu viel getrunken haben, weiterhin Wasserschlangen, welche lieblich glitzern und flunkern und wenn man sie mit der Hand faßt, leicht hinausschlüpfen, auch wohl hypochondrische, zerrissene, melancholische, schlurrende und schnurrende Unken, dann Wasserkäfer, Infusorien, Pilze — kleine Gedanken, Theater- und Büchherrecensionen, Aphorismen, Notitzen, Miscellen und Spielwaaren ähnlicher Art. Eine Menge Journale entstanden in letzter Zeit nur um wieder zu verschwinden; andere fristen ihr Dasein aufs kärglichste, sie treiben wohl auch Wegelagerei und strecken ihre unsaubern Hände nach Correspondenzen, Erzählungen und literarischen Aufsätzen aus, welche der Unternehmer eines andern Journals oft den Umständen nach theuer bezahlt und zu erwerben Zeit und Mühe nicht gespart hat. Der letztere aber ist nicht einmal im Stande, sich durch Gegenraub zu entschädigen, weil die Originale in den ersteren des Raubens nicht werth sind, und was des Raubens werth erscheint, bereits gestohlene Waare ist.

Die meisten Journale stützen sich auf das Princip wahrhafter Aermlichkeit; mit geringen Mitteln will man sie bestreiten, und so geschieht es, daß Literatur, Verleger, Redakteur und Mitarbeiter dabei urkundlich verhungern könnten, wenn die zähe Lebenskraft des Deutschen nicht einen Widerhalt gewährte. Was soll man übrigens von der Theilnahme des deutschen Lesepublikums für literarische Interessen denken, wenn selbst ehrenwerthe und vom Verleger wohlunterstützte Journale, wie der von Duller achtbare und no-

bel geleitete „Phönix,“ nicht bestehen können? Dagegen halten sich witzelnde, in Saphirs Geist redigirte, zänkische Journale, welche hauptsächlich von der Theaterkritik, schlechten Correspondenzen und Schmähartikeln leben und den Geschmack des Publikums für das Edle und Würdige immer mehr abstumpfen, mittelmäßig oder erträglich schlecht. Jedenfalls sind auch viele unsrer bessern Journale zu wenig stoffhaltig, zu literarisch geworden und geben sich den kleinen Intriguenspielen literarischer Zänkerei zu ausschließlich hin, um auf eine weitverbreitete Theilnahme rechnen zu dürfen. Die Zeit des Wandsbecker Boten, Justus Möser's und Schubart's, wo man noch allgemeine Interessen populär zu verarbeiten wußte, ist dahin; wir schreiben für Literaten, wenige Literaturfreunde und ein Dutzend halbe und Viertel-Philosophen, welche sich das alles selbst sagen könnten, was wir ihnen sagen. Daher finden in den Mittelstädten selbst die besseren Journale wenig Unterstützung mehr. Am meisten scheint sich neuerdings der Geschmack des Publikums den Monats- und Vierteljahrsschriften zuneigen zu wollen, welche eine strengere Beaufsichtigung von Seiten des Redacteurs selbst nothwendig und möglich machen und mit ihrem mehr buchlichen Character zugleich die Vorzüge eines Journals verbinden. Für die Einführung dieser verständigen und würdigen Form scheint Mundts Beispiel, das er durch Einrichtung des Freihafens und früher des Zodiacus gegeben hat, besonders anregend gewesen zu sein.

Der Arten und Standpunkte, wie und von denen aus kritisirt wird, giebt es eine große Menge und so viele Nüancen, daß man darüber, wenn der Gegenstand bedeutend ge-

nug wäre, ein Buch schreiben könnte. In Norddeutschland beruft sich die Kritik vorzüglich auf die Grundsätze des hegel'schen Systems. Aber das Schöne an sich, das Kunstwerk als solches, ist in dem ästhetischen Theile der hegel'schen Lehre schlecht genug bedacht worden; Schelling's ästhetische Grundsätze sind in der Hinsicht, wenn nicht bedeutender, doch untrüglicher, ihr Verhältniß zur Kunst ist viel gerechter, inniger und klarer. Die Hegelianer, welche Gott die Weltgeschichte und ihn selbst nachconstruiren, construiren auch dem Künstler sein Kunstwerk nach, so daß die Kritik oft viel mehr in sich hat, als das kritisirte Buch oder Werk; nur müssen sie diesem eine Idee abgewinnen oder sie hineinlegen können, die zugleich die ihrige ist. Mit dieser Idee bewaffnet legen sie eine ganze Welt in ein Gemälde, ein Buch, während jenes nichts weniger als ein Kunstwerk und dieses ein ganz schwaches und schlechtgeschriebenes Produkt ist. Wahrhafte Kunstwerke dagegen werden von ihnen nicht selten verkannt und mißhandelt, weil ihnen der Schlüssel dazu fehlt, das innige Verhältniß zum Kunstschönen, das Vermögen, sich aus ihrer Sphäre von Begriffen, Empfindungen und Anschauungen zum freien Genuß des Schönen zu erheben. Sie haben einen Genuß, insofern sie durch Speculation das Kunstwerk in das Bereich ihrer Schulbegriffe zu ziehen im Stande sind, es ist keine unmittelbare Hingebung, keine Aufopferung, wie die Kunst sie will und wie sie auf natürliche Menschen bisher immer gewirkt hat. Es liegt in dieser Weise anzuschauen, zu begreifen, zu empfinden, etwas Egoistisches, was für die Jünger Hegels sehr bezeichnend ist und, so wenig es den Anschein hat, sogar etwas ungemein Be-

schränktes. Wer je einem mündlichen Vortrage von Hegel beigewohnt oder seine Bücher gelesen hat, deren Styl der entgegengesetzteste von einem guten ist, wird, wenn er sich unbefangen zu halten weiß, zugeben, daß Hegel für Formenschönheit wenig Sinn und Empfängniß gehabt hat.

Wir haben also bereits zwei Merkmale der Hegel'schen Schule: ihren Egoismus und ihre Beschränktheit, indem ihre Anhänger auf keine Weise sich aus sich selbst versetzen können, sondern Alles zu sich heranziehen und wo das Object zu selbstständig ist, um sich das gefallen zu lassen und sich ihren Schulbegriffen zu unterwerfen, es fallen lassen und als verfehlt von sich weisen. Zudem ist ihr Verhältniß zur Natur äußerst lose und spröde, sie ist ihnen nicht viel mehr als eine todte Masse, und ein Hegelianer ist sehr wohl im Stande, zu behaupten, daß ihm die Natur, selbst die schönste Gegend, Grauen errege. Ich habe diesen Ausspruch mehr als einmal hören müssen und habe mich dabei meinerseits vor der schönen Gegend des hegel'schen Begriffs auch gegraut. Mithin entwickeln sie auch einen vollständigen Mangel an natürlichem Gefühl, an Naivetät, an Vegetation, an poetischer Anschauung, Herzlichkeit und Gemüthlichkeit; zur eiteln, marktschreierischen Geschwätzigkeit aber verführt sie ihr Egoismus. Alle diese Eigenschaften zusammen geben das Resultat, daß man gegen das Urtheil eines Hegelianers immer auf der Hut sein sollte, weil es wohl bestechen kann, aber, wenn man ihm auf den Grund sieht, meist einseitig und eben nur von einer Seite, von der hegel'schen Schulseite wahr ist.

Zu dieser Polemik gegen das kritische Gefühl und Ver-

fahren der hegel'schen Secte bestimmt mich ihre Anmaßlichkeit und Ausschließlichkeit, womit sie Alles mißachten, was ihrer Secte nicht angehört. Wie gern würde man sonst die furchtbare Consequenz in Hegels System, die Verstandesschärfe und Dialectik seiner Schule und die geistige Regsamkeit und nie rastende speculative Thätigkeit dieser merkwürdigen Verbrüderung anerkennen! Was ich oben, den Grenzen gemäß, die ich mir in dieser Schrift gesetzt, flüchtig scizzirt habe, bleibt einer weiteren Ausführung an einem andern Orte überlassen.

Männer wie Gans, Hotho, Rötscher, Rosenkranz, haben für die Gebiete, denen sie sich zugewendet, das Trefflichste geleistet, weil sie mit einer strengen wissenschaftlichen Bildung für den Kreis ihrer speciellen Thätigkeit ausgerüstet waren. Für so in sich begründete und festgestellte Männer kann ein philosophisches System nur ein Segen, kein Fluch sein; es trägt dazu bei, ihre wissenschaftliche Bildung flüssig zu machen; aber wie bei Männern, in denen eben nur der Extract flüssig ist, den sie aus dem System gewonnen haben, und die sonst in ihrem Ich versteinert, auf ihr begreifendes Ich allein gewiesen sind, weil ihnen die Resultate wissenschaftlicher Studien mangeln? Denn allerdings haben viele Hegelianer geglaubt, sich mit den Resultaten, die ihnen das System des Meisters als fertiges Fabrikat geliefert, begnügen zu dürfen und damit das dürre Geripp ihrer mangelhaften wissenschaftlichen Bildung zu überziehen. Diese sind in der Regel jene unausstehlichen Schwätzer der Schule, welche sich das Unsinnigste zu Schulden kommen ließen, das System ihres Meisters selbst in Verruf

brachten und die Antipathie gegen das philosophische System bei Vielen so weit steigerten, daß sie es eher für eine Ehre als für eine Schande ansehen, zu erklären, sie gehörten keiner philosophischen Schule an. Dazu hat sich noch neulich erst W. Alexis veranlaßt gefühlt.

Die Menzel'sche praktische und durch einzelne Wahrheiten schlagende Kritik hat wenigstens das Verdienst gehabt, daß sie der Recensirwuth der jüngeren Hegelianer das nothwendige Gleichgewicht hielt und ihrer überwuchernden Autorität einen Damm vorbaute. Leider war die Richtung der Menzel'schen Kritik keine ewige, sie vernichtete sich selbst durch ihre Einseitigkeiten und ihren Fanatismus. Es ist indeß aus dem Hegelianismus ein in seiner Art vortreffliches Journal hervorgegangen, die „Hallischen Jahrbücher" von Ruge und Echtermeyer, worin der Tact, die verständige Richtung und Besonnenheit der Herausgeber kein eitles und unbegründetes Schulgeschwätz aufkommen lassen, wenn auch der Mangel an Kunst, sich zu concentriren und mehr auf Thatsächliches als auf breites Raisonnement einzulassen, der populären Wirkung des Journals Abbruch thut.

Einige Specimina der jetzt in Deutschland gebräuchlichen Recensirmethode will ich hier noch beifügen, weil sie für den Zustand unsers Gemüthslebens und der Kritik äußerst bezeichnend sind. Wenn Menzel den Romanschriftsteller Emerentius Scävola ein „Schwein" nennt, „welches sich mit einem Battisttuch die Thränen abtrocknet," seine Gegner „Schwarzvieh," und Müllner eine „Bestie, die in Weißenfels verreckt ist," so ist das noch nichts gegen die Ausfälle einiger jungen norddeutschen Kritiker und Philosophen,

die sich herausnahmen, die junge Literatur zu beschützen und zu fördern und mit Grobheiten die alte niederzuschmettern. Da heißt es von einem Schriftsteller: er sei eine Blattlaus, die auf einigen welken Blumen vegetire, eine Made, die auf dem Leichnam Menzels herumkrieche; er sei ein zusammengeschrumpftes Männlein, sähe aus wie ein Schubkarren, dem man einen Frack überziehe, sei eine Pestbeule, seine Kritik Rattengift; ein Andrer wird mit einem sauberbarbierten glattkahlen Schweinskopfe verglichen, mit Pistol, welcher liederliche Häuser besucht; einem dritten wird sein häßliches vergrämtes Silensgesicht zum Vorwurf gemacht; Herbart ist ein Don Quixote, von geistiger Impotenz, von Selbstgefälligkeit strotzend wie ein aufgeblasener Frosch; Steffens einer der gelungensten Kleckse, der zufällig eine Menschenphysiognomie annahm; alles übrige ist bornirt, Menzel ist bornirt, Herbart ist bornirt, Rellstab hat sogar eine nationale Bornirtheit; Heinse ist ein genialer Sprungbock, dem Laube „nachmeckert;" G. Pfizer albern und philisterhaft u. s. w.

Das Nachsprechen ist überhaupt an der Tagesordnung. Was z. B. die Ausfälle auf Joh. v. Müller betrifft, so spricht Lang in seiner Hammelburger Reise etwa Laube nach, Laube Menzeln und Menzel Woltmann; Lang wirft Müller vor, er sei eine Bedientennatur gewesen, affektirt, falsch, ekelhaft, von hündischen Sitten — welch einen Mangel an gesundem Menschenverstande das deutsche Volk doch haben müsse, wenn es solche Autoritäten noch gelten lasse! u. s. w. Und dergleichen Bosheiten und Unverschämtheiten sammelt der alte schadenfrohe Paulus in Heidelberg und giebt sie unter dem Titel einer „Geisterrevüe" heraus! Seitdem Menzel

ausgesprochen hat, ein Trauerspiel in Versen wäre Unsinn, ist es geschehen, daß man Trauerspiele nur deshalb schlecht genannt hat, weil sie, wie man es offen aussprach, in Versen geschrieben seien! Seitdem die Manie aufgekommen ist, daß ein Drama dem Bewußtsein der Jetztwelt entsprechen müsse, so daß der Schauspieler Devrient mit seinen socialen Dramen eine neue Periode des dramatischen Heils ankündigt und gleich hinter Shakspeare, d. h. noch vor Schiller, hergeht, ist es Brauch geworden, ein historisches Trauerspiel darum zu verwerfen, weil der Verf. trotz der Theatercensur einen schwächlichen socialen Stoff aus dem Leben einer emancipationssüchtigen Jungfrau von heute hätte bearbeiten sollen, kein Stück aus der Geschichte, die in jedem ihrer tragischen Momente eine beherzigungswerthe Moral predigt! — Für tüchtig ausgearbeitete Werke, Resultate jahrelanger Mühen, welche noch für eine ferne Zukunft eine Schatzgrube von Material sein werden, hatte man keinen Sinn. So wurde Gervinus treffliches und reichhaltiges Werk über die Nationalliteratur der Deutschen von einigen Hegelianern bei Seite geschoben, weil sie darin den Standpunkt vermißten, den sie selbst, wenn sie je ein so thatsächliches und an Material reiches Werk zu schreiben fähig wären, zur Literatur und Geschichte genommen haben würden. Wie hat man nicht Mosen's Ahasver behandelt! Mosen ist ein wackrer deutscher Mann und wahrhafter Dichter, ein vielseitiger Dichter, ausgezeichnet im Liede, in der Novelle, im Drama, und selbst sein Epos „Ahasver" reich an schönen lyrischen und beschreibenden Partieen. Aber jeder der das Buch las und recensirte, hatte sich seinen Ahas-

ver construirt und verwunderte sich höchlich, daß Mosen nicht gerade auf diesen Ahasver gerathen sei; da gab ihm der eine diesen, der andere jenen Rath, und immer war es doch nur ein philosophischer, kein poetischer Ahasver, ein subjectiver ewiger Jude, den man zum Vorschlage brachte; es sammelte ein Recensent sogar alle die Paar Oh's und Ach's aus dem Gedichte, um daraus zu beweisen, welch ein verfehltes Machwerk es sei. — In welche Irrgänge ein Philosoph zu gerathen im Stande ist, beweist Göschel, welcher in dem Buche „Herold's Stimme zu Göthes Faust" und a. a. O. den einzelnen Momenten in der Göthe'schen Faustdichtung eine christlich religiöse Deutung unterschob und von dem Bunde Dietriche und der Nachtlampe, welche Faust in der Kerkerscene in Händen hält, behauptet, sie bezeichneten verschiedene Geistesthätigkeiten, deuteten auf Eigenmacht und Selbsthilfe moralischer und intellectueller Kraft; aber das Nachtlämpchen sei das Nachtlämpchen seichter Verstandesaufklärung, der matte düstre Schein vereinzelter Vernunft rc. rc. Das nennt man Göthe und den Faust erklären, wenn Jeder das Lichtlein seiner Subjectivität neben das Licht der großen Sonne steckt, um diese hell zu machen! Gefühl ist Alles; Namen ist Schall und Rauch! Die Hauptsünde, woran unser jetziges kritisches Verfahren krankt, ist die Sucht sich gegenseitig zu „vernichten." An sich ist die wahre und gewissenhafte Polemik nicht als Impietät zu fassen; sie ist, wenn sie rein ist, Pietät im strengsten Sinne des Worts; man polemisirt, aus Pietät für die Vernunft, die Religiosität, die Nationalität u. s. f. gegen Alles, was aus Mangel an Pietät Vernunft, Religiosität, Nationalität u. s. f. beeinträchtigt oder unter-

drückt. Weil man aber nichts als vernichten will, so gilt jedes Mittel für erlaubt, das lächerlich Machen, die maßlosesten Beschimpfungen, das Verdächtigen der Motive, die Personalbeschreibung, die Aufdeckung von Lebensumständen, das Offenbaren anvertrauter Geständnisse. Man hat noch ein andres Mittel: das Ignoriren, indem man hofft, durch fortgesetztes Stillschweigen einen Literaten vergessen machen und in das Reich der Nichtexistenz verweisen zu können. So verhält sich **Menzel** jetzt gegen eine ganze Seite der Literatur; das ist aber nicht bloß eine an den Schriftstellern, sondern auch eine an der Literatur und dem Publikum selbst verübte Unredlichkeit. —

Einen Vorzug aber hat die Kritik der Jüngeren im Allgemeinen; sie können ein Buch nicht lesen und darüber schreiben, ohne warm zu werden, mag es gut oder schlecht sein; das Buch tritt ihnen entgegen wie ein Lebendiges, Persönliches, sie dringen auf Tendenz und Geist, und haben nicht Zeit, Kälte und Gleichgültigkeit genug, um sich auf kleinliche Dinge dabei einzulassen, wohl gar die Capricen des Verf. in der Orthographie oder der Zeichensetzung zu rügen und den Verf. wie einen Quartanerbuben zu behandeln, dessen Schulaufsatz sie corrigiren müßten.

Daß die Literatur so zugänglich geworden, ist allerdings ein großes Uebel; die vielen eine Masse literarischer Kräfte in Anspruch nehmenden Journale tragen die Schuld. Eine Recension, ein Theaterbericht, eine Correspondenz, worin man seinen persönlichen Feindschaften und Freundschaften genug thut, sind ja so leicht geschrieben, und eine Novelle — Himmel! wer schriebe jetzt nicht eine Novelle? Hat

man doch seine Studien dazu gemacht und schon auf der Schule ein Dutzend Taschenbücher mit Haut und Haar verschlungen! Erst schreibt man gratis, der Ehre, des Vergnügens, der Uebung, des literarischen Umgangs, eines freien Theaterbillets wegen, die Beschäftigung ist so angenehm, so unterhaltend, man kommt in so liebenswürdige Verbindungen mit Männlein und Weiblein, das Brotfach wird darüber vergessen, die Unterstützungen von Hause hören auf, was will man nun thun? — man schreibt für Honorar, ohne eigentliches Talent und wahren Beruf — ernste Studien sind ein Ekel geworden — man fällt der Belletristik ein Opfer, ehe man ahnt und darauf vorbereit ist. Hierzu kommen die vielen Taschenbücher, hierzu eine Anzahl junger, oft wenig bemittelter und unerfahrner Buchhändler, welche doch etwas verlegen wollen, und weil die angehenden Schriftsteller die wohlfeilsten sind, nach den schwachen Erstlingsprodukten derselben gern ihre Hände ausstrecken. Das deutsche Publikum liest zwar viel; davon zeugen schon die Ausdrücke: eine *erlesene* Gesellschaft, eine *auserlesene* Schönheit, etwas *erlesen* oder *ausgelesen* Schönes, eine Gemäldesammlung als ob sie *ausgelesen* wäre, wodurch sich beweist, daß wir etwas Gewähltes, Vortreffliches, Ausgezeichnetes mit nichts lieber in Verbindung bringen, als mit dem, was wir am liebsten thun, mit dem *Lesen*. Indeß kaufen die Deutschen, wenigstens jetzt, ungern laufende bibliographische Erscheinungen für ihre Büchersammlung, besonders die deutschen Frauen, deren Sparsamkeit eine ausgezeichnete Gabe Gottes ist; die Sortimentshändler schicken die Neuigkeiten ohnehin ins Haus, und im schlimmsten Falle

ist eine Leihbibliothek in der Nähe, bei der man abonnirt ist. Je mehr aber verlegt wird, desto weniger haben die einzelnen Erscheinungen darauf Anspruch, vorzugsweise beachtet und gekauft zu werden.

Hitzig in Berlin hat in einem Sendschreiben an den Schriftsteller Rebenstein, das auch einzeln abgedruckt ist, die Gefahren der belletristischen Schriftstellerei aufzudecken und vor ihr als Lebensberuf zu warnen gesucht. Ich sehe jedoch nicht ein, warum ein wirklich Berufener, der eine Lüge an sich und seiner Neigung begehen würde, wenn er sich einem Brotstudium zuwendete, nicht seiner innern Stimme und Neigung folgen sollte. Bei dem jetzigen Zustande des Buchhandels, der Literatur und der mit Candidaten und Aspiranten bis zur dritten Folge wohl versehenen Berufszweige, ist das literarische Geschäft als Brotgeschäft ein Asyl für Viele, welche lieber ein erträglicher Schriftsteller, als ein unerträglicher Prediger oder Schullehrer oder so was ähnliches sein und sich in fortgesetzter Lebenslüge aufreiben wollen. Herr Hitzig setze den Fall: Gutzkow, der alle Elemente zur Wally schon in sich trug, hätte seine eingeschlagene Laufbahn verfolgt, stände jetzt auf der Kanzel und müsse dem skeptischen Gotte in seiner Brust falsch Zeugniß reden und Lüge auf Lüge häufen — wünscht Herr Hitzig, daß so die allgemeine Lüge und Nothlüge der modernen Zeit vermehrt werde und Fluch zum Fluche komme? Nur die Unberufenen sollt ihr abschrecken, nicht die berufen sind. Die Literatur ist ein Abzugskanal für Viele, welche sich schämen, sich und die Welt zu belügen und Gaben und Neigung zu erheucheln, die nicht vorhanden sind. Jeden=

falls ist die Ansicht Hitzig's in Berlin weit verbreitet. Ist es Menschlichkeit? Mitleid? Theilnahme? Ich zweifle. Einmal bekümmert man sich nirgends mehr als in Berlin um das, was der Nachbar thut, wovon er lebt, welchen Titel er hat, was er trinkt, ist und ißt; dann fürchtet man auch in Berlin die Ueberhandnahme der jungen literarischen Sippe, von der man keine Sympathieen zu erwarten hat und von der es zweifelhaft ist, ob sie je für das Berliner Interesse zu gewinnen sein werde. Hitzig's Ansichten vom Literatenstande liegen nur auf der materiellen Seite. Er scheint zu glauben, ein Literat könne nicht anders, er müsse verhungern oder doch dem Hungertode nahe kommen. Unter den gegenwärtigen literarischen Verhältnissen ist für den Hunger wohl gesorgt, und für noch Einiges nebenbei, wenn der Schriftsteller wirklich Talent, Beruf, Geschicklichkeit und Thätigkeit entwickelt und so gut wie ein Beamteter seinen Stand von der Pflichtseite betrachtet. Wenn aber je einen Berufenen das unverschuldete Mißgeschick zu verhungern treffen sollte, so möge man ihm von Seiten der Berliner den Trost und das unaussprechliche Vergnügen gönnen, in seinem Berufe verhungert zu sein! —

Mit dem Gefühle, das Amt der Kritik in dieser Schrift ehrlich und gewissenhaft verwaltet und im Interesse des Guten und Schönen, des Ernsten und Würdigen, der Wahrheit und Freiheit, der Religiosität und der Sittenstrenge, gegen die Uebel der Nation und noch mehr der Zeit, insbesondere gegen den Abdruck dieser Uebel im weichen Wachse der Literatur, meine Stimme erhoben zu haben, schließe ich jetzt die Darstellung unserer Literaturwirren und der Cultur- und

Civilisationsgebrechen unserer Zeit, die mit jenen im innigsten Nähr- und Wechselverhältniß stehen. Persönlichkeiten, die mir nahe standen und mir werth waren und sind, habe ich im Interesse der Wahrheit und der Sache in ihren Schwächen und Versündigungen gegen den Geist der Nation und die alte Ethik, die Völker- und Menschenbeglückerin und Weltordnerin, bloßlegen müssen, nicht ohne ihr Wirken, so weit es geschichtliches Moment geworden ist oder werden muß, in seinem vollständigen Werthe anerkannt zu haben. Dessen bin ich mir bewußt, daß mein Verfahren ehrlich war — allerdings eine große Sünde gegen den Geschmack der Zeit und der kleinen Chane, welche mit ihren Horden in der Sand- und Salzwüste der Literatur umherziehen und um den geringsten Fleck Landes einen Kampf auf Tod und Leben mit ihrem Nachbarchan eingehen. Aber noch hat sich nichts ausgeglichen. Die entgegengesetztesten Principien wühlen unter dem Boden der Politik wie der Literatur schweigend fort; man dehnt die Fragen aus, statt sie zu entscheiden; man will den Weltfrieden quand même, ohne zu bedenken, daß ein gezwungener Frieden völkerverderblicher wirkt, als ein erklärter Krieg, der die Wahl einer freien moralischen Ueberzeugung ist. Wir müssen diesen erschlaffenden, demüthigenden, selbst das moralische Bewußtsein beeinträchtigenden und die gesellschaftlichen Verhältnisse mit trüber Tünche färbenden Halbzustand ertragen, weil sich die Weltgeschichte nichts vorweg nehmen läßt; man kann kein Produkt gewinnen, wenn nicht die einzelnen Factoren alle beisammen sind. Die hanöver'sche und cölnische Fragen haben neuerdings bewiesen, daß auch Deutschland weder in religiöser noch poli-

tischer Hinsicht befriedigt und gesichert ist, daß der Kampf der Principien eher im Werden, als in der Entscheidung begriffen und das deutsche Volk endlich in die Reihe derjenigen Nationen getreten ist, welche an den inneren auf Grundsätzen und Meinungen beruhenden Vorkommnissen einen lauteren und entschiedneren Antheil nehmen. Der Kampf, der draußen im Säculum schweigt, hat sich in Deutschland auf den Fechtboden der Literatur zurückgezogen; eine Ableitung nach außen fehlt; die Verbindungscanäle mit der Nation sind fast verstopft — da entzünden sich die bösen literarischen Schwaden und Dünste und reiben sich unter einander auf, weil sie vergebens nach einem Krater suchen. Es liegt in diesem Zustande eben so viel Forcirtes als Naturgemäßes; ich aber hielt einen großen mit zusammengehaltenen Kräften mitten durch diese Wirren und aufreibenden Einzelkämpfe unternommenen Feldzug für nöthig, damit die zersplitterte Aufmerksamkeit auf wenige Hauptpunkte geleitet, den wunderlichen Einzelgefechten ein Ende gemacht und der Kampf, wenn einmal Kampf sein soll, in größeren Massen und Gruppen geführt werde.

E n d e.

die Literatur beginnt selbst mit dem Ursprung
der Zeit. Man sagt nicht, daß die Literatur
außer ihrer Zeit steht: sie ist, wie alles
ein Erzeugniß der Zeit, in der sie entsteht.
Noch mehr: sie ist ein Spiegelbild der Zeit.
Ist die Lit. gut d.h. bestrebt sie sich mehr oder
weniger ihren [illegible] vorbilden, so ist auch
die Zeit eine gute. Denn die geist. u. vor-
sozialen u. Staatszustände sind auch nach ihr
entsprechend gebildet. Noch haben wir seit
Homer keinen größeren Dichter gehabt,
der mit gleicher Stärke, mit gleichzeiti-
ger Schärfe es vermocht, dem Leser vor
Augen plastische Bilder vorzuspiegeln, in
dem Ohr klingend eine Welt in der
Welt erklingen zu lassen. Unsere Staats-
männer, sie mögen so groß sein, wie
sie wollen, haben noch nie die alten
Vorbilder eines Aristides, eines
Themistokles erreicht. Weder in Kunst
noch in der Wissenschaft ist bis auf unsere
Tage etwas Entsprechendes geleistet worden.

1.19

Lw

Marggraff

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marggraff, Hermann,

Deutschland's jüngste Literatur- und Culturepoche Characteristiken

Leipzig 1839

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Lw 1992
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11266976-5